Natürliche und bürgerliche

Geschichte

von

Californien

nebst einer neuen Charte dieses Landes und der benachbarten Meere.

Aus dem Englischen übersetzt
und herausgegeben
von

Johan Christoph Adelung.
Sächsisch-Gothaischen Rath und der Churfürstl. Mainzischen Academie zu Erfurt Beysitzer.

Erster Theil.

LEMGO,
in der Meyerschen Buchhandlung, 1769.

B. H. Trolman
1770.

nw
979.4
V455a

Vorrede
des Herausgebers.

Obgleich Californien, im weitläuftigsten Verstande genommen, schon seit geraumer Zeit entdecket worden, so hat man doch bis jetzt von demselben nur noch eine sehr unvolkommene Kentniß. Die Spanier sind nicht die einigen, welche diese Küsten besuchet haben, auch andere Nationen haben eben das gethan; allein da diese solche nur berühret haben, so konte man allein von den Spaniern eine genaue Beschreibung von diesem großen Lande erwarten. Sie beschrieben es anfänglich als eine Halbinsel, und sie ist es auch wirklich; da aber die Holländer von ohngefehr eine spanische Charte fanden, deren Verfasser man niemals hat entdecken können, so bildeten sie sich ein, Californien wäre eine Insel, und diese Meinung ward so allgemein, daß die geschicktesten Erdbeschreiber alle diejenigen als Träumer ansahen, die sich unterstan-

49975

den das Gegentheil zu behaupten. Der berühmte Tellste warf diese Meinung über den Haufen, und bewies mit so viel Muth als Gelehrsamkeit, daß man noch nicht hinlängliches Licht habe, diese Frage zu entscheiden, und so blieb die Sache unentschieden bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, da der P. Kino seine Entdeckung bekant machte, die sich auf seine Reise zu Lande aus Neumexico nach Kalifornien gründet; denn daraus sahe man, daß das rothe Meer weiter nichts als ein Meerbusen oder eine sehr große Baie, Kalifornien aber wirklich eine Halbinsel ist, so wie sie uns die ersten Spanischen Geschichtschreiber geschildert hatten. Hieraus erhellet, daß man die alten Meinungen nicht so schlechterdings verwerfen müsse, besonders wenn sie sich auf geschehene Dinge stützen; daß sich die scharfsinnigsten Personen so gut irren können als andere, und daß man in dergleichen Sachen allezeit dem Ansehen derjenigen etwas einräumen müsse, die die ersten Entdeckungen gemacht haben.

Aus Mangel hinlänglicher Kentnissen von Californien behauptete man in Ansehung dessen noch viele andere Widersprüche, die es wenigstens dem Scheine nach waren. Einige Reisende beschrieben die Küste von Californien als unbewohnt, wegen der entsetzlichen Kälte, die daselbst herrscht; andere hingegen sagen, die Hitze sey daselbst unerträglich. Einige stellen es als ein unfruchtbares Land vor, das gar kein Wasser hat, und nicht allein unbebauet ist, sondern auch wegen seiner großen Trockenheit nicht einmal bebauet werden kan; andere hingegen beschreiben es als ein fettes und fruchtbares Land, das sehr viele schöne Flüsse hat; einige sagen, die Küsten sind gefährlich, und es ist wegen der vielen Klippen und Untiefen schwer daselbst zu landen, überdies fehlt es auch an Häfen; andere hingegen malen Californien als ein an der Seeseite sehr angenehmes Land, das viele große Flüsse hat, in deren Mündungen sich viele fruchtbare Inseln befinden, die eben so wie das feste Land den Schiffen sehr bequeme Häfen verschaffen. Und eben so uneinig ist man auch sowol in Ansehung der natürlichen Beschaffenheit als auch des Umfanges dieser großen Halbinsel. Wenn man einigen Schriftstellern glauben darf, so ist es ein unangenehmes und unfruchtbares Land, das zu erobern sich nicht einmal der Mühe verlohnet; indessen behaupten doch Leute, die eben so gut, als jene, davon urtheilen können, und eben die Gelegenheit gehabt haben, es kennen zu lernen, daß es könne bebauet werden, daß es viele Erzadern habe, und daß auf der Küste Perlen gefischt würden, wovon man einen ansehnlichen Nutzen ziehe. Die Gemälde, die man uns von den Einwohnern macht, sind ebenfals einander sehr unähnlich. Einige stellen sie als unwissende, grobe und ungesittete Leute vor; andere aber, als sehr höflich, gesittet und gastfrey. Ich für meine Person glaube, daß beide Partheien nach der Verschiedenheit der Oerter und Umstände recht haben. Der vornehmste Umstand aber, worauf man jederzeit bey diesem Lande gesehen hat, sind die Gränzen gegen Norden, die man bis jetzt noch nicht hat bestimmen können. Man redet von dem Lande und der Straße Anian, die es, wie man sagt, von Asien trennen soll; andere versichern, Californien nähere sich vom Nordost gegen Nordwest der Tatarey,

rey, und da müsse man die Straße Anian suchen. Noch andere behaupten, diese Meerengen wären nur eingebildet, und führen zum Beweis ihrer Meinung an, daß die Indianer, die die Spanier zur christlichen Religion gebracht, sich zu Lande nach China begeben haben, welches aber noch Bestätigung verdienet. Viele glauben, es gebe zwischen Nordost von Asien und Nordwest von America eine Durchfahrt; andere sagen, es finde solche nur zum Theil statt, und ob es gleich daselbst ein Meer geben könne, so sey es doch mit Inseln von verschiedener Größe angefüllet. Doch dies sind bloße Muthmaßungen, auf welche man nicht bauen kan, und folglich muß man mit der Entscheidung dieser Frage warten, bis der Entdeckungsgeist, der uns die Kentniß von Indien und Amerika verschaft hat, uns mit eben so vieler Gewisheit lehre, ob diese zwey großen Länder durch einen Arm des Meers getrennet, oder durch ein Land verbunden sind, oder ob beydes zugleich statt finde.

Hiebey muß man bemerken, daß dieses keine bloße Speculation ist, sondern daß man wenige Untersuchungen hat, die von größerer Folge wären. Schon als vernünftigen Geschöpfen lieget uns daran, die Erdkugel, die wir bewohnen, völlig zu kennen, und die Neubegierde, die alle Menschen hierbey zeigen, ist nur ein Trieb, dessen sich die Vorsehung bedienet, sie zur Untersuchung alles dessen anzufeuren, was ihnen nützlich seyn kan. Als Unterthanen einer Seemacht liegt uns mehr daran, als andern, weil jede neue Entdeckung von dieser Art einen Einfluß auf unsere Handlung hat. Die gedachte Entdeckung ist für uns um so viel wichtiger, weil alle Versuche, die wir gemacht haben, gegen Nordwest einen Weg zu finden, weiter nichts zur Absicht haben, als einen Weg nach den Küsten von Californien zu entdecken, der, wenn wir so glücklich seyn solten ihn zu finden, unsere Reisen nach beiden Indien sehr verkürzen würde. Nun aber ist das sicherste Mittel, in dieser Unternehmung glücklich zu seyn, von alle dem, was man weiß, Gebrauch zu machen, um das zu entdecken, was man noch nicht weiß, und hierzu ist nichts geschickter, als eine genaue Kentniß von Californien, die uns die Spanier allein verschaffen könten, und die man durch das Lesen des Buches, das ich übersetzt habe, erlangen kan, weil alles in demselben auf das deutlichste entwickelt, und mit allen Umständen beschrieben ist. Dies ist der einzige Gegenstand dieses Buches; hierinnen bestehet dessen gröstes Verdienst, weil des Verfassers Absicht war, den Leser nicht sowol zu vergnügen, als ihn vielmehr zu unterrichten und seine Kentniß zu erweitern. In diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird das Publicum, wie ich hoffe, es mit Vergnügen aufnehmen, zumal wenn es den Plan, dem der Verfasser gefolget ist, übersehen wird.

Er hat sein Buch, wovon die Uebersetzung nur in drey Bändchen erscheinen wird, in vier Theile eingetheilet; in dem ersten handelt er von dem Namen und der Lage Californiens, nemlich dieser Halbinsel, die die Spanier unter ihre Bothmäßigkeit gebracht haben. Er beschreibet uns dabey den Meerbusen, die Küsten und Inseln, den Boden und das Clima von Californien. Er liefert uns die natür-

liche Geschichte desselben, ohne die Perlenfischerey und das Manna zu vergessen, das man sich wohl nie vermuthet hätte, in diesem Lande zu finden. Hierauf liefert er uns eine genaue Beschreibung der Nationen, ihrer Sprache und Sitten, des Characters der Californier, deren Regierung in Kriegs und Friedenszeiten er beschreibet. Endlich handelt er von ihrer Religion, wobey er bemerkt, daß diejenigen, die auf dem festen Lande wohneten, bey Ankunft der Spanier völlig frey von Abgötterey waren, und nur wenig oder gar keine Cerimonien, sondern nur einige besondere speculativische Meinungen hatten. Auf den Inseln aber wurden die Einwohner durch die Betriegereyen und Blendwerke gewisser Leute, die sie beherschten, von einem entsetzlichen Aberglauben beherschet, und seufzeten unter der härtesten Sclaverey.

Der zweyte Theil enthält die Geschichte Californiens von seiner ersten Entdeckung bis auf die Ankunft der Jesuiten. Diese Entdeckung geschahe auf Befehl des berühmten Ferdinand Cortez, der 1536 in Person daselbst ankam, und nachdem er in dessen Meerbusen ans Land gestiegen war, demselben seinen Namen gab; die Spanier aber nanten, um diesem großen General eine Ehre zu erweisen, es von der Zeit an das Cortezische Meer, oder den Golfo von Californien. Unser Verfasser beschreibt die verschiedenen Versuche, die man zu verschiedenen Zeiten gemacht hat, eine vollkommene Kentniß von dem Umfange und den Producten dieser Halbinsel zu erlangen; die verschiedenen Entwürfe, die man deswegen sowol im alten als neuen Spanien gemacht, die widrigen Zufälle, die sich ereignet, und die Ursachen die sie veranlasset haben. Damit verknüpft er viele schöne Anmerkungen, die die große Schwierigkeit zeigen, ein großes Vorhaben auszuführen, wie die Ausführung von Bewilligungen und Verhaltungsbefehlen, die man aus einem sehr weit entfernten Lande erwarten muß, abhängt.

Der dritte Theil handelt von Californiens Bezwingung durch die Jesuiten, und von dem Betragen, das sie daselbst bis auf unsere Zeit beobachtet haben. Er zeigt uns, daß der spanische Hof und dessen Statthalter in Indien, der vielen unnützen und kostbaren Unternehmungen müde geworden und diese ganze Sache aufgegeben, worauf der P. Eusebius Franz Kino die Sache übernommen, der als Missionair in die Provinz Sonora abgeschickt wurde, und den Entschluß faßte in dieses unbekante Land zu gehen. Der P. Salva Tierra war der erste Missionarius, der 1697 in dieses Land ging. Der P. Kino folgete ihm etliche Jahre hernach, begab sich zu Lande nach Californien, und ersahe daraus, wie ich bereits bemerkt habe, daß es keine Insel, sondern eine Halbinsel sey. Seitdem haben die Jesuiten allein die Besorgung der Angelegenheiten in Californien sowol in geistlichen als weltlichen Dingen gehabt. Sie haben Entdeckungen weiter verfolgt, die Indianer bekehrt, kleine Etablissements angelegt, das Land umher gebauet, und Weinberge angelegt, deren Wein an Güte dem Europäischen gleich komt. Unser Verfasser berichtet diese Dinge auf eine Art, die nichts zu wünschen übrig läßt, so daß man, ohne die Wahrheit zu beleidigen, sagen kan, daß, obgleich die Geschichte dieses Theils der Welt eben keine außerordentliche Begebenheiten in sich begreift,

doch

doch diejenigen, die sie abhandelt, sowol deutlich als genau vorgetragen worden. Sie ist in ihrer Art ein Original, und zeigt uns ein vollkommenes Gemälde der Politik, der Ordnung und der Methode, deren sich die Jesuiten bedienet haben, diese Völker dem Titel nach der spanischen Krone unterwürfig zu machen, und sich über dieselben eine unabhängige Gewalt anzumaßen. Man siehet darinnen die wahren Bewegungsgründe, welche die spanische Regierung nötigen, sich dieser Geistlichen in dergleichen Unternehmungen zu bedienen, und ihnen zu erlauben, das mit List zu erlangen, was sie nicht mit Gewalt behaupten können. Der Verfasser hat in seinem Werke viele kühne Betrachtungen mit eingestreuet, nicht allein über die Fehler, die in besondern Fällen begangen werden, sondern auch überhaupt Fehler der spanischen Regierung, die da machen, daß einige ihrer reichsten Etablissements ihnen zur Last sind, und die Schätze, die darinnen gefunden werden, ihre Einwohner nur elend und arm machen; Betrachtungen, die der verständige Leser mit eben so viel Vergnügen als Nutzen lesen wird.

Der vierte und letzte Theil enthält einige Schriften, die im Werke selbst angeführet worden. Dahin gehöret die berühmte Reise des Capitain Sebastian Viscanio im Jahre 1602, wo man eine merkwürdige und umständliche Beschreibung der westlichen Küste von Californien antrift. Hierauf folgt eine Beschreibung der östlichen Küste, aus einer Reisebeschreibung von 1746. Damit sind die Auszüge der Reisen des Capitain Woods, Rogers und des Lords Anson verbunden, nebst den Anmerkungen des Verfassers, besonders über den letztern, worinnen er viele Dinge widerlegt, wovon, wie er glaubt, der Verfasser nicht recht unterrichtet war, wie er denn in dem ganzen Werke seine Neigung gegen die spanische Krone verräth, und keine Gelegenheit vorbey läßt, die Geistlichen seines Ordens zu vertheidigen. Indessen muß man doch gestehen, daß seine Schreibart gar nicht mit der Schreibart anderer Lobredner übereinkomt. Er nimt nicht, wie sie, weder einen so schnellen, noch so hohen Schwung, sondern drückt sich in einem ernsthaften und einförmigen Styl aus, so wie es sich für eine Geschichte von der Art schickt. Er ist sehr genau in Anführung der Schriftsteller, woraus er seine Nachrichten genommen hat; er läßt keine merkwürdige Sache unberührt, und die Religion ausgenommen, zeigt er sich überall gleich scharfsinnig und behutsam und frey von Vorurtheil und Leichtgläubigkeit. Da er ferner wohl wußte, daß seine Materie keinen Schmuck der Beredsamkeit verträgt, so hat er an dessen Stelle politische Betrachtungen eingeschaltet, die sich auf Genauigkeit und Wahrheit stützen.

Man wird in diesem Werke viele unvermuthete Begebenheiten finden, die im Stande sind, die Aufmerksamkeit des Lesers durch ihre Neuheit und die interessante Art, mit der sie erzählet werden, zu erregen. Er wird bey deren Lesung sehen, daß die Spanier so gut, wie einige andere Nationen, die Natur der politischen Krankheiten, die sie zu Grunde richten, und die Mittel, die sie erfordern, kennen, aber nicht das Herz haben sie zu brauchen. Er wird ferner sehen, daß das System des Cardinals Alberoni

ni sich bis auf Californien erstreckte, und daß er, als er sich die Handlung beider Indien annahm, zugleich Willens war, der spanischen Monarchie die Macht wieder zu geben, die sie verloren hatte, indem er eine einförmige Circulation in allen ihren Gliedern herzustellen trachtete. Er wird sehen, daß die Spanier nicht ohne Grund besorgen, selbst in den entlegensten Ländern durch eine Nation vertrieben zu werden, von der sie nach dem Urtheil eines sehr großen Staatsmannes seit 50 Jahren nicht mehr zu fürchten hatten, als von den Einwohnern die im Monde sind; daß die Entdeckung eines Weges nach Nordwest nichts weniger als problematisch ist, nach derer Meinung, die im Stande sind, davon zu urtheilen, und daß die Furche, worinnen sie sind, die Engelländer möchten etwan in dieser Gegend Etablissements anlegen, und sie mit ihren übrigen Colonien verbinden, gegründeter sey, als man denke, da die Sache bey denjenigen, die die Staatsangelegenheiten verstehen, sehr wahrscheinlich ist. Endlich wird er, ohne länger daran zweifeln zu dürfen, sehen, daß, indem die Spanier die wildesten und unfruchtbarsten Gegenden dieses Landes zu bevölkern, zu bebauen und zu befestigen suchen, es in der Engelländer Gewalt stehet, sich, wenn sie es für gut befinden, in einem angenehmen Clima, in einem fruchtbaren Lande und wohl bevölkerten Gegenden niederzulassen, wo sie die schätzbarsten Aeste der Handlung, die man bisher entdecket hat, in Aufnahme bringen, und damit vielleicht noch unzählichere verbinden können, die man jetzt noch nicht kennet.

Die Charte von Californien wird bey dem zweiten Theile ausgegeben.

Verzeichniß

der Materien, die in dem ersten Bande enthalten sind.

Erstes Buch.

Abschnitt I.

Von dem Namen, der Lage und Umfang Californiens.

Abschnitt II.

Beschreibung des Golfo von Californien, seiner Küsten und Inseln.

Abschnitt III.

Beschreibung von Californien, wo von der Beschaffenheit des Bodens geredet wird.

Abschnitt IV.

Von den Thieren, Vögeln, Insekten, Fischen, Muscheln, Bäumen, Früchten, Pflanzen, Minen und Perlen, die man in Californien und dessen Meeren findet.

Abschnitt V.

Von den verschiedenen Nationen in Californien, und von den Sprachen, die daselbst gebräuchlich sind.

Abschnitt VI.

Von dem Charakter und den Sitten der Californier, und ihrer Regierungsart in Kriegs und Friedenszeiten.

Verzeichniß der Materien, die in diesem ersten Bande enthalten sind.

Abschnitt VII.

Von der Religion der alten Californier.

Zweytes Buch.

Abschnitt. I.

Erste Nachricht von dem stillen Meer oder dem Südmeer.

Abschnitt II.

Erste Entdeckung Californiens und Reisen, die man von den Zeiten Ferdinand Cortez an dahin gethan hat.

Abschnitt III.

Unternehmungen auf Californien bis aufs Jahr 1600.

Abschnitt IV.

Merkwürdiger Befehl Philips III. Andere Unternehmungen nach Californien bis auf die Regierung Philips IV.

Abschnitt V.

Letzte Unternehmungen in Californien bis zu Ende der Regierung Carls II.

Drittes Buch.

Abschnitt I.

Bezwingung Californiens durch die Jesuiten, und ihr Betragen, das sie dabey bis auf den heutigen Tag beobachtet haben. Ankunft des P. Johan Maria von Salva-Tierra in Californien im Jahre 1697.

Abschnitt II.

Verschiedene Hinderniße bis auf die Ankunft des P. Franz Maria Piccolo in Californien.

Abschnitt III.

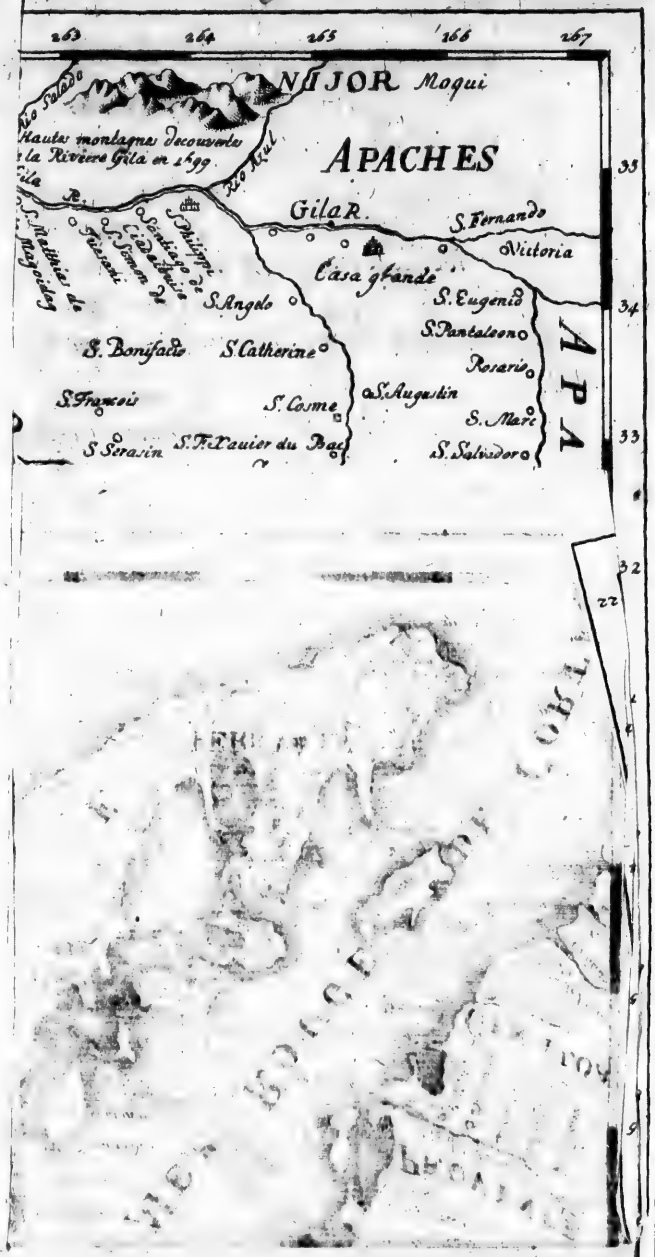
Begebenheiten der zween ersten Jahre. Versuche in das Innere von Californien einzudringen, bis auf Errichtung der zweyten Mission des heil. Xavier.

Abschnitt IV.

Schwierigkeiten, die man zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts erfahren muste. Schlechte Besorgung der Missionsangelegenheiten zu Mexico.

Erstes

J. D. Philippin gel. Sysang sc.


263
264
265
266
267
NIJOR
Moqui
APACHES
Hautes montagnes decouvertes
la Riviere Gila en 1699
Gila R.
S. Fernando
Victoria
Casa grande
S. Eugenio
S. Pantaleon
Rosario
S. Marc
S. Augustin
S. Angelo
S. Catherine
S. Bonifacio
S. Francois
S. Cosme
S. Serasin
S. Xavier du Bac
S. Salvador
APA
33
34
32
22

Erstes Buch.

Beschreibung Californiens, und Geschichte der Völker, die es bewohnen.

Erster Abschnitt.

Von dem Namen, Lage und Umfange Californiens.

Das Land, dessen Beschreibung ich hier liefern will, wird auf den Charten mit drey verschiedenen Namen belegt, nemlich Californien, Neualbion und die Carolinischen Inseln; allein der älteste Name ist Californien, den man schon bey dem Bernhard dia del Castillo antrift, der als Officier unter dem berühmten Cortez bey der Eroberung von Mexico gedienet, und die Geschichte von diesem berühmten Feldzuge geliefert hat. Man muß indessen doch anmerken, daß dieser Officier den Namen Californien auf eine einzige Baye einschränkt. Der Name Neualbion wurde ihm zum Andenken des berühmten Englischen Admirals, Franz Drake, beigeleget,

der auf seiner zweyten Reise, die er 1577 um die Welt that, in diesem Lande anlangte. Der Name Neualbion bedeutet so viel als Neuengelland, und mit eben demselben belegten die Alten diejenige Insel, die wir heut zu Tage Engelland nennen. Den Namen Carolingische Inseln erhielt sie erst ungefehr hundert Jahre drauf, zu Ehren Carls II Königs von Spanien, auf dessen Befehl man die Eroberung Californiens, welches man für eine Insel hielt, und der umliegenden Länder, mit einer Macht unternahm, die der Größe dieser Unternehmung gleich war. Diesen Namen gaben diesem Lande der P. Heinrich Scherera, ein deutscher Jesuit, in seinem neuen Atlas; Herr de Fer, in einem kleinen Atlas der spanischen Domainen, den er Philip V bey seiner Erhebung auf den Thron überreichte, und andere Erdbeschreiber in ihren Atlanten und besondern Charten. Allein da diese berühmte Unternehmung fehl geschlagen ist, so hat sich auch dieser Name wieder verloren.

Dies Land ist heut zu Tage unter dem Namen Californien bekant, den man ihm bey seiner ersten Entdeckung gab. Einige nehmen ihn in der mehrern Zahl, und nennen es die Californien, vermuthlich in der Absicht, um darunter denjenigen Theil, den sie für die gröste Insel in der Welt ansehen, und eine Menge kleiner Inseln, die jene umgeben, damit anzudeuten; allein heut zu Tage, da man weiß, daß dieses Land gar nicht von dem festen Lande von America abgesondert ist, sondern mit demselben zusammenhängt, wie ich hernach beweisen will, erfordert der Sprachgebrauch, diesen Namen nur in der einzeln Zahl zu gebrauchen, und zwar vermöge des Beispiels, welches der zuvor angeführte Geschichtschreiber giebt.

Ich wünschte, daß ich dem Leser Genüge leisten, und ihm die Ableitung und den wahren Ursprung eines Namens geben könte, dessen sonderbarer Klang nebst dem Unglücke, welches die ersten Entdecker dieses Landes auszustehen hatten, und der Vorstellung von unsäglichen Reichthümern, die man daselbst zu finden hofte, die Neubegierde der Europäer und der Einwohner Neuspaniens erreget hat. Aber die Missionarien haben in den verschiedenen Mundarten der Nationen nicht die

ge-

geringste Spur finden können, daß man diesen Namen dem Lande, oder einem Hafen oder Bay, die sich daselbst finden, oder auch nur der geringsten dasigen Gegend gegeben habe. Auch kan ich nicht der Ableitung einiger Schriftsteller beypflichten, die da behaupten, dieser Name wäre dem Lande von den Spaniern wegen der großen Hitze gegeben worden, die sie bey ihrer ersten Landung empfanden, und es daher Californien nenneten, mit einem aus zwey lateinischen Worten zusammengesetzten Worte calida fornax. Ich glaube nicht, daß unsere Reisende so viel Gelehrsamkeit besessen; und obgleich del Castillo uns den Cortez als einen sehr guten Humanisten und vortreflichen Dichter vorstellet, der den Gradum als Baccalaureus in den Rechten angenommen habe, so findet man doch nicht, daß er und seine Hauptleute dieser Art in den Namen, die sie den eroberten Ländern gaben, gefolgt sind. Ich für meine Person glaube, daß dieser Name seinen Ursprung einem Zufalle und vielleicht einigen Indianischen Worten zu danken habe, deren Verstand die Spanier nicht einsahen, so wie es, nach dem Ausspruch eines gelehrten Americaners, mit dem Namen Peru, und wie ich hernach zeigen werde, auch mit dem Namen gegangen ist, den man der Nation von Gaycura gegeben hat.

Doch wir wollen nunmehr die Lage betrachten. Um sie besser einzusehen, nehme ich an, daß America in zwey Theile getheilet sey, in das südliche und nordliche. Das erste geht von der Landenge Panama bis zu dem Vorgebirge Horn; es stehet unter seiner Catholischen Majestät, und ist in zwey Stadthalterschaften abgetheilet, nemlich in die von Peru und von Santa-Fe. Das andere fängt bey eben der Meerenge an, und geht bis an den Nordpol. In diesem sind die Spanischen Besitzungen unter der einzigen Stadthalterschaft von Mexico begriffen, welche in folgende vier Audienzas abgetheilet ist, nemlich Sanct Domingo, Mexico, Gualdalaxara und Guatimala. Mit diesen kan man die Audienza der Philippinischen Inseln verbinden, deren Regierung unter dem Stadthalter in Neuspanien stehet, ob sie gleich in Asien an den Küsten von China liegen.

Ich will hier nur von der einzigen Audienz Guadalaxara reden, unter welcher alle nordliche Länder von der Provinz dieses Namens, imgleichen einige Mexico im Westen gelegene Gegenden, das heist, alle nördliche Provinzen dieses Theiles von America, wozu Californien gehöret, stehen.

Der berühmte Erdbeschreiber Johan Blâu und viele andere mit ihm, verstehen unter dem Namen Californien die großen Länder, die Neuspanien und Neugallicien gegen Abend, und zwischen den nördlichen Theilen des südlichen America und der Meerenge Anian liegen, so daß sie unter dem Namen Californien Neumexico, die Apagiten u. s. w. begreifen; allein Californien erstrecket sich noch lange nicht so weit. Diese Provinz ist eigentlich zu reden eine Halbinsel in dem nordlichsten Th.:le von America, welche von den Spaniern in dem stillen oder dem Südmeere entdeckt worden, oder eine lange Erdzunge, welche sich an den nordlichen Küsten von America anfängt, in Südost bis über den Wendezirkel fortgeht, und von beiden Seiten mit dem stillen Meer eingeschlossen ist, so daß ihre südliche Spitze in dem heißen Erdgürtel und der Provinz Guadalaxara, zu der sie gehöret, gegen über lieget. An dieser Spitze befinden sich das berühmte Vorgebirge S. Lukas und das Cap de la Porsia, welche die Baye S. Barnabas formiren. Die westliche Küste Californiens erstrecket sich gegen Norden, und ist von dem schon angeführten stillen Meer bis auf den 22 Grad umgeben, wo sich das Cap blanc des S. Sebastian befindet; die östliche oder innere Küste von Californien geht, nach der davon gemachten Untersuchung, 10 Grad fort bis an Rio Colorado. Zwischen diesen zwey Küsten liegt die Halbinsel, der man den Namen Californien giebt. Der Arm des Meers, der zwischen der östlichen Küste der Halbinsel und dem festen Lande sich befindet, heist der Golfo oder die Baye von Californien, und ist an einigen Orten 60, an andern 50 und noch bey andern 40 Stunden breit, als zwischen dem Vorgebirge S. Lukas. Was den Rio Colorado anbetrift, so stürzt er sich an dem Orte in den Golfo, wo die zwey Küsten sich mit einander verbinden, wie ich hernach noch besonders bemerken werde.

Man

Man siehet also, daß Californien ein Theil von dem nördlichen America ist, welches gegen Morgen von dem Golfo eben dieses Namens und gegen Abend von dem Südmeere angespület wird, und innerhalb der schon benanten drey Gränzen, nemlich das Vorgebirge S. Lukas, denn Rio Colorado und den Cap-blanc von S. Sebastian eingeschlossen ist.

Jedoch darf man nicht glauben, wenn ich das Vorgebirge von S. Sebastian zur Grenze auf der westlichen Seite von Californien setze, daß es daselbst wirklich aufhöre. Es geht weiter gegen Norden; aber da man nur sehr wenig oder fast gar nichts von der Küste jenseit dieses Vorgebirges, von dem Meere, das gegen Abend lieget, und von den großen Ländern, die gegen Morgen liegen, weiß, so habe ich lieber eine gewisse Gränze, nemlich das gedachte Vorgebirge, bestimmen, als dem Leser ungewisse Nachrichten geben und ihn vergebens aufhalten wollen.

Man würde bey der geographischen Lage nichts mehr zu verlangen Ursache haben, wenn man nur die Breite und die Länge der angeführten Gränzen genau wüste. Allein wenige Personen, die Jesuiten ausgenommen, haben sich hinlängliche Zeit in Californien aufgehalten, um diese Arten von Beobachtungen zu machen, welche besonders in Ansehung der Länge, wenn sie genau seyn sollen, Zeit, Instrumente und Muße erfordern. Es hat viele Missionarien gegeben, und es giebt ihrer noch, die sie mit der gehörigen Genauigkeit bestimmen könten, die Neugier unsers Jahrhunderts zu befriedigen; allein außer ihren übrigen Beschäftigungen, sind sie mit keinen mathematischen Instrumenten versehen; und dies haben sie mit vielen andern gemein, die noch nicht so von dem Zugange der Menschen entfernte Länder bewohnen. Viele, in dem Schooße der Künste und Wissenschaften erzogene Missionarien, haben sich GOtte in dieser Einöde zum Opfer dargegeben, und man handelt daher ungerecht, wenn man ihnen eine Sache vorwirft, die ihr Verdienst nur noch mehr erhebt. Sie können sich vielmehr über unsere Unwissenheit beschweren, weil eben die Europäer das meiste Geschrey machen, und doch selber Ursache daran sind, daß sie das bisher nicht thun, was sie doch zu thun im

Stan-

Stande wären. Vielleicht kömt einmal eine glücklichere Zeit, wo wir nicht mehr Ursache haben werden, dergleichen Klagen zu führen. Bis dahin muß man es versparen, die Gränzen zu bestimmen; denn ich gestehe, daß ich davon nichts gewisses sagen kan. Indessen soll mich doch die Furcht eines kleinen Irrthums nicht verhindern, hier dasjenige zu bemerken, was zur Berichtigung derjenigen Fehler, in die man schon verfallen ist, dienlich zu seyn scheinet. Um deswillen will ich die neuesten Entdeckungen, die mir bekant geworden, erzählen, und dabey nichts von den alten gedenken, da ihr Ansehen durch die neuern Entdeckungen entkräftet worden.

Da die Breite leichter zu bestimmen ist, so nehmen die meisten Erdbeschreiber und Schiffer an, daß das Vorgebirge S. Lukas im 22 Grade 32 Minuten nördlicher Breite, der Rio Colorado im 32 Grade 30 Min. und das Cap blanc von S. Sebastian im 43 Grad 30 Min. eben der Breite liege. Einige gehen zwar in der Bestimmung der Breite dieser drey Oerter von einander ab, und es wäre zu wünschen, daß man deswegen mit der gehörigen Genauigkeit Beobachtungen anstellete, denn es findet sich eine sehr große Verschiedenheit in den Längen, die man diesen drey Orten zuschreibt. Ein gelehrter Missionair aus Californien sagt in seiner Nachricht, das Vorgebirge von S. Lukas liege im 145 Grade der westlichen Länge von dem Meridian der Insel Ferro, und dis komt, wenn man nach der gewöhnlichen Art rechnet, auf den 215 Gr. östlicher Länge. Allein dies ist ein offenbarer Fehler des Abschreibers; denn da die östliche Spitze von Siberien im 205 Gr. der östlichen Länge liegt, um nach eben dem Meridian zu rechnen (*), so würde folgen, daß der Unterschied zwischen der Länge der angeführten Spitze von Siberien und von dem Vorgebirge S. Lucas nur 10 Grad betragen würde, welches aber ganz und gar unglaublich, oder besser zu reden, unmöglich ist. Auf der andern Seite setzt man Mexico und Acapulco, die beinahe unter eben dem Meridian liegen, in den 274 Grad, nach dem ordentlichen Meridian zu rech-

(*) Dies ist die Länge, die der Capitain Beering dem Vorgebirge bestimmete, als ihn Peter der Große abschickte, einen Weg aus Asien nach America zu entdecken.

rechnen, wie man auf der Charte des Don George Juan, eines berühmten Seeofficiers, sehen kan, der Acapulco in den 265 Gr. westlicher Länge setzt, wenn man von dem Meridian des Observatorii zu Paris an zählet, und dis ist, nach dem erstern Meridian zu rechnen, im 275 Gr. der Länge. Nach seiner Meinung sind Mexico und Acapulco nur um 60 Gr. der Länge vom Cap S. Lukas unterschieden, welches ein offenbarer Fehler ist. Der P. Eusebius Franz Kino, der bey einem dreißigjährigen Aufenthalte in diesen Oertern, eine tiefe Einsicht in die Mathematik besaß, setzt die Mündung des Rio Colorado in den 250 Grad der Länge. Und eben dieselbe schreibt Don Joseph Antonio de Villa Senor y Sanchez dem Lande Californien überhaupt zu. Wenn man aber die Länge mit der von ihm angegebenen Breite vergleicht, so scheinet es, als rede er von der Nachbarschaft des Vorgebirges S. Lukas. Der Hr. von Fer setzt den Fluß, den er den großen Corallenfluß nennet, in den 250 Grad. Ich glaube, er redet von dem Rio Colorado. Eben dieser Erdbeschreiber setzt das Vorgebirge S. Lukas in den 254 Gr. und das Cap Mendocino in den 233 Gr. der Länge.

Der Capitain Woods Rogers setzt das Vorgebirge S. Lukas in den 114 Gr. der westlichen Länge des Londner Meridians, welches nach dem gewöhnlichen Meridian der 134 Gr. ist. Der Admiral Anson fand auf einem Schiffe, genant Acapulco, das er den Spaniern wegnahm, eine Charte von dem Südmeere, in welcher das Vorgebirge S. Lukas im 123 Gr. östlicher Länge lag, wenn man denjenigen für den ersten Meridian annimt, der durch die Mündung des Flusses S. Bernardin zu den philippinischen Inseln geht, der Hafen von Acapulco lag nach eben dem Meridian im 134 Gr. Hieraus würde folgen, daß es nur 12 Gr. Unterschied zwischen Acapulco und S. Lukas gäbe, und daß das Vorgebirge, das von dem letztern den Namen hat, im 263 Gr. der Länge liege. Der Herr von Anville geht hiervon in der Länge von Rio Colorado um 10 Gr. ab, welchen er, nach dem P. Kino, in den 100 Gr. westlicher Länge des Meridians der Insel Fer, d. i. in den 260 Gr. der Länge nach der ordentlichen Art zu rechnen, setzet.

Eben dieser Erdbeschreiber setzt das Vorgebirge S. Lukas in den 94 und 95 Grad eben der westlichen Länge, welches, wenn man es nach eben dem Meridian nimt, fast auf 265 und 266 Gr. Länge hinausläuft. Heinrich Ellis, ein englischer Edelmann, und einer von den Avanturiers, die zuletzt aus London abreiseten, um aus Norden einen Weg nach Süden durch die Hudsonsbaie zu finden, setzt das Cap blanc nahe bey Mendocino im 124 Gr. der westlichen Länge von London, welches mit dem 144 Gr. ordentlicher Länge übereinkomt. Hr. Bellin, Ingenieur des Franzdsischen Seewesens, setzt das Vorgebirge S. Lukas in den 265 Gr. der Länge, das Vorgebirge Mendocino in den 245 und Rio Colorado in den 260 Gr. Endlich setzt Don George Juan, von dem ich schon geredet habe, in einigen Tabellen von der Länge und Breite der amerikanischen Küsten, die er selbst nach den besten Charten vom Südmeere gemacht, deren sich die spanischen Schifsleute bedienen, und die er mir gütigst mitgetheilet hat, das Vorgebirge St. Lukas in den 263 Gr. 50 Min. ordentlicher Länge; das Vorgebirge Mendocino in den 249 Gr. 49 Min. und Rio Colorado in den 251 Gr. 49 Min. Welche von diesen Meinungen sollen wir nun annehmen? Diese Ungewisheit hat ohne Zweifel die kluge Zurückhaltung des P. Ferdinand Gonzague verursacht, der im Jahr 1746 den Plan von der östlichen Küste Californiens bis an den Rio Colorado entwarf, um die Lage dieses Landes recht zu bestimmen, und die Streitigkeiten zu entscheiden, die wegen desselben Verbindung mit dem festen Lande entstanden ist, aber ohne die Länge in seinen Charten anzugeben. Indessen habe ich mich doch von seinem Beispiele entfernet, und die Gränzen bestimt, nachdem ich die Umstände und Beobachtungen, auf die sie gegründet sind, reiflich überleget habe, und ich hoffe, wenn sie auch unrichtig seyn solten, daß sie dennoch zu einer Verbesserung dienen können, deren die neuern Beobachtungen noch sehr benöthiget sind.

Zweyte

Zweiter Abschnitt.

Beschreibung des Golfo von Californien, seiner Küsten und Inseln.

Die Jesuiten haben allezeit von dem Augenblicke an, da sie nach Californien gekommen sind, die äußere oder westliche Küste dieser Halbinsel, die an dem stillen Meer oder dem Südmeere stößet, genau zu entdecken gesucht. Aber bis jetzt haben sehr viele Schwierigkeiten sie verhindert, dieses löbliche Vorhaben auszuführen, einige Orte ausgenommen, wie man in der Folge sehen wird. Lange Zeit vor der Ankunft der Jesuiten hatte man viele Entdeckungen auf dieser Küste gemacht, wovon die beste vom General Sebastian Vizcaino ist, die er 1602 auf Befehl Philips III machte. Ein Barfüßermönch, Namens Anton de l'Ascension, der diesen General begleitete, hat uns eine Nachricht von dieser Reise gegeben, woraus Joham von Torquemada einen getreuen Auszug gemacht, der zwar hier zu lang zum Einschalten, aber doch zu wichtig ist, als daß man ihn weglassen solte, und um deswillen will ich am Ende des Werks eine Abschrift davon geben, wo die Wißbegierigen von dem, was wir gewisses von dieser Küste haben, Nachricht erhalten können. Um nun das Wiederholen zu vermeiden, so will ich mich bey deren Beschreibung nicht aufhalten, sondern mich sogleich zur Beschreibung des Meeres, oder des Golfo von Californien und der anstoßenden Küsten, zwischen die es eingeschlossen ist, wenden.

Der Golfo ist ein Arm von dem stillen Meer zwischen dem Vorgebirge Corientes auf der einen und dem Vorgebirge S. Lukas auf der andern Seite, d. i. zwischen den zwey Küsten von Neuspanien und Californien bis an die Mündung des Rio Colorado. Er ist völlig dem Adriatischen Meere gleich, das ein Theil von dem Mittelländischen ist, und durch die Küsten Italiens und Dalmatiens in Griechenland gebildet wird. Die ersten Entdecker nanten es das rothe Meer, (Mar Roxo) weil es durch seine Form und einigermaßen mit seiner Farbe dem Arabischen Meerbusen gleich kam, der sich von Suez zwischen den Afrikanischen

und Asiatischen Küsten erstrecket, und von dem Durchgange der Israeliten so berühmt geworden ist. Man nante es auch das Cortezische Meer, um dem Verlangen zu willfahren, das dieser Eroberer von Mexico bezeigte, seine Unternehmungen zu verewigen. Die folgenden Missionarien nanten ihn den Golfo von Laureta, (Seno Lauritano) zu Ehren unserer lieben Frauen von Loretto, der Beschützerin und Patronin dieser Mission. Sie nennen es auch das Ostmeer, weil es Californien gegen Morgen lieget, und so haben sie das stille Meer das Westmeer genennet, welches, in Vergleichung mit dem Golfo von Mexico, gegen Norden liegt. Man nennet es heut zu Tage überhaupt das Südmeer.

Das Vorgebirge Corientes muß fast eben die nördliche Breite mit dem Vorgebürge St. Lukas haben; indessen, da die Küste von Neuspanien, wenn man von diesem Kap anfängt, eine ganz verschiedene Richtung nimt, so sagt man überhaupt, der Golfo fängt bey diesen zween Vorgebirgen an, indem die Mündung des Meers von Californien zwischen beiden eingeschlossen ist. Das Vorgebirge Corientes liegt, nach dem Don George Juan, im 268 Gr. 10 Min. östlicher Länge, nach dem Meridian der Insel Ferro zu rechnen, und im 20 Gr. 20 Min. nordlicher Breite. Diesem Vorgebirge gegen Norden, an der Küste von Neuspanien, befinden sich, außer einigen unerheblichen Oertern, die Baie von Valle de Vanderas, die nicht weit davon ist, und beinahe im 22 Gr. nördlicher Breite der Hafen Matanchel, über welchen hernach die Mündung des S. Jacobflusses, bey welchem es einige kleine Inseln giebt, sich befindet; 20 Meilen westwärts von dem Eingange in die Baie Californiens findet man vier kleine Inseln, die S. Johan und die drey Marien heißen. Es giebt längst eben dieser Küste vier Flüsse, nemlich S. Peter, Acoponeta, welches auch der Name einer im 22 Gr. 10 Min. nordlicher Breite liegenden Stadt ist, Cannas, welcher das Königreich Neugallicien von der Provinz Cinalon und die Dioces Durango von Guadalaxara und Giametta in der Provinz eben dieses Namens, welche der Insel S. Elisabeth gegen über liegt, absondert. Es kommen hierauf die Flüsse Masatlan mit den Inseln eben dieses Namens, und die Flüsse Gallicien, die den Hafen S.

Sebastian machen, und in dem Meere die Insel Los-Bendos. Auf der Spitze eben dieser Küste findet man Punta-Negra, welches weit ins Meer geht, und die Flüsse Plastla, Elota, Tavola und Culiacan, welcher seinen Namen einer im 25 Gr. nördlicher Breite liegenden Stadt und Provinz giebt, so wie der Fluß Cinaola beynahe im 26 Grade thut. Nicht weit davon in dem Meer ist eine große Klippe oder vielmehr eine kleine Insel. Gegen über von der Küste befinden sich die Baie der S. Maria, der Fluß und Hafen Ahoma im 26 Gr. 30 Min. der Breite, der Fluß Puerte, der gröste unter den Flüssen dieser Provinzen, les Esteros und der Hafen S. Lukas, der von einer Insel gemacht wird: und ein wenig weiter hin beinahe im 28 Gr. des Gebirges de la Mine der Hafen Los-Fragles und der Fluß Mago, der in den Hafen zum heil. Kreuz fällt.

Auf der andern Seite des Flusses Mago, fängt die Provinz Ostimuri an, deren Länge bis an den Fluß Chico 40 Meilen beträgt, und welche einen Theil von Pimeria Baxa unter sich begreift. Ostwerts siehet man die Baie zum heil. Kreuz, die kleinen Häfen S. Martin und S. Bartholomäi, und das Vorgebirge Lobos. Ohngefehr im 29 Gr. fällt der Fluß Yayui oder des S. Ignatius ins Meer, und macht den Hafen Yayui zwischen den Städten Belen und Raun, welcher wegen seiner Bequemlichkeit von den californischen Barken sehr besucht wird. An diesem Flusse fängt die Provinz Sonora an, die weit ins Land hinein geht. Diese Seite vom festen Lande ist von den Spaniern am letzten erobert, und von den Jesuiten am letzten bekehret worden. Man findet, wenn man der Küste nachgeht, den Hafen S. Franz Xaver, die Baie S. Joseph von Los-Guaymas und den Fluß Sonora, der seinen Namen der Provinz mittheilet.

Von diesem Orte bis nach Caborca, welches 90 Meilen von dem Fluß Yayui entfernet ist, scheinet die Küste wegen ihrer Unfruchtbarkeit und der großen Menge Felsen, womit sie angefüllet ist, eine wahre Wüste. Sie wird von einigen Indianern, die Seris und Tepocas heißen, und alle Abgötter oder doch wenigstens sehr schlecht im Christenthum unterrichtet sind, bewohnet. In derselben ist die große Baie des heil. Johan des Täufers, bei welcher die Insel S. Au-

guſtin, und noch weiter gegen Abend die Inſel S. Stephan lieget. Weiter gegen Norden befindet ſich die Inſel S. Peter, nahe an der Küſte der Seris, und ein wenig weiter hinauf findet man den kleinen Fluß, der die Miſſion der Empfängniß zu Coborca umgiebt, deſſen Umfang ohngefehr zwey Meilen beträgt, nach dem Ufer des Meeres zu rechnen. Dies iſt der letzte chriſtliche Beſitz, den man in der Provinz Pimeria Alta in dem Gouvernement Sonora gemacht hat, und liegt im 31 Grad nordlicher Breite. Die Indianer zerſtöreten es bei ihrem Aufruhr 1751. und brachten zween Jeſuiten um, die ſich daſelbſt befanden. Der P. Euſebius Franz Kino entdeckte etwas weiter von dieſem Fluſſe einen Hafen, welchem er den Namen S. Sabine gab, und nahe bey dieſem Fluſſe eine kleine Inſel, ohngefehr drey Meilen in der Länge, die er die S. Agnesinſel nante. Viele Erdbeſchreiber, ſowol alte als neue, ſetzen auf den übrigen Theil der Küſte, vom 31 Gr. zu rechnen, die Flüſſe Coral, Tizon, S. Clara, Amgouche, den Perlenfluß und den Fluß Lagas, die Untiefen und andere Vorgebirge und Häfen. Aber der P. Kino, der dieſes Land vielmal durchſtrichen, und ſehr genau in ſeinen Beobachtungen war, hat von dem Fluſſe Caborca an bis an Rio Colorado nichts gefunden, was werth wäre, in ſeine Charten geſetzt zu werden, den kleinen Fluß der heil. Clara ausgenommen, der ſich in das Meer ergießet. Da er die Gebirge dieſes Namens durchreiſete, die eben dieſer Geiſtliche Carrizal und S. Marcel nent, und im 31 Gr. 30 Min. der Breite liegen, ſo muſte er die angeführten Flüſſe gefunden haben; und doch ſetzt er in ſeine Charte von S. Clara an bis Rio Colorado nur einen, den er Tres-Ojitos oder die drey kleinen Augen nennet, und dieſer liegt nicht weit von dem beſagten Fluſſe S. Clara. Man kan alſo nach den Charten und Nachrichten des P. Kino für gewiß annehmen, daß, wenn man von dem Fluſſe S. Clara anfängt, die Lage der Küſte ſich ändert und gerade von Oſten gegen Weſten einen Raum von einem halben Grade einnimt, und von da wieder gegen Norden geht. Der Reſt von der Küſte iſt nur ein Haufen unfruchtbarer Sand bis nach Rio Colorada, der ſich, wie ich ſchon bemerket habe, im 32 Gr. 30 Min. nordlicher Breite ins Meer ergießet. Es kan von da weiter

hin-

hinaus keinen von den besagten Flüssen geben, weil sich da der Golfo endiget, und die östlichen Kisten des festen Landes von Neuspanien sich mit einander verbinden, um den angeführten Fluß zu machen.

In der ganzen Stadthalterschaft von Mexico giebt es keinen so großen Fluß als den Rio Colorado. Seine Mündung hat ohngefehr eine Meile in der Breite, und man findet daselbst drey kleine Inseln, welche dessen Waser einschränken, und dadurch die Geschwindigkeit seines Laufes vermehren. Den Nachrichten des P. Kino zufolge, der seit dem Anfange der Mission von Pimeria-Alta, die zu Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts gestiftet wurde, viele Reisen nach Rio Colorado gethan hat. Der Nachricht des P. Jakob Sedelmayer, Missionairs zu Caborca und Tubutama, zufolge der diesen Fluß 1744 öfters, besonders aber im Monat October des Jahrs 1748 befahren ist, gehet der Rio Colorado gerade von Norden gegen Süden vom 34 Gr. an, und ergießet sich in den Californischen Golfo. Um den 35 Gr. nimt er den großen Fluß Gila auf, der gerade in Nordosten und Südwesten geht, bis ohngefehr in den 34 Gr. und dies ist auch der Lauf des Colorado, wo sich diese zwey Flüsse mit einander verbinden, ihre Ufer aber werden bis dahin von der Nation der Alchedamas bewohnet. Der Lauf des Gila, um von dem Lande der Apaches anzufangen, gehet gegen Osten und Westen, und wird noch, ehe er sich mit dem Colorado verbindet, von dem Fluste de la Assomption verstärkt. Dis ist der Name, den der P. Sedelmayer einem andern grossen, von dem Gila verschiedenen Flusse giebt, in den sich zwey andere kleinere ergießen, wovon einer Rio Salado und der andere Rio Verde heist. Der Fluß Gila liegt ohngefehr 100 Meilen von den letzten Missionen zu Sonora und Pimeria, und folglich ohngefehr 600 M. von Mexico.

Es bleibt mir also noch die Beschreibung des Golfo von der Seite Californiens und seiner westlichen Küste übrig. Der Golfo fängt bey der Baie S. Barnabas an, die von zween Vorgebirgen gemacht wird, wovon das gegen Mittag S. Lukas und das innere das Cap der Beständigkeit (de la Porsia) heißet. In diese Baie ergießet sich der kleine Fluß, der durch die Mission S. Joseph de Los-

Cö-

Coras fließet. Innerhalb des Golfo ist die Baie de Los Palmas, und weiter hinauf eine andere, genant Seeralvo, welcher gegen über eine Insel mitten im Meer liegt. Wenn wir von diesem Orte anfangen, so geht die Küste gegen Norden westwärts bis an die Höhe vom heil. Kreuz und die Insel des Rosenkranzes, wo sie gerade gegen Westen gehet. Hierauf geht sie von Norden gegen Süden, und macht eine Spitze in den Golfo, die von Südwest gegen Nordost gehet, und gerade gegen über siehet man die Insel des heil. Geistes. Dieses Vorgebirge macht die geräumige Baie Paz, welche im 23 Gr. 30 Min. nordlicher Breite liegt, und den Hafen Pitchilingues in sich hat, bey welchem viele kleine Inseln liegen. In dieser Baie landeten der Admiral Don Isidor von Otonda y Antillon auf seiner ersten Reise nach Californien, und hielt sich daselbst 4 Monate bis zum 31 März 1683 auf. Er ging hierauf 60 Meilen nach Norden, bis in die Baie de Los Delores, in der Sprache des Landes Opata genant; gegen ihr über liegen die Inseln S. Joseph und andere, nemlich Los Animas, San Diego, Santa Cruz, Montalvan und Catalana. Unmittelbar darauf macht die Küste die Baie S. Carl, welche ringsherum mit kleinen Inseln umgeben ist. Ueber der Küste von Malibat befindet sich die Baie Loreta, welche zuvor S. Denys hieß, und in der Sprache des Landes Concho genant wird, wo, wie ich schon angemerkt habe, die erste Mission in Californien unter dem Schutze unserer lieben Frau von Loretta gestiftet wurde. Sie liegt im 26 Gr. nordlicher Breite, und man findet in dieser Baie die kleinen Inseln Montserrat und St. Martial, imgleichen Carmel, welches die gröste in dem Golfo ist. Zwischen dieser Insel und der Küste Ligui, lieget die Insel de Los Danzantes, und noch weiter hin die Insel S. Cosmus, S. Damian und Los Coronados.

In einiger Entfernung von diesen Inseln und von der Insel de la Mestina, macht das Meer die kleine Baie S. Bruno, in welchem sich viele Inseln befinden, welche San-Juanico heißen, wo der Admiral Ottondo sein Lager aufschlug. Jenseit einer Erdzunge, die in das Meer hinein geht, und der man wegen ihrer Figur den Namen Pulpito gegeben hat, fängt die Baie Comondu an, und ihr ge-

gegen über liegt die Insel S. Ildephonse; von diesem Orte an geht das Meer gerade gegen Norden und von Norden wieder zurück nach Süden, und macht eine andere Erdzunge, die der la Paz gleich, aber enger ist. Zwischen derselben und der Küste siehet man die Baie de la Conception, deren Eingang von einer Menge kleiner Inseln gemacht wird, und welche ohngefehr im 27 Gr. der Länge lieget. Ohngefehr zwey Meilen von dieser Baie ergiesset sich der Fluß Mulega in den Californischen Golfo, und ein wenig weiter hin ist das Vorgebirge S. Markus. Die Schildkröteninsel liegt diesem Vorgebirge gegen über mitten in der Meerenge; gegen Mittag liegen die Inseln Los Tortugnillas oder die kleinen Schildkröteninseln, und gegen Norden die Inseln Galapagos oder Colimassons. Von diesem Orte erstrecket sich die Küste durch eine kleine Krümmung gegen Norden bis ans Cap des Vierges, welches diesen Namen von einer Reihe herum liegender Berge hat, unter welchen man 1746 viele feuerspeiende entdecket hat. Von diesem Vorgebirge geht die Küste mehr gegen Abend. In einer kleinen Entfernung davon ist der Hafen S. Anna, und drey Meilen weiter hin der Hafen S. Carl im 28 Grad nordlicher Breite. Dahin begab sich der P. Ferdinand Conzaga den 9 Jun. 1746 auf Befehl des P. Christoph Scabar, Provinzials in Neuspanien, mit vier Fahrzeugen, um die übrige Küste bis an den Rio Colorado zu untersuchen. Oberhalb des Dreifaltigkeits, S. Barnabas und S. Johanshafens, des Vorgebirges und der Baie S. Michael de la Pepena, befindet sich das Cap des heil. Gabriels de Los Almejos, das für die Seefahrer so furchtbar ist, daß sie ihm den Zunamen Punta de sal si puedes, das ist, hilf dir selber, wenn du kanst, gegeben haben. Die Breite dieses Vorgebirges ist 29 Gr. 30 Min. Es giebt auch noch über diesem Vorgebirge sehr viele Inseln, die Islas de sal si puedas genant, weil sie die Schiffahrt sehr gefährlich machen. Der merkwürdigste Ort dieser Küste ist die Baie S. Raphael, zwischen welcher und S. Gabriel die Insel S. Lorenz außer vielen andern kleinern liegt. Oberhalb ist die Baie Los Animas und Los Angeles, und von da geht die Küste bis nach S. Johan und S. Paul, welches mit der großen Schutzengelinsel den Wallfischcanal macht, den man wegen

der vielen Wallfische, die sich dahin begeben, also nent. Oberhalb der Baien S. Ludewig von Gonzaga und de la Visitation, erstrecket sich die Küste gerade Nordwärts und alsdenn Südwärts bis an die Baie S. Philip-de-Jesus und macht in den Zwischenräumen die Häfen S. Elisabeth und S. Firmin; von S. Firmin und S. Bonaventura ist sie mit Morästen bedeckt, und seine Lage ist Südwest und Nordost oder zwischen Nord und Ost, von der Mündung Colorado bis an das Ende des Golfo von Californien, wie ich schon bemerket habe.

Dritter Abschnitt.

Beschreibung Californiens, besonders von der Beschaffenheit des Bodens.

Man kan kühn behaupten, daß bis zu Anfange dieses Jahrhunderts kein Europäer bis in das Innere Californiens gekommen ist, und daß folglich alles, was man davon gesagt hat, nur auf die wenigen Beobachtungen gegründet war, die man auf der Küste gemacht hat. Unterdessen hat doch das Verlangen, durch außerordentliche und wunderbare Erzählungen den Kummer einigermaßen zu versüßen, den der schlechte Fortgang in der Eroberung dieses Landes verursacht, nebst der Neigung der Reisebeschreiber, die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer durch Wunder an sich zu ziehen, wovon sie selbst Augenzeugen gewesen seyn wollen, gemacht, daß viele nach ihrer schimpflichen Zurückkehr von dieser Unternehmung, ihren Verlust zu bemänteln, dem Publico mit einer Menge Mährchen zu schmeicheln gesucht, die auch ein jeder so gut als möglich zu verschönern sich bemühete, um desto günstiger angehöret zu werden. Die letzten hielten es für ihre Schuldigkeit, zu den Nachrichten ihrer Vorgänger noch gewisse Umstände hinzuzusetzen, von denen sie einen großen Eindruck hofften, und sparten sie um so viel weniger, weil sie wußten, daß wenig Leute im Stande waren, die Unwahrheit zu entdecken.

Die Jesuiten selbst konten bei ihrer ersten Ankunft in diese Halbinsel keine genaue

naue und zuverlässige Nachricht davon geben. Sie brauchten viele Jahre, in das Innere des Landes zu kommen und es gehörig kennen zu lernen, damit sie auch davon eine getreue Erzählung geben könten. Was für Fehler würde nicht ein Mann machen, der Spanien nach den Beobachtungen, die er auf einem Theile der Küsten gemacht, beschreiben wolte? Ich will nicht die Mährchen der ersten Reisenden wiederholen, sondern nur dasjenige dem Leser mittheilen, wovon man durch die neuern Nachrichten völlig versichert ist.

Die Länge Californiens von dem Cap S. Lukas bis an die Provinzen, die die Gränze gegen Norden ausmachen, und welche man schon erobert hat, ist beinahe 300 Meilen; diesen Strich ausgenommen, giebt es nur einen Bezirk von etwa einer Meile, den man kent, und von welchem man eine Beschreibung hat, und dennoch fehlt noch sehr viel, daß diese Beschreibung zuverlässig wäre.

Die Breite ist kleiner als die Länge. Bey dem Cap S. Lukas beträgt sie nur zehn Meilen, an einigen Orten zwanzig, an andern dreißig, an noch andern vierzig, von einem Meere bis zum andern, nachdem die zween Küsten mehr oder weniger eingebogen sind. Da der Umfang des Landes so beschaffen ist, wie eben bemerket worden; so muß man natürlicher Weise eine Verschiedenheit in der Mischung der Luft und den Eigenschaften der Sonne finden. Man kan überhaupt sagen, daß die Luft daselbst sehr warm und trocken, das Erdreich unfruchtbar, uneben, wüste, völlig mit Bergen, Klippen und Sande bedeckt, ohne Wasser und folglich gar nicht zum Ackerbau, Pflanzungen und Weiden geschickt ist. Wir wollen es aber besonders durchgehen. In dem Raume von zwanzig bis dreißig Meilen, von dem Vorgebirge S. Lukas an gerechnet, ist die Luft gemäßigter, der Erdboden nicht so unfruchtbar und uneben, und man siehet daselbst mehrere Flüsse als in den andern Gegenden. Von da bis an die Besatzung von Loretto, welches beinahe der Mittelpunct des eroberten Theils ist, ist die Hitze überhaupt unerträglich, das Erdreich gebirgig, trocken und unfruchtbar. In dem übrigen Theile des eroberten Landes bis an die entlegensten Missionen, ist die Luft gemäßigter, so, daß in einigen Jahreszeiten das Wasser gefrieret, aber das Land ist außerdem

gleich wild. Vom 28 Gr. bis an den Ort, bis zu welchem man mit der Entdeckung der Küste dieser Halbinsel gekommen ist, ist der Erdboden nicht so ungleich, auch nicht so mit Klippen angefüllet; aber er ist deswegen nicht fruchtbarer. Unterdessen versichert uns der P. Kino, der den Rio Colorado zwischen dem 34 und 33 Gr. befahren ist, und die Länder, die an diesem Flusse gegen Abend, zwischen dem Canal S. Barba, Puerto de Monte Rey und dem Cap Mendocino liegen, untersucht hat, daß man daselbst sehr fruchtbare Ebenen, die mit schönen Wäldern, vielem Wasser und Weiden abwechseln, finde, so, daß man daselbst allerhand Wohnplätze machen könte. Diese Nachricht wird von dem bestätiget, was der General Vizcaino von der Küste dieses Districts erzählet, und erst neuerlich durch das, was der P. Taraval selbst auf der Küste von S. Xavier und in den Inseln de Los Dolores, die gegen über liegen, und den bereits angeführten Canal von S. Barbara machen, beobachtet hat. Alle beide versichern, daß diese Küsten, sowol in Absicht auf die Luft als ihre Fruchtbarkeit, den übrigen Theilen von Californien gar nicht ähnlich sind.

Nach dem Ansehen dieser Männer von Californien zu urtheilen, so darf man sich in einem Umfange von 300 Meilen, die man entdeckt hat, eben keinen alzu vortheilhaften Begrif machen. Indessen, obgleich das Land, im Ganzen betrachtet, sehr uneben, bergicht und unfruchtbar, die Luft aber unangenehm, und ungesund ist, so trift man doch an den Küsten viele Gegenden an, die gebaurt werden, und alles, was zum Leben nöthig ist, hervorbringen können. Die Nebel, die aus dem Meere aufsteigen, mäßigen die Hitze der Atmosphäre; die Berge geben viele Wasserströme, ohne welche, da der Regen daselbst selten und sehr ungewiß ist, die Erndten oft verloren seyn werden. Man findet auch daselbst Ebenen, die zum Ackerbau und Viehzucht geschickt sind, und in der Mitte von Californien giebt es Thäler und Hügel, deren Boden ganz gut ist, und viele Quellen, deren Wasser sowol zum Trinken als auch zum Bewässern der Felder dienet. In diesen Gegenden haben die armen Californier ihre Wohnungen, und hier sind

auch

auch die Labeceras (*) der Missionen und die Flecken, die unter ihnen stehen.

Man hat allezeit den Grundsatz gehabt, diese Labeceras nahe an den Flüssen und Strömen zu bauen, um die Indianer zum Stadtleben zu ermuntern, und zu einem christlichen und gesellschaftlichen Leben anzuführen. Aber längst an der innern Küste hin von dem Vorgebirge S. Lukas an bis an den Rio Colorado, giebt es nur zwey kleine Bäche, wovon der eine quer durch die Mission S. Joseph del Cabo geht, und sich in die Baie S. Barnabas ergießet: der andere ist der Muleje, der bey der Mission der heil. Rosalie vorbey fließet, und sich im 27 Gr. der Breite in den Golfo von Californien stürzt. Die übrigen Missionen sind bey einigen Quellen, die gewöhnlicher Weise nicht ins Meer gehen, ausgenommen wenn wegen der Jahrszeiten sich starke Regen einfinden. Es giebt auch einige, die sich nicht in den Golfo, sondern in das stille Meer an der Abendseite ergießen. Allein da man nicht hinlängliche Erfahrungen davon hat, so will ich nichts mehr von diesen Flüssen sagen, weil sonst einige Fehler mit unterlaufen könten.

Der Hr. de Fer und andere neuere Erdbeschreiber setzen auf diese Küste und in der Breite vom 26 Gr. nahe am Vorgebirge der heil. Apollonia, den Hafen S. Martin, den Hafen Nouvel-An, und den Fluß S. Thomas mit dem besondern Umstande, daß man sie 1648 entdeckt habe. Dis ist die Zeit der Unternehmungen des Admirals Otondo, wo der P. Kino diesen Officier begleitete; und ob ich gleich niemals in der davon herausgegebenen Nachricht gelesen habe, daß Ottondo jemals den Fuß ans Land gesetzet habe, um die Häfen der östlichen Küste und den Golfo zu untersuchen, so kenne ich doch die Neugierde des P. Kino und den Theil, den er an den Geschäften in Californien gehabt, alzu wohl, als daß ich glauben solte, er habe sich in einem Umstande, der mit dieser Entdeckung

(*) Dies ist der Name, den man der vornehmsten Stadt giebt, wo der Missionair seinen ordentlichen Sitz hat, und um sie verbreitet sich seine Sorgfalt auf viele kleine Dörfer, die dazu gehören.

in Verhältniß stehet, irren können. Dieser Pater setzt sowol in seiner großen geschriebenen Charte, als auch in der, die man auf klein Papier gedruckt hat, die Quelle von dem Flusse S. Thomas zwischen den 26 und 27 Grad nordlicher Breite, lässet ihn die ganze Halbinsel quer durchfließen, und sich im 26 Gr. in das Südmeer ergießen, da er denn noch in seiner Mündung einen großen Hafen macht, den er den Hafen Nouvel-An (Puerto de Anno Nueva) nennet, und der 1685 entdecket wurde. An beiden Seiten dieses Flusses sind von Christen bewohnte Städtchen, wie man aus ihren Namen sieht, S. Jakob, Saint Innocens, S. Stephan, Les rois, la Veille-de-la Nativité, S. Thebais und S. Nikolas. Indessen finde ich doch nicht, daß er von dieser Entdeckung in den damaligen Nachrichten Meldung gethan habe. Hierzu komt noch, daß er in den folgenden nicht ein Wort, weder von diesem Flusse, noch von diesen Wohnplätzen, noch von den Hafen sagt, da er doch bey der Gelegenheit von vielen kleinen Flüssen redet. Wenn man nun diese Gründe mit vielen andern verbindet, so getraue ich mir nicht, davon etwas entscheidendes zu sagen. Und da ich eben diese Schwierigkeiten aus Mangel genauerer und neuerer Nachrichten bey der äußern Küste antreffe, so verweise ich den Leser auf die Nachricht des General Vizcaino, die sich am Ende dieses Werks befindet.

Vierter Abschnitt.

Von den vierfüßigen Thieren, Vögeln, Insecten, Fischen, Muscheln, Bäumen, Früchten, Pflanzen, Mineralien und Perlen, die man in Californien und in desselben Gewässern findet.

Ich hoffe, der Leser werde bey Lesung dieses Titels von mir keine vollständige Geschichte der Thiere, Pflanzen und Mineralien, die sich in Californien befinden, verlangen. Ich weiß zwar, daß die natürliche Geschichte von allen Zeiten her die Lieblingswissenschaft der Gelehrten gewesen ist; ich weiß die Anwendung

sehr

sehr wohl, die sie davon auf die Experimentalphysik machen, imgleichen auch den Schutz, den derselben die Europäischen Fürsten erweisen, wovon die Naturalien-cabinetter, die Bibliotheken, die Gärten, die Laboratoria, die Theater, die Academien und die vielen Bücher, die man bey allen gesitteten Nationen antrift, hinlänglichen Beweis geben; ich weiß das Vergnügen, was ein Neugieriger genießet, wenn er etwas neues in dieser Wissenschaft antrift, zumal wenn es aus einem entlegenen und wenig bekanten Lande komt. Ich weiß, daß man nichts von dem, was die Naturgeschichte betrift, weglassen müsse, weil nichts Leuten von Geschmack angenehmer ist; daher komt es auch vielleicht, daß das höchste Wesen dem Menschen diesen Geschmack eingeflößet hat, damit sie die Wunder seiner Allmacht untersuchen, da es sehr wohl wuste, mit was für Hitze sie die Begebenheiten der Natur zu erklären suchten. Vielleicht hat es auch die Absicht gehabt, ihnen durch die Einflößung dieses Verlangens, die Werke seiner Hände zu betrachten, zugleich einigen Begrif von seiner Größe zu verschaffen. Ich sehe mit Erstaunen die Mühe, die sich viele Auswärtige gegeben haben, um die Naturgeschichte der Kolonien, die ihre Nationen in Amerika haben, ins Licht zu setzen. Unter dieselben rechne ich den Hans Sloane (*), Präsident der Königl. Societät zu London, die Jungfer Maria Sibilla Merian, die aus Holland eine Reise nach Suriname that, um eine vollkommene Kentniß der Insecten dieses Landes zu erlangen; Laet und Bry, zween Holländer; Jocelin und Walker, zween Engländer; Lerio, Franz Pison, Markgrav und Rochefort, Holländer; Ligon, einen Engländer; Cornuto, einen in Französischen Diensten stehenden Italiäner; Banister,

(*) Catalogus plantarum, quae in insula *Jamaica* sponte proueniunt vel vulgo coluntur, cum eorundem synonimis & locis natalibus, adiectis aliis quibusdam, quae in insula *Maderae*, *Barbados*, *Nevis*, S. *Christophori* nascuntur; seu prodromus Hist. Nat. *Jamaicae*, Lond. 1695. in fol. Voyage to the Islands of *Madera*, *Barbados*, *Nevis*, St. *Christophori* and *Jamaica*, With the Natural History of these countries &c. Lond. 1707. in 2 Bänden in fol. mit 274 in Kupfer gestochenen Platten.

nister, einen Engländer; Vernon und Crieg, von eben der Nation; Cabal, einen Französischen Dominicaner; Catesby und Clayton, zween Engländer; Barriere, Lafitau und Charlevoix, drey Franzosen, und noch viele andere, deren Namen man in des Seguier und Linnäus Botanischen Bibliotheken findet. Auch kan ich nicht die Sorgfalt der Spanier mit Stillschweigen übergehen, die sie auf diese Wissenschaft verwandt haben, selbst zu der Zeit der Mohren, und diese hat seitdem sehr zugenommen, da man gewohnt ist, die Werke des Plinius in den Schulen zu tractiren. Es fand sich unter den dasigen Gelehrten eine rühmliche Nacheiferung, die diesen Schriftsteller mit einer großen Anzahl Anmerkungen bereicherte. Unter denselben befinden sich auch Nunnius, Stran, Gomez, de Castro, und Ponce de Leon. Nichts aber hat mehr zum Wachsthum dieser Wissenschaft beygetragen, als die Schriften des Laguna, Valles, Herrera, la Prior, Deza, Rios, Salinas, Val de Cebro, Funes, Velez, Vargus, Villafane, Barba und vieler andern, deren man in der Spanischen Bibliothek rühmlichst gedacht hat. Ich weiß auch die Genauigkeit, mit der Monardes und Oviedo, und vor allen der P. Joseph Acosta, die Producte von America behandelt haben. Der P. Feyjoo nennet diesen letztern mit Recht den amerikanischen Plinius. Ingleichen darf ich den berühmten Franz Hermandez nicht vergessen, der eben so, wie Acosta, auf Befehl Philips II in Amerika war, und der Bibliothek im Escurial 17 große Bände Beschreibungen vermacht hat, wovon der P. Claudius Clement folgendes Zeugniß ablegt (*): „Qui omnes libri & commentarii, si prout af„fecti sunt, ita forent perfecti & absoluti, *Philippus* II. & *Franciscus Herman*„*dez* haudquaquam *Alexandro* & *Aristoteli* in hac parte concederent.“ Wir haben von diesem Werke nur bloß Auszüge, die uns der P. Ximenes und Nardo Recco, Leibarzt Philip IV. davon geliefert haben. Ich sehe auch mit Vergnügen den allgemeinen Beifall, mit welchem das Publicum die Abhandlungen über die Naturgeschichte der Besitzungen, die wir in Amerika haben, aufgenommen hat.

Eben

(*) Bibliothecae *Escurialis* descriptio: Appendix ad Tract. Musicf. siue Bibliothecae instructio. Lugduni 1635. in 4.

Eben so nahm man auch die Schriften der P. Feuillee (*) und Plumier (**) auf, die Ludewig XIV auf seine Kosten nach Amerika schickte. Damit kan man die Beschreibungen der Pflanzen auf den Philippinischen Inseln von dem P. Camello, die von dem Flusse Oronok von dem P. Gumilla, in seinem vortreflichen Buche unter dem Titel: Ovenoco illustrado (***) und endlich auch diejenigen verbinden, die man in der Nachricht von der Reise nach Peru des Don George Juan und Don Anton de Vöua findet, die mit unter den Französischen Academisten waren, um die wahre Figur der Erde zu bestimmen. Mit einem Wort, ich weiß, mit was für Ungeduld die Gelehrten die Beobachtungen des Hrn. Jussieu erwarten, den der König von Frankreich mit den angeführten Academisten abgeschickt, und der sich viele Jahre in America in der einzigen Absicht aufgehalten hat, um die Naturgeschichte dieses Landes ins Licht zu setzen. Ich weiß alle diese besondern Umstände, und wenn ich sie anführe, so geschiehet es nicht sowol, um mich gegen die Vorwürfe der Gelehrten in Sicherheit zu setzen, als Leute von Einsicht, die in Spanien sind, zu ermuntern, den Klagen des Linnäus ein Ende zu machen †).

Eben

(*) Ein in der Mathematik und Botanik sehr geschickter Franciscaner, der eine Geschichte von den medicinischen Pflanzen in Peru und Chili herausgegeben hat. Sie ist zu Paris 1714 in 4 gedruckt, die Fortsetzung aber 1715.

(**) Description des plantes de l'Amerique, in Fol. Noua plantarum Americanarum genera, Paris. 1703.

(***) Dieses Werk ist vom Hrn. Eidous übersetzt, und zu Marseille gedruckt worden.

(†) LIN. Biblioth. Botanica, part. VIII. Floriſtae §. viij. *Hiſp.* p. 96. *Hiſpanicae* Florae nullae nobis innotuerunt, adeoque plantae istae rariſſimae in locis *Hiſpaniae* fertiliſſimis minus delectæ sunt. Dolendum est, quod in locis *Europae* cultioribus tanta existat noſtro tempore barbaries botanices. Pauciſſimas istas plantas, quae nobis in *Hiſpania* & *Portugallia* constant, debemus curioſis claſſ. iij. *Tournefortio* & paucis aliis.

Eben dieses sage ich auch von denen, die sich in Amerika befinden, und ich wünschete, daß sie sich mit mehrerm Eifer, als bisher geschehen, auf diese Wissenschaft legen wolten. Man kan mir eben die Klagen machen, die der gelehrte Muratori in seiner Nachricht von Paragay macht; denn aus Mangel besserer und umständlicherer Nachrichten schränke ich mich darauf ein, nur einen allgemeinen Begrif von der Sache, wovon die Aufschrift Meldung thut, zu geben.

Man findet heut zu Tage in Californien alle Arten von häuslichen Thieren, die in Spanien und Mexico bekant sind; weil die Missionarien aus Neuspanien Pferde, Maulesel, Esel, Ochsen, Schaafe, Schweine, Ziegen und so gar Hunde und Katzen, die daselbst recht gut fortkommen, dahin geschaft haben. Es giebt in Californien zwo Arten von wilden Thieren, wovon man weder in Alt- noch Neuspanien etwas weiß. Die erste nennen die Californier in der Monquischen Sprache T a g e. Dieses Thier ist beinahe so groß, wie eine anderthalbjährige Kuh, und derselben in seiner Gestalt vollkommen gleich, den Kopf ausgenommen, der wie ein Gemsenkopf aussieht. Seine Hörner sind sehr groß, und wie die Hörner eines Widders gekrümmet. Es hat große, runde und gespaltene Füße, wie die Ochsen, das Fell ist fleckigt, wie eine Gemse, aber die Haare sind feiner und der Schwanz ist sehr kurz. Sein Fleisch ist sehr gut zu essen, und es giebt Leute, die es nicht genug loben können. Die zweyte Art ist von den Schaafen nur dadurch unterschieden, daß es größer und dicker ist. Es giebt ihrer von verschiedenen Farben, weiße und schwarze, und ihre Wolle ist sehr schön. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, und sie gehen schaarenweise in den Wäldern und auf den Bergen. In dem Lande findet man viele Gemsen, Haasen, Kaninchen, und wilde Ziegen, ohngeachtet die Indianer sehr viele davon tödten. Aber die Cayoten sind daselbst sehr selten; so nennet man in Mexico und Neuspanien eine Art von wilden Ziegen, die dem spanischen Fuchse einigermaßen ähnlich sind, beson-

sonst in der List und Verschlagenheit, obgleich ihre Figur sehr verschieden ist. Es giebt auch einige Leoparden in dem Lande, die man im Königreich Mexico Löwen nennet. Vor einigen Jahren tödteten die Indianer einen Wolf, von welchem alle ihre Landesleute versicherten, daß er der erste sey, den man in dem Lande gesehen habe, und dies zeigt, daß sie daselbst sehr selten sind; denn gäbe es einige daselbst, so müsten die Indianer sie doch zu sehen bekommen, da sie der Jagd wegen beständig in den Wäldern liegen. Man findet auf den Bergen oft Ziegen, wilde Katzen und Hunde. Der P. Torquemada bemerkt, daß nahe bey Monte-Rey sehr große Bären gebe, ein Thier, das dem Büffel fast gleich komt, und ein anders von dem Tiger völlig verschiedenes, wie man aus folgender Beschreibung sehen wird. Es ist beinahe so groß wie ein junges Rind, es sieht aber wie ein Hirsch aus. Seine Haare sind den Haaren des Pelicans gleich, und ist anderthalb Fuß lang. Es hat einen sehr langen Hals, und Hörner, wie ein Hirschgeweih. Sein Schwanz ist drey Fuß lang und anderthalb Fuß breit, die Füße aber sind, wie bey den Ochsen, gespalten. Eben der P. erzählet, man fände in der Baie S. Barnaba nahe an dem Vorgebirge S. Lukas Tiger, wovon die Indianer den Spaniern einige Felle zum Verkauf brächten.

Das merkwürdigste von dieser Art in Californien ist eine Art von Thieren, die dem Biber vollkommen gleich sind; aber es ist keine Gattung derselben. Der P. Sigmund Taraval hat deren auf einer Reise, die er 1733 auf die Insel de Los Dolores gethan, an einem Orte gesehen, der S. Andreas heist, und fünftehalb Meilen von der Mission S. Ignaz liegt. Ihre Heerde war so zahlreich, daß die Schifsleute wohl zwanzig mit Stöcken todtschlugen. Die Häute von einigen schickte dieser P. nach Mexico. Er aber hält diese Thiere vor Amphibien, wie den Biber. Aber er gedenkt nichts von der Geschicklichkeit, mit der die Biber von Canada ihre Wohnungen längst an dem Flusse hin bauen.

Was die Schlangen und Insecten auf dem Lande anbetrift, so findet man daselbst, außer den gemeinen Arten, solche, die gewöhnlicher maßen sich in den heißen Ländern im Ueberflusse befinden; als verschiedene Arten von Ottern, Eidexen, Scorpionen, Spinnen, Wasserschlangen, Heuschrecken, Ameisen, wozu noch einige Nachrichten die Tarantuln setzen, ohne uns zu sagen, ob ihr Biß eben die Zufälle verursacht, als der Biß der Calabrischen Tarantuln. Endlich, obgleich die Hitze in Californien sehr heftig ist, so findet man doch daselbst, selbst an den feuchtesten Orten, keine von den bösen Insecten, als Wanzen, Niguas (*) und viele andere, die in Amerika sehr gemein und demselben eigen sind.

Es giebt in Amerika sehr viele Arten von Vögeln. Man trift daselbst Turteltauben, Reiger, Wachteln, Fasanen, Gänse, Enten, Tauben. Die Raubvögel sind Geier, Sperber, Falken, Beinbrecher, Uhu, Raben, Krähen, die man in Neuspanien in der Mexicanischen Sprache, Zepilote, nennt. Davon ist eine andere Art, Auras genant, ganz verschieden, die zur Reinlichkeit der Oerter viel beitragen, indem sie von frühem Morgen an die auf die Gassen geworfene Aase auffressen. Von Nachtvögeln findet man daselbst Eulen, Käutzchen und viele andere von der kleinsten Art, die man sonst nicht siehet, und deren kein anderer Naturkündiger Meldung gethan hat. Doch darf uns dies gar nicht wundern, da die Jesuiten selbst uns keine Nachricht noch Beschreibung oder Namen davon gegeben haben. Es giebt viele Singevögel in Californien, besonders sehr viele von der Art, die man in Alt- und Neuspanien findet, als Lerchen, Nachtigallen ꝛc. wovon die meisten ein sehr schönes Gefieder haben. Der P. Torquemada sagt, daß nahe bey dem Hafen Monte-Rey es viele Trappen, Pfaue, Gänse, Krammetsvögel, Wachteln, Rebhüner, Amseln, Bachstelzen, Kraniche, Geier und andere Vögel gebe, die den Indianischen Hähnen gleich sind. Diese letztern sind so groß, daß der Abstand

(*) Dies sind kleine Insecten, die sich im Staube aufhalten, wie die Flöhe springen, und sich in die Füße und Beine derjenigen einfugen, die keine Schuhe und Strümpfe anhaben, und die sich so vermehren, daß man sie weder herauszihen, noch tödten kan, ohne den Theil anzubrennen oder einzuschneiden.

stand eines Flügels von dem andern siebzehn quer Hände beträgt. Ferner, sagt er, gäbe es auch daselbst Wasserraben und Möven ꝛc. Eben derselbe Schriftsteller sagt, er habe in der Insel de l'Assomtion eine besondere Art von Möven gesehen, deren Beschreibung ich nach dem Bruder Anton de l'Assomtion, weil sie an vielen Orten in Californien anzutreffen ist, mittheile: „Diese Möven leben von jungen „Thunen und andern kleinen Fischen. Sie sind so groß, wie eine Gans, der „Schnabel ist einen Fuß lang, und die Beine eben so lang, als beym Storch, „und der Schnabel und die Füße sind wie bey einer Gans. Ihr Kropf ist sehr „groß, und ist den kupfernen Bouteillen gleich, deren man sich in Peru zum Was„serholen bedienet. In diesen Sack legen sie die Nahrung, die ihre Jungen nö„thig haben. Die Freundschaft, die diese Vögel gegen einander haben, ist erstau„nend, und sie helfen sich einander selbst, als ob sie von der Vernunft Gebrauch „machen könten. Wird einer von ihnen krank, schwach, unvermögend, und be„findet sich außer Stande, seine Nahrung suchen zu können, so sorgen die an„dern für ihn, und bringen ihm dieselbe; und hievon bin ich selbst in der Insel S. „Roch ein Zeuge gewesen, wo ich von ohngefehr eine von diesen Möven mit ei„nem Faden angebunden, und mit einem zerbrochenen Flügel antraf, und rings„herum viel kleine Fische, die seine Cameraden ihm gebracht hatten, fand. Dies „ist eine List, deren sich die Indianer bedienen, um Fische zu bekommen. Sie „halten sich verborgen, um die Vögel, die diesen Vorrath bringen, nicht zu er„schrecken, und bemächtigen sich derselben, wenn ein hinlänglicher Vorrath da „ist." Dis sind die geheimen Wege, die die Vorsicht anwendet, den Bedürfnissen seiner Geschöpfe zu Hülfe zu kommen.

Da die Luft und die Beschaffenheit des Erdbodens nicht in allen Gegenden von Californien gleich sind, so kan man leicht einsehen, daß es eine große Verschiedenheit in den Früchten der Bäume und Pflanzen geben müsse. Die Spitze der Halbinsel gegen das Vorgebirge S. Lukas ist ebener, fruchtbarer und gemäßigter, als alle andere Gegenden. Auch sind daselbst mehr Waldungen. An andern Theilen, selbst bis an die entlegensten Missionen, die auf der östlichen Küste

sind, hat man noch kein Holz entdeckt, das zu Balken stark genug wäre; das Holz aber, was man in einigen Kirchen und an andern Gebäuden antrift, ist zur See von Canaloa gekommen. Nur in dem Gebiete von Guadalaxara findet man Bauholz, und dessen hat man sich zur Erbauung der Chaluppe, der Triumph des Kreuzes genant, bedienet, um die Entdeckungen, wie man in der Folge sehen wird, in dem Golfo fortzusetzen. Der P. Torequemada und der P. de l'Ascension sagen indessen, es gäbe an der Magdalenenbaie an der äußersten Küste eine Gegend nahe am Meer, welche mit großen Bäumen, deren sich die Indianer zur Erbauung ihrer Kähne bedienen, bewachsen sey. Die großen Berge dieses wüsten Landes sind kahl und leer, so wie die Sierra Pintada, oder höchstens ganz mit kleinen Dornsträuchen, Hecken und kleinen Gesträuchen besetzt, dem ohngeachtet aber findet man daselbst vortrefliche Früchte, deren einige auch bey uns in Europa zu finden, einige aber nur Amerika eigen sind. Indessen trift man deren desto mehr längst der Küste an, wegen des Wassers, das man daselbst findet, besonders an den Ufern der Seen und Flüsse. Es wachsen auch einige Weiden und Palmbäume an den Ufern der Flüsse, besonders bey dem Vorgebirge S. Lukas.

Unter den Pflanzen und Gesträuchen, woran Californien einen Ueberfluß hat, hat der Pitahaya den ersten Rang, welches eine Art von Hageneichen ist, deren Frucht die vornehmste Nahrung der Einwohner ausmacht. Dieser Baum ist in Europa nicht bekant, und von allen andern Bäumen auf der ganzen Welt unterschieden. Seine Aeste sind hohl, vertical, und machen einen sehr schönen Kranz. Sie haben keine Blätter, und die Frucht wächst aus dem Stamme. Diese Frucht ist, wie eine Indianische Marone und mit Stacheln versehen; das Fleisch aber ist den Feigen gleich, außer daß es weicher und saftiger ist. Es giebt weiße, rothe und gelbe, aber von sehr gutem Geschmack. Es giebt auch süße und saure. Da der Pitahaya voller Saft ist, so wächset er gerne in trockenen Gegenden; seine vornehmste Eigenschaft ist, daß er ein sehr gutes Mittel wider die Krankheit Loanda ist. Man findet auch in Californien viel rothe Junas, die in Neuspanien Japonische Junas heißen; es ist eine sonderbare Art von Feigen. Der

P.

P. de l'Ascension sagt, es gebe in der Baie S. Barnabas viele Bäume, als Feigenbäume, Mastix, Pitahayas und Pflaumenbäume, die an statt des Harzes oder des Gummi ein sehr feines und wohlriechendes Räuchwerk geben. Ich kan nicht sagen, was diese Pflaumen für einen Geschmack haben; alles, was man davon weiß, ist, daß die, so in Californien gewesen sind, davon viel Wesens machen. Diese Pflaumbäume trift man nicht nur in dieser Baie, sondern auch in andern Gegenden, nahe an der westlichen Küste an, und die Indianer suchen die Frucht sorgfältig zusammen. Diese Pflaumbäume, so wie auch die andern Bäume, geben eine so große Menge Räuchwerk, daß man es mit Unschlitt vermischt, um die Schiffe auszuschmieren. Die Berge und Wälder bringen den Mezcal, und nach dem P. Torquemada auch Macquey hervor, dessen Wurzeln in Wasser gekocht, das vornehmste bey dem Mezcalli sind, einer Art von Speisen, die die Eingebohrnen des Landes den Spaniern bey ihrer Ankunft in die Baie S. Franz vorsetzten. Auch findet man daselbst wilde Weinstöcke, und viele Kräuter und kleine Pflanzen, unter andern Pita, woraus die Indianer Faden zu ihren Netzen und andern Gebrauch ziehen. Sie machen auch aus verschiedenen andern Kräutern Teller und Schüsseln, und sind sehr geschickt darinnen. Die Einwohner am Rio Colorado machen aus eben den Kräutern verschiedene Arten von kleinen Körben, Coritas genant, die ordentlich ohngefehr zwey Scheffel Mais halten. Sie bedienen sich derselben, um ihre Sachen von einem Ufer zum andern zu bringen, ohne daß ihnen das Wasser im geringsten schadet. Sie werfen sich nemlich ins Wasser und treiben dieselben vor sich her. Es giebt auch noch andere Kräuter, deren sie sich zur Nahrung bedienen, und wovon man drey Arten in Neuspanien findet. Die erste ist Yuca, welches eine große fleischichte Wurzel ist, die sie stückweis abhauen und den Saft davon ausdrücken; hierauf machen sie daraus Kuchen, die ihnen statt des Brodtes dienen. Die zweyte ist Camotes, die sehr süße schmeckt und gut zu essen ist. Die dritte Gicamas, die dem Geschmack nach noch besser ist, als die Mexicanische. Es gibt beinahe kein Kraut oder Wurzel, woraus sie nicht etwas ziehen. Der P. Franz Maria Picolo, einer von den ersten Missionarien,

die

die in dieses Land kamen, berichtet, daß es daselbst mehr als vierzig Arten von Getreide gebe, deren sie sich bedienen. Drey davon giebt er an, rothe Bohnen, Hanf und Canariensaamen. Außer diesen Bäumen und Wurzeln giebt es auch andere, die die Missionarien von dem festen Lande dahin gepflanzt haben, und die auch gröstentheils gut fortgekommen sind, besonders an den Orten, wo Wasser ist; so daß die Ufer der Flüsse, Canäle und Teiche mit Oel und Feigenbäumen und Weinstöcken umgeben sind, und diese letztern sind an einigen Orten so gut fortgekommen, daß sie einen Wein geben, der so gut, als der beste in Europa ist. Der P. Johan Ugorta, von dem ich in der Folge oft werde Gelegenheit zu reden haben, hat fast alle fruchttragende Bäume, die in Neuspanien wachsen, dahin gebracht, und da er sie in ein wohlzubereitetes Erdreich an der Küste St. Michael gepflanzt, und die Vorsorge gebraucht hatte, sie alle Tage zu begießen, so sind sie alle sehr gut fortgekommen. Das Korn, Weizen, die Fasolen, Melonen, Kichererbsen, Hülsenfrüchte und Küchenkräuter, sind allenthalben gleich gut fortgekommen, wo man sie nur hat säen und bauen können. Die P. Kino und Johan de Torquemada melden, daß es in denen noch nicht bezwungenen und zwischen Rio und Colorado und den Küsten Monte-Rey bis ans Cap Mendozino gelegenen Ländern viele große Bäume gebe, als Steineichen, Fichten, weiße und schwarze Pappeln.

Bisher hat noch kein Reisender etwas von Californiens Mineralien gedacht; aber einige verständige Personen, die sich auf den äußerlichen Schein des Erdreichs verlassen, versichern, daß es in Sierra Pintada und in andern Gegenden viele Metall- und selbst Gold und Silbererzte gebe. Der Capitain Woods Rogers sagt, einige von seinen Leuten hätten auf der Küste von Californien viele große, schwere und glänzende Steine gesehen, die ein kostbares Metall in sich zu haben geschienen, sie hätten aber nicht Zeit gehabt, sie aufzusuchen, noch sie zur Untersuchung ans Ufer zu bringen. Und in der That, was uns am meisten nöthiget zu glauben, daß es auch in Californien Erzte geben müsse, ist, daß man dergleichen sehr viel auf der gegenüberliegenden Küste Sonora und Pimeria antrift;

trift; denn 1730 entdeckte man auf einer nicht weit von der Besatzung zu Pimeria liegenden Anhöhe eine Ader, woraus man ohne viele Mühe eine Menge Silber brachte, und dis setzte die Einwohner von Neuspanien in eine solche Verwirrung, daß man auch einige Zeit zweifelte, ob es eine Erzader oder ein Schatz wäre, den die Indianer dahin verborgen hätten. Man hat auch einige andere entdeckt, die andere Metalle in sich enthalten, und auch Steinsalz daselbst gefunden, das so weiß ist, als Crystall, und davon man einige Stücke nach Mexico geschickt hat.

Obgleich der Erdboden von Californien überhaupt betrachtet unfruchtbar ist, so macht doch die Nachbarschaft des Meeres, daß man daselbst an nichts Mangel hat, weil das stille Meer und der Golfo von Californien ungemein reich an Fischen ist. Der P. Anton de l'Ascension sagt, wenn er von der Baie S. Lukas redet: „es gehe kein Tag vorbey, daß man nicht mit den Netzen, die man am Bord jedes Schiffes hat, viele verschiedene Fische fange, die alle gesund und sehr gut „zu essen wären; besonders Salme, Turbots, Seehunde, junge Thunen, große Austern, Rochen, Makrelen, Barben, Boniten, Schollen, Seekrebse und Perlenmuscheln." Da er von der Baie S. Franz redet, die an der westlichen Küste lieget, setzt er hinzu: „es giebt an diesem Orte eine so große Menge Fische, „daß man mit einem Netze, das der Chef der Escader an Bord hatte, an einem „Tage mehr fieng, als das ganze Schifsvolk essen konte. Diese Fische waren alle „von verschiedener Art, als Krebse, Austern, Brassen, Makrelen, Merlen, „Barben, Rochen ꝛc." An einem andern Orte redet er von der großen Menge der Sardellen, die die Ebbe auf dem Sande zurück läßt, und die noch weit schmackhafter, als die zu Loredo in Spanien, das damals wegen dieses Fisches sehr berühmt war, seyn sollen. Der Golfo ist eben so fischreich, und außer den schon angeführten Arten findet man auch daselbst Thunen, Anschoven ꝛc. Es giebt keinen kleinen Fluß in dieser Halbinsel, wo man nicht Barben und Krebse antrift. Aber der berühmteste Fisch in diesen beiden Meeren ist der Wallfisch, und dieses hat die alten Weltbeschreiber genöthiget, Californien Punta de Ballenas

(das Vorgebirge der Wallfische) zu nennen. Dieser Fisch ist längst der beiden Küsten hin in so großer Menge, daß auch ein Arm des Golfo, und eine Baie in dem Südmeer den Namen von ihm empfangen hat.

Wir wollen nunmehr auch von den Amphibien und den Schaalthieren reden. Den Biber, von welchem ich schon etwas gesagt habe, und die Seewölfe, welchen einige auch den Namen Seelöwen geben, ausgenommen, giebt es daselbst sehr wenige von der erstern Art. Die letztern besuchen gewisse Flüsse, so wie auch einige wüste Inseln von beiden Meeren, häufig.

Der merkwürdigste Fisch unter der schaaligten Art ist die Schildkröte, und das Meer wirft deren eine so große Menge ans Land, daß es manchmal fast ganz damit bedecket ist. Man findet auf der Südküste gewisse Muscheln, deren Schönheit alles, was man jemals von dieser Art gesehen hat, übertrift. Sie haben einen Glanz, der schöner ist als bei der schönsten Perlenmuschel, und wegen des durchsichtigen Firnisses sind sie ſ schön blau, wie Lasurstein. Viele Leute glauben, daß, wenn man einige nach Europa brächte, der Aquamarin bald in Verfall gerathen würde. Sie sind nur unschalig, und sind folglich von denen unterschieden, in denen man Perlen findet, da die letztern zweischaligt sind, wie unsere Austern. Man nennet sie madres perlas, und findet sie in Californien, oder vielmehr, wie der P. Piccolo sagt, längst an der Küste hin, besonders aber an den anliegenden Inseln, wo sie so große Bänke machen, daß man sie zu tausenden zählen kan.

Dieser Ueberfluß an Perlen hat Californien seit zweyhundert Jahren so berühmt gemacht, daß viele nach diesem Schatz begierige Personen sich dahin begeben, die verborgensten Winkel des Golfo durchsucht haben, und sich noch alle Tage dahin begeben, blos um sich mit dieser Waare zu bereichern. Die Muscheln, in die sie eingeschlossen sind, machen in dem Golfo viele Bänke, die man gemeiniglich Hostias nennet. Das Meer von Californien, sagt der P. Torquemada, enthält viele reiche Perlenfischereyen, das Lager der Austern ist nicht tiefer als drey oder vier Klaftern, und man siehet sie so deutlich, als wenn sie sich auf der

Ober-

Oberfläche des Wassers befänden. Er setzt hinzu, die Indianer haben sie ehedem in das Feuer geworfen, um sie zu öfnen und das Fleisch davon essen zu können, worüber die Perlen verloren gegangen; sie hätten aber nachmals ihr Betragen geändert, da sie sähen, mit was für Sorgfalt sie die Fremden aufsuchten, und sie hüben sie nunmehr mit vieler Vorsorge auf. Es mengen sich viele Personen in diese Fischerey: und da der Golfo gar nicht tief ist, so ist sie weit leichter und nicht so gefährlich, als auf den Malabarischen Küsten und in andern Gegenden Ostindiens, wenigstens wenn man den davon gegebenen Nachrichten glauben darf. Viele Personen begeben sich vom festen Lande aus Neuspanien, Neugallicien, Culiacan, Cinaloa und Sonora dahin, und dis hat zu vielen Gewaltthätigkeiten Gelegenheit gegeben, weswegen man oft Klagen an die Regierung gebracht hat, diese werden nicht wohl aufhören, so lange sich die Menschen noch von der Begierde nach Reichthum werden beherrschen lassen.

Der P. Piccolo meldet, daß im Monat April, Mai und Junius mit dem Thaue eine Art von Manna fällt, das sich auf den Blättern der Bäume ansetzt. Er sagt, er habe es gekostet, und so süß als Zucker, von dem es nur durch die Weiße unterschieden wäre, befunden. Dieser gute Geistliche redet hier nach der Meinung des Pöbels, der da glaubt, daß das Manna vom Himmel falle. Allein alle Botanisten gestehen heut zu Tage einmüthig, daß es nur ein Saft sey, der aus den Pflanzen fließe, eben so wie das Gummi, Weyrauch, Balsam, Harz ꝛc. Es ist auch nicht zu verwundern, daß die Bäume in Californien Manna geben, da man dergleichen häufig in vielen Provinzen von Spanien antrift, das dem Calabrischen und Sicilianischen nichts nachgiebt. Man kante es sonst nicht, aber nach den Vorstellungen, die das Königl. Medicinische Collegium zu Madrit 1752 machte, befahl der König zweyen von den Mitgliedern, es sorgfältig zu untersuchen, und ihm davon Nachricht zu geben. Diese zween Mitglieder waren Don Joseph Minuart und Don Christoph Velez (*). Der erstere wurde in

(*) Dieser gelehrte Botanist starb 1753 zu Madrid, zum großen Leidwesen derjenigen, die sich auf die Kräuterkunde legten. Seine moralische Eigenschaften, seine

die Gebirge von Avila, und der andere nach Pedroches oder in die sieben Städte von Cordua, die auf den Andalusischen Bergen liegen, mit dem Befehl geschickt, zu besserer Einsicht der Kraft desselben, den Kranken etwas davon zu geben, die sich in den Hospitälern befänden. Man hat gefunden, daß Spanien allein Manna genug hervorbringt, die ganze Welt damit zu versorgen; denn außer den angeführten Oertern, wo man es in den Hundstagen samlet, findet man auch welches auf den Bergen von Asturien, Gallicien, Cuenca, Arragonien und Catalonien, wo man es Mangla nennet, und wo es bisher nur zum Gebrauche der Bienen gedienet hatte.

Fünfter Abschnitt.

Von den verschiedenen Nationen in Californien, und von den Sprachen, die daselbst im Gebrauche sind.

Das Wort Nation überhaupt genommen, hat in Amerika eine ganz andere Bedeutung, als in Europa, wo man es nicht allezeit in einerley Verstande nimt. In Europa legt man es denenjenigen bey, die ein gewisses Stück Landes bewohnen, oder einerley Regierung haben, sie mögen nun einerley Sprache haben oder nicht. In America aber, da man unter den noch nicht bezwungenen Indianern, weder Unterschied, noch Gränzen der Provinzen, noch Gränzsteine in den beiden Reichen Mexico und Peru hat, werden alle diejenigen, die einerley Sprache haben, für eine Nation gehalten, sie mögen nun beysammen leben, oder in verschiedenen Gegenden zerstreuet seyn. Selbst wenn die Sprachen verschieden sind, pflegt man dieses zu beobachten, wenn nur dieser Unterschied sehr wenig beträgt, und die Sprachen nur wie bloße Mundarten von einander abgehen, indem sie sich einander sehr gut verstehen können. Sobald aber im Gegentheil ihre Spra-

feine tiefe Gelehrsamkeit und vollkommene Einsicht in alle Theile der Naturgeschichte, bewegten viele Gelehrte, einen Briefwechsel mit ihm zu unterhalten, und er verdiente wirklich ein längeres Leben.

Sprachen so verschieden sind, daß sie sich einander nicht mehr verstehen können, so hält man sie alsdenn für verschiedene Nationen. Indessen bekommen zuweilen die Nationen ihren Namen nicht von der Sprache, die sie reden, sondern von der Gegend, die sie bewohnen, oder von einem andern ähnlichen Umstande.

Was die Nationen anbetrift, die Californien bewohnen, so ist man über ihren Ursprung sowol als über die Sprachen, die sie reden, nicht einig. Einige Missionarien behaupten, man rede sechs verschiedene Sprachen in dieser Halbinsel; andere sagen, es wären ihrer nur fünfe. Aber der P. Taraval und einige andere rechnen nur drey. Dieser Unterschied komt daher, daß einige solche Sprachen für verschieden gehalten haben, von denen andere nach der sorgfältigsten Untersuchung gefunden haben, daß es nur Mundarten von einerley Sprache sind, deren Unterschied zu gering sey, als daß es sich der Mühe verlohnete, sie zu unterscheiden. Unter dieser Menge von Meinungen, die dieses in den Nachrichten verursacht hat, scheinet mir des P. Taravals seine den Vorzug zu verdienen, weil er das Land vollkommen kante, und von den dasigen Dingen ein Augenzeuge gewesen war. Die Sprachen, die man in Californien redet, sagt dieser verständige Missionair, sind an der Zahl drey, nemlich die Sprache der Cochimies, Perieues und Loreta. Aus der letzten hat man zwey Dialecte gemacht, nemlich die zu Guaycura und Uchiti. Indessen ist die Verschiedenheit doch so groß, daß eine Person, die die drey andern Sprachen nicht weiß, sie leicht für fünf verschiedene halten könte. Die Indianer verstehen die drei Sprachen von Loreta, Guaycura und Uchiti, und bedienen sich eben derselben Worte, eben dieselben Sachen zu bezeichnen; aber ihre Anzahl ist nicht sehr groß. Diejenigen, die da behaupten, daß diese drey Verschiedenheiten aus zwey Sprachen entstanden sind, schließen, es müsten deren viere gewesen seyn. Die vornehmsten Nationen der Halbinsel, die man bisher entdecket hat, reden die drey benanten Sprachen, und sind in drey beinahe gleiche Theile eingetheilet. Der erste Theil gegen Mittag, von dem Vorgebirge S. Lukas bis ein wenig über den

Hafen de la Paz, wird von der Nation der Pericues bewohnet; der zweyte von Paz an bis an die Besatzung von Loreta von den Monquis; und die dritte von Loreta gegen Norden von den Cochimies. In der Folge wird man sehen, daß in dem Gebiete einer Nation oder Sprache es ordentlicher Weise auch Wohnungen von andern Nationen und Sprachen giebt, und daß diese Nationen sich wieder in Zünfte oder Familien abtheilen. Einerley Sprache hat auch verschiedene Namen und die Wohnplätze, nehmen so wie die kleinen Nationen, ihren Namen gemeiniglich nicht von der Sprache, die sie reden, sondern von andern Zufällen an.

Um in der Folge desto deutlicher zu werden und so viel möglich Irthum und Verwirrung zu vermeiden, worein man in einer so verworrenen Materie fallen könte, so muß man bemerken, daß man in der Mission Loretto-Concho, welches der Sitz der Königl. Garnison und der Hauptort aller Missionen ist, gewisse besondere Worte gebraucht, um die Nationen der Halbinsel in Ansehung der Gegenden, die sie bewohnen, zu bezeichnen. Die Indianer, die gegen Mittag von diesem Gebiete liegen, heißen Edu, Edun oder Edues, ob sie sich gleich unter einander mit dem allgemeinen Namen Monqui oder Monquis benennen; die Völker aber, so mehr gegen Norden wohnen, heißen sie Laymones. Und weil diese drey Namen ihren Ursprung in der Hauptstadt genommen haben, so sind sie in ganz Californien völlig bekant. Weil aber verschiedene Personen sich bald dieses, bald eines andern Namens bedienen, und man darüber leicht in Verwirrung gerathen kan, so muß man merken, daß die Edues mit den Pericues gegen Mittag einerlei sind, ob man gleich unter dem Namen Edues nicht nur diese letztern, sondern auch noch einige Stämme von dem allgemeinen Namen Loretto oder Monquis begreift. Die Laymones sind ebenfals mit den nördlichen Cochimies einerley; jedoch giebt man einigen Wohnplätzen dieser mitten im Lande gelegenen Nation den Monqui oder Loretto eben diesen Namen.

Die

Die Nation der Pericues oder Edues, die, wie ich gesagt habe, den südlichen Theil von Californien gegen das Kap S. Lukas bewohnen, ist wiederum in mehrere Stämme abgetheilet, worunter der Stamm Coras der zahlreichste ist, welches ursprünglich der Name eines einzigen Stammes war, und den man seitdem sowol einigen Dörfern, als auch dem Flusse gegeben hat, der sich in die Baie S. Barnabas stürzt.

Die Nation Loretto hat in der indischen Sprache keinen eigenen Namen, der alles, was zu ihr gehöret, in sich begriffe, und daher komt es, daß man, um sie überhaupt zu bezeichnen, den Namen von ihrem vornehmsten Wohnplatze hernimt, und sie Monquis nennet. Aber es giebt auch außer diesen noch andere, die ihren Namen von ihren verschiedenen Dialecten, von den Gegenden die sie bewohnen, und von andern Zufällen bekommen. Die merkwürdigsten unter ihnen sind die Uchiti, die in der Nachbarschaft von der Baie de la Paz wohnen, und die Guaycunas, die sich von la Paz längst an der Küste des Golfo bis an die Gränze von Loretto ausbreiten. Die Monquis selbst sind in Ligues, Diduis und andere kleine Aeste abgetheilet. Wer aber glaubt, daß Guaycura und Uchit zwey von den Monquis verschiedene Sprachen sind, der glaubt auch, daß es wirklich verschiedene Nationen und nicht Aeste von einer einigen sind. Indessen will ich mich lieber an das Urtheil des P. Taraval halten, der sie als eine Nation und allgemeine Sprache betrachtet. Die zahlreichste unter allen diesen Nationen, ist die Nation der Cochimies oder Caymones, und man kennet den Umfang ihrer Sprache wirklich noch nicht. Diese Nation ist wiederum in mehrere Aeste getheilet, die eine kleine Verschiedenheit in der Mundart der Endung und der Aussprache haben, und diese bemerket man auch in der nördlichsten Mission, die dem heil. Ignaz gewidmet ist, besonders in dem übrigen Theile der Küste bis an den Rio Colorado, an der entgegengesetzten westlichen Küste, in dem Gebiet, das von dem S. Xavier den Namen hat, und in der Insel Los Dolores.

Dies sind die Nationen, die man bisher bezwungen hat; aber die Nation und die Sprache Californiens scheinet sich noch weit über die letzte Mission von

S.

S. Ignaz auszubreiten. Außer diesen schon bekehrten Nationen hat man auch noch andere auf dem festen Lande Pimeria entdeckt, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kan, weil sie zu Californien gehören. Der P. Kino meldet, daß er auf der Reise, die er von Pimeria nach Colorado that, über welchen Fluß er an dem Orte fuhr, wo der Gila in denselben fällt, er längst an den Ufern dieses Flusses, auf der Seite Californiens, folgende Nationen angetroffen habe, nemlich die Bagiopas, Heabonomas, Iguanas und die Cutgnanas oder Cueganas. Er setzt in seiner Charte die Bagiopas nahe an die Mündung von Colorado, und die Heabonomas etwas weiter hinauf an das östliche Ufer dieses Flusses, den Yumas und Quiniyuimas, die an dem Flusse gegen Abend wohnen, gegen über. Eben dieser Pater hat etwas oberhalb des Zusammenflusses des Gila und Colorado, von dem erstern west und von dem letztern ostwärts, die Nation der Alchedemas gefunden, die an dem Flusse Colorado gegen Abend wohnen, und sich in große, zahlreiche und wohl bevölkerte Aeste ausbreiten; und so finden sich deren auch einige an den, in den Gila fallenden Bächen. Ferner, sagt er, ein Cocomaricopane habe ihn versichert, es gebe an der andern Seite des Rio Colorado gegen Californien zu, noch eine andere Nation, die Cucullatos hieße, aber so unbekant sey, daß man unmöglich etwas gewisses von ihr erfahren können. Die übrigen Nationen, die die Gegenden zwischen dem Rio Colorado, Monte-Rey, dem Vorgebirge Mendozino und dem übrigen Lande längst an der Küste hin, bewohnen, sind völlig unbekant, so daß man nichts davon mit Gewisheit sagen kan.

Die Californier sind allen andern bisher entdeckten Nationen in der Bildung ihres Körpers gleich. Sie haben ein ganz angenehmes Gesicht, wenn sie es nicht durchs Fett und die Farben, die sie darauf schmieren, und dadurch, daß sie sich die Nasen und Ohren durchbohren, verunstalteten. Es ist wahr, sie sehen schwärzer und bräuner im Gesichte aus, als die Indianer in Neuspanien, aber sie sind überhaupt stärker, lebhafter und dauerhafter gebauet.

Die Californier scheinen den Gebrauch des Schreibens nicht gewust zu haben, diese wunderbare Kunst, die uns in den Stand setzet, mit den Alten umzugehen,

und

und das Andenken vergangener Dinge zu erhalten. Denn es ist keine Nation in Amerika, die den geringsten Begrif von dieser schönen Kunst gehabt hätte. Indessen muß man doch gestehen, daß die Peruvianer etwas ähnliches an ihren Quipos oder Stricken von verschiedenen Farben gehabt haben, deren sie sich mit einem erstaunlichen Scharfsinne zur Erhaltung ihrer Ueberlieferungen und Alterthümer und zu anderm, in der Gesellschaft nützlichen Gebrauche bedieneten. Man kan eine Beschreibung von diesen Quipos bei dem Acosta, Ganculasso und Martin Murua finden, dessen vom Don Nicolaus Anton so geschätzte Handschrift noch in der Bibliothek der Jesuiten zu Alcala de Henares in Spanien vorhanden ist, und von welcher man Abschriften an einigen andern Orten antrift.

Nichts beweiset das gute Genie der Mexicaner mehr, als die Bilder und Hieroglyphen, deren sie sich zur Darstellung der Begebenheiten und zur Erhaltung der Kentniß ihrer Religion, Gesetze, Geschichte, und der Rechte besonderer Familien bedieneten. Ihre Zeitrechnung und Jahrbücher kan man nicht ohne Erstaunen ansehen. Diejenigen, so Lust haben, sich dieselbe bekant zu machen, können sich bey dem Gomara, Dias del Castillo, Acosta, Herrera, Torquemada, Solis, Betancourt, und beinahe bei allen denjenigen Raths erholen, die von den Mexicanern gehandelt haben, besonders aber bei dem P. Kircher, Gemelli, Careri, Purchas und andern fremden Schriftstellern.

Hätten die Californier das Schreiben verstanden, so hätten wir leicht von ihnen erfahren können, ob die Stifter der Amerikanischen Nationen zu Lande aus Asien gekommen oder nicht, und ob es vor oder nach Erfindung der Wissenschaften in Europa und Asien geschehen sey. Und alsdenn hätten wir wahrscheinliche Muthmaßungen von der Nation wagen können, so dieses große Land zuerst bevölkerte.

Die Californier stoßen näher an Asien, als andere bisher entdeckte Völker in Amerika. Wir kennen aller orientanlischen Nationen Art zu schreiben, und können die Schrift der Japaner, Chineser, der Chinesischen und Mungalischen Tartern, und anderer Nationen bis an die Baie von Kamtschatka leicht unterscheiden;

wie man aus der gelehrten Abhandlung sehen kan, die Hr. Bayer in den Abhandlungen der Kaiserlichen Academie zu Petersburg geliefert hat. Was würde es nicht für eine Entdeckung seyn, wenn man einen von diesen Charakteren oder sonst etwas ähnliches bei den amerikanischen Indianern fände, die an Asien gränzen? Haben die Californier jemals eine Erfindung gehabt, ihr Andenken fortzupflanzen, so müssen sie dieselbe völlig wieder verloren haben, und man findet heut zu Tage bei ihnen nur einige mündliche, dunkele und ungewisse Nachrichten, die desto unrichtiger sind, je älter sie sind. Sie wissen nicht einmal das Land, aus welchem sie gekommen sind, so daß die Edues oder Pericues, die Cochimies oder Laymones nichts weiter wissen, als daß ihre Vorfahren aus Norden herstammen. Dieses aber kan man ohne sie leicht wissen, da Californien von allen Seiten, ausgenommen gegen Norden, wo es ans feste Land stößt, abgesondert ist. Ueberdies ist es nicht möglich, daß sich die ersten Stifter solten übers Meer dahin begeben haben; sie wissen die Zeit nicht, in der sie in dies Land gekommen sind; mit einem Worte, ihre Dumheit und Unwissenheit ist so beschaffen, daß sie niemals scheinen einiges Mittel gehabt zu haben, die Jahre und Zwischenzeiten unterscheiden zu können, wie es die Mexicaner mit ihren Cyclen von funfzig Jahren machten. Von der Bewegursache scheinen sie etwas mehr zu wissen, die ihre Vorfahren nöthigte, das Land gegen Norden zu verlassen und sich nach Californien zu begeben. Es war, wenn man ihrer Sage glaubt, eine Streitigkeit, die sich bei einer Feierlichkeit erhob, wobei sich die Anführer der verschiedenen Nationen befanden. Sie war von einem blutigen Treffen begleitet, nach welchem sich die Ueberwundenen nach Süden begaben, und da sie die Sieger auch dahin verfolgten, so waren sie genöthiget, in den Wäldern und auf dem Berge dieser Halbinsel sich zu verbergen.

Andere sagen, diese Streitigkeit hätte nur zwischen den beiden Anführern statt gehabt, sie haben die Nation in zwey verschiedene Partheien getheilet, und nach einem blutigen Treffen habe eine die andere genöthiget, ihre Sicherheit auf den Bergen und Inseln zu suchen. Weiter haben die Missionarien von dem Ursprun-

sprunge und der Wanderung der Californier nichts erfahren können. Man muß hiebey anmerken, wie weit diese Völker von der Eitelkeit vieler gesitteten Nationen entfernet sind, die ihren Ursprung aus den entlegensten Ländern herleiten, und viele prächtige Geschichte erzählen, um ihren Vorfahren Ehre zu machen. Es ist in der That befremdend, daß sie ihre Abstammung von einem Volke ableiten, das sie wegen ihrer Uebermacht nöthigte, ihr Vaterland zu verlassen, da sie doch ihren Ursprung sehr leicht den berühmten Eroberern zuschreiben konten. Inzwischen haben wir doch zwey berühmte Beispiele dieser Aufrichtigkeit bei den Alten. Rom und Carthago rühmten sich, ihre Abstammung Leuten schuldig zu seyn, die man aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte; die erstern schrieben sie den Trojanern, die letztern aber den vertriebenen Tyriern zu. Dem mag nun seyn, wie ihm will, so ist die wahrscheinlichste Muthmaßung, daß diese Nationen eben so, wie alle übrigen in Amerika, nach der Zerstreuung der Nationen und Verwirrung der Sprachen aus Asien dahin gekommen sind. Zu gleicher Zeit kan man auch versichern, daß man bisher keiner einzigen von den amerikanischen Nationen, die um die Aequinoctiallinie wohnen, ein klares und glaubwürdiges Denkmahl habe finden können, welches bewiese, daß sie aus Asien gekommen, oder jemals, wie man gemeiniglich annimt, von dem festen Lande nach Amerika gegangen sind. Auch trift man in den entlegensten Orten Asiens, wohin bisher die Russen gekommen sind, nicht die geringste Spur oder Sage an, daß die dasigen Bewohner jemals einigen Umgang mit den Amerikanern gehabt, oder sie jemals gekant hätten.

Sechster Abschnitt.

Von der Gemüthsart und den Sitten der Californier, und von ihrer Regierung im Kriege und Frieden.

Denjenigen, die die Amerikanischen Nationen kennen und ihre Gemüthsart studiret haben, darf man weiter nichts sagen, als daß die alten Einwohner Californiens gar nicht von jenen unterschieden sind, die Mexicaner und Peruvianer

ausgenommen, die ihre Vernunft durch Eintracht und Handlung, die sie unter einander hatten, verbesserten, und sich durch ihre Gesetze, Policei, Aufführung im Kriege ꝛc. sowol als durch die guten Dienste, die sie sich bei verschiedenen Gelegenheiten erwiesen, von allen andern unterschieden. Alle übrige Nationen in Amerika haben beinahe einerley Fähigkeit, einerley Neigung und einerley Sitten. Die unterscheidenden Kennzeichen der Californier sind so, wie bey allen andern Indianern, die Dumheit und Unempfindlichkeit, der Mangel der Einsicht und des Nachdenkens, die Unbeständigkeit, Wuth, eine blinde Begierde, eine entsetzliche Faulheit, die ihnen einen Abscheu vor aller Arbeit und Mühe verursacht, Liebe zum Vergnügen und Lustbarkeiten, so abgeschmackt und dumm sie auch sind; Kleinmüthigkeit und Mangel an Herz, mit einem Worte, ein gänzlicher und vollkomner Mangel an alle dem, was den Menschen ausmacht, und ihn vernünftig, erfinderisch, gefällig, und sich selbst und der Gesellschaft nützlich macht. Es fällt den Europäern, die niemals aus ihrem Lande gekommen sind, sehr schwer, sich einen rechten Begrif von diesen Völkern zu machen, und man würde Mühe genug haben, in den abgelegensten Winkeln des Erdbodens eine so dumme, so eingeschränkte, an Geist und Leib so schwache Nation zu finden, als die Californier sind. Ihr Verstand geht nicht weiter, als sie sehen; die abstracten Begriffe, die nur ein wenig verwickelten Urtheile sind außer ihrer Sphäre; so daß sie ihre ersten Begriffe fast niemals vollständig machen. Man mag ihnen die Vortheile, die sie erlangen könten, wenn sie auf eine gewisse Art verführen, oder sich dessen, was ihnen schmeichelt, enthielten, vorstellen wie man will; man gewinnet doch nichts über sie. Sie können das Verhältniß nicht einsehen, das sich zwischen den Mitteln und Absichten findet. Sie wissen nicht, was das heist, sich ein Gut verschaffen, oder ein Unglück, das sie bedrohet, abwenden. Da ihre Unempfindlichkeit gegen die körperlichen Gegenstände so beschaffen ist, so kan man leicht begreifen, was sie für Gedanken von den zukünftigen Strafen und Belohnungen haben. Ihre Kentniß von Tugend und Laster ist so geringe, daß sie ohne Nachdenken von den guten und bösen Handlungen urtheilen. Ob sie gleich das Licht der natürlichen

chen Vernunft und der göttlichen Gnade haben, die GOtt allen Menschen ohne Unterschied darbietet, so ist doch die eine so schwach, und die andere wird so wenig gehöret, daß sie sich, ohne einige Achtung für den Wohlstand, kein anders Ziel in ihren Handlungen vorstellen, als das Vergnügen und den Nutzen.

Ihr Wille ist, wie ihre Fähigkeiten, und alle ihre Leidenschaften handeln nur in einer sehr eingeschränkten Sphäre. Sie haben gar keine Ehrliebe, und sind unendlich mehr geneigt, für starke als für tapfere Leute gehalten zu werden. Sie kennen weder Ehre noch guten Namen, weder Titel, noch Rang, noch Zeichen von Vorzug, so daß der Ehrgeiz, diese mächtige Triebfeder menschlicher Handlungen, die so viel Scheingüter und so viel wirkliches Uebel in der Welt verursacht, gar keine Gewalt über sie hat. Sie haben höchstens weiter nichts, als ein wenig Nacheiferung; sie sind gegen Lobeserhebungen und Belohnungen, die man ihren Cameraden giebt, sehr empfindlich, und dies ist das einzige, so sie antreibt und im Stande ist, sie aus ihrer natürlichen Trägheit zu bringen. Sie sind vom Geiz, dieser schädlichen Leidenschaft, die bey gesitteten Nationen so viel Unheil anrichtet, völlig frei. Ihre Begierden schränken sich auf das ein, was sie von einem Tage zum andern brauchen, und sie sind für den andern Morgen sehr wenig besorgt. Ihr ganzer Hausrath bestehet aus Werkzeugen, die sie zum Kriege, zur Jagd und zum Fischfange nöthig haben. Und was kan man wol für eine Ehrbegierde und Lust bey Völkern finden, die weder Häuser noch Aecker, noch Eigenthum haben, bey denen alles gemein ist, und wo niemand ein ander Recht weiß, als dies, die Früchte der Erden, die er nöthig hat, zuerst einzusamlen.

Diese Beschaffenheit des Geistes macht sie nicht nur faul, unempfindlich, unthätig und zu Feinden der Arbeit, sondern macht auch, daß sie mit Hitze den ersten Gegenstand ergreifen, der sich ihnen darstellet, blos weil er ihnen gefällt, oder weil andere daran ihr Vergnügen finden. Sie sehen die Gefälligkeiten, die man ihnen erweiset, mit Gleichgültigkeit an, und empfinden keine Erkentlichkeit dagegen. Einer Kleinigkeit wegen gerathen sie in Zorn, beruhigen sich aber leicht wieder, so bald man ihnen nur die Spitze bietet, ohne daß sie die geringste Vergü-

tung des angethanen Unrechts fordern; denn ob sie gleich viel aus der Herzhaftigkeit zu machen scheinen, so kan man doch sicher behaupten, daß sie sich nicht die geringste Idee davon machen können. Ihr Zorn dauret nur so lange sie keinen Widerstand finden; eine geringe Sache beruhiget sie, und fangen sie einmal an nachzugeben, so ist keine Niederträchtigkeit, die sie nicht aus Furcht begehen. Tragen sie einigen Vortheil davon, zieht ihr Feind den Kürzern, so ist ihr Stolz unerträglich. Mit einem Worte, man kan sie mit Kindern vergleichen, bey denen die Vernunft noch nicht entwickelt ist. Es ist eigentlich eine Nation, bey der niemand jemals zu seinem männlichen Alter komt. So gar ihre Leidenschaften zeigen von der Schwäche ihrer Vernunft. Die herschendste Leidenschaft ist bey ihnen die Liebe zu Ergötzlichkeiten, Vergnügungen, Festen, Spiel, Tanzen und nächtlichen Lustbarkeiten, in welchen sie ihre unglücklichen Tage zubringen. Es ist wahr, man sieht bey ihnen nicht die Arten von Lastern, die gemeiniglich bey den andern Amerikanern herrschen. Sie kennen die starken Getränke nicht, und bezechen sie sich ja manchmal bey ihren Festen, so geschiehet es nur mit dem Rauche des wilden Tobacks. Sie wissen nichts weder vom Stehlen, noch Zänkereien, und es herrscht unter den verschiedenen Mitgliedern, so diese Gesellschaft ausmachen, eine völlige Eintracht und Harmonie. Sie sind nur gegen ihre Feinde boshaft. Der Argwohn, die Härte und Grausamkeit finden niemals einen Platz in ihren Herzen; ihre Freundlichkeit und Gelehrigkeit ist ausnehmend, und daher komt es, daß man sie so leicht zum Guten als zum Bösen bringen kan.

Ihre Regierung richtet sich genau nach den Gränzen ihrer Fähigkeit, da bey ihnen angeführter maßen weder Theilung der Länder, noch Besitzungen statt haben, und daher folgt, daß man daselbst weder unbewegliche Güter, die man durch die Erbschaft erlangen könte, noch Gesetze wegen des väterlichen Vermögens hat, wodurch man das Recht erlangete, es zu fordern; auch weiß man bey ihnen nicht, was ein unrechtmäßiger Besitz ist. Jede Nation oder Sprache ist in viele Gesellschaften, die nach der größern oder gemeinern Fruchtbarkeit des Bodens bald mehr oder weniger zahlreich sind, eingetheilet, und jede Gesellschaft bestehet

stehet aus einer oder mehrern Familien, die die Bande des Bluts mit einander verbinden. Als die Missionarien das erstemal bey ihnen anlangeten, so hatten weder die Nationen noch die Zünfte Anführer oder Obere, denen sie gehorcheten, oder deren Ansehen sie durch einen besondern Eid oder durch eine Art von Abgabe erkanten. Jede Familie beherrschte sich nach ihrer eigenen Phantasie, und die Kinder gehorchten ihren Eltern nur so lange, als sie ihre Hülfe nöthig hatten. Die Zauberer und Wahrsager, wovon ich in der Folge werde Gelegenheit zu reden haben, hatten in der That eine Art von Herrschaft über sie, aber sie währete nur so lange, als ihre Feste, Krankheiten oder andere Zufälle währeten, die ihre Furcht oder Aberglauben erregt hatten. Inzwischen ist es wahr, daß die Missionarien in diesen Gesellschaften und selbst bey diesen Nationen eine, zwo oder mehrere Personen fanden, die die Ernte, den Fischfang und die Unternehmungen im Kriege, wenn sich etwan Zänkereien bey diesen Gesellschaften oder Nationen erzeugten, zu besorgen pflegten. Weder Verwandschaft, noch Geburt, noch Alter, noch Stimmen, noch Wahl, hatten auf Vergebung dieser Würde einen Einfluß. Sie war die natürliche Folge der Nothwendigkeit, gewisse erfahrne Personen in dringenden Fällen, darinnen man sich fand, um Rath zu fragen, und es war natürlich, daß man das Commando denjenigen auftrug, der sich durch seine Tapferkeit, Erfahrung, Einsicht oder Beredsamkeit von andern unterschied. Allein dieses Ansehen war durch den Eigensinn derjenigen eingeschränkt, die sich demselben unterwerfen wolten, ohne daß sie oft wusten, worinnen es bestand. Dieser Anführer oder Cacike, begleitete sie auf die Jagd und den Fischfang, schickte Boten in die benachbarten Staaten, und nahm die Boten von andern an; gab ihnen von den Gefahren Nachricht, die sie bedroheten, ermunterte sie, sich wegen des wirklichen oder eingebildeten Unrechts zu rächen, das ihnen die andern Nationen oder Gesellschaften angethan hatten, und stellete sich im Kriege bey Verwüstungen und Plünderungen, die sie zu unternehmen für dienlich hielten, an ihre Spitze. Diese Fälle ausgenommen, hatte ein jeder die Freiheit zu thun, was ihm gut deuchte.

Die

Die Kleidung war auf der ganzen Halbinsel, von dem Vorgebirge S. Lukas an bis an die äußerste Mission S. Ignaz, einerley; alle Mannspersonen sowol Kinder als Erwachsene giengen beständig nacket. Aber dieser Blöße ohngeachtet, gab es doch einige Verschiedenheit in dem Putze, wovon eine jede Nation Gebrauch machte. Die Edues, so gegen das Vorgebirge S. Lukas wohnen, putzten ihre Köpfe mit Reihen von Perlen, die sie mit in ihre Haare flochten, und mit kleinen Federn untermengten, so daß man, wenn man diesen Putz von weiten sahe, glauben solte, es wäre eine wahre Perrucke. Die zu Loretto trugen um ihren Körper einen kostbaren Gürtel, und auf der Stirne ein künstlich gearbeitetes Rohr, wozu einige noch ein Halsband von Figuren von Perlenmutter, und manchmal auch kleine runde Früchte, wie die Knöpfe am Rosenkranze setzten, die ihnen in Gestalt eines Rosenkranzes auf die Brust herabhingen, wovon sie ohnstreitig den ersten Begrif bey der Ankunft der Jesuiten in dies Land erhielten. Sie trugen auch dergleichen um den Arm an statt der Armbänder. Die Cochimes, die gegen Norden wohnen, trugen ihre Haare sehr kurz, bis auf etliche wenige, die sie so lang wachsen ließen als sie wolten; und wenn sie sich nicht, wie die gegen Mittag, der Perlen bedieneten, so ersetzten sie dieselben durch einen weit reichern Putz, der in einer Art von Diadem oder Kranz, aus vielen Reihen Perlenmutter gemacht, bestand. Um dies zu bewerkstelligen, rissen sie die Perlenmutter aus der Muschel heraus, und wenn sie dieselbe auf beiden Seiten poliret hatten, so spalteten sie solche mit einem Kieselstein in Stücken sechs bis acht Linien lang, und zwey oder drey Linien breit. An jedem Ende durchbohrten sie dieselbe, um ihnen eine runde Figur zu geben, die sich zu dem Umfange des Kopfes schickte. Hierauf befestigten sie die kleinen Reihen von der Muschel daran, und ließen sie von beiden Seiten herab hängen. Die südlichen Edues trugen vor Zeiten diese Art von Diadem nur mit dem Unterschiede, daß sie die kleine, weiße und runde, den Perlen nahe kommende Muscheln, dazu brauchten, und dieses machte ein sehr gutes Ansehen. Dies hat wahrscheinlicher Weise den Fehler des Franz Drake verursacht, der in der Nachricht an den P. Esyuera sich einbildete, die Indianer hätten ihm die Krone und das Scepter von Californien angeboten.

Ob-

Obgleich die Weiber, nach der Erzählung des P. Ferdinand Conzague, an einigen Orten nacket gingen, und dieses besonders in der Baie Los Angeles zwischen der äußersten Mission S. Ignaz und dem Rio Colorado Mode war, so beobachteten sie doch den Wohlstand, der zur Erhaltung ihrer Tugend so nothwendig ist, so daß es kein Mädchen unter ihnen gab, das nicht bedeckt war. Als sich die Garnison zu Loretto daselbst niederließ, schienen sie sich sehr über die Blöße der spanischen Soldatentöchter zu ärgern. Die Weiber der Edues, die in den Gegenden vom Kap S. Lukas wohnen, beobachteten den Wohlstand in ihrer Kleidung am meisten. Es wächst in dieser Gegend eine Art von Palmbäumen, die aber von der Dattel tragenden verschieden ist, und von dieser nehmen die Indianerinnen dasjenige, was sie zu ihrer Kleidung nöthig haben. Sie schlagen dessen Blätter, so wie wir bey uns es mit dem Flachse machen, um den Faden davon abzusondern, und ob er gleich nicht so fein ist als der vom ordentlichen Flachse, so ist er doch wenigstens geschmeidiger und besser als der vom Hanf. Ihre Kleidung bestehet aus drey Stücken, wovon zwey einen Rock, der von den Hüften bis auf die Füße gehet, und der dritte eine Art von Mantel ausmachen, der ihre Schultern und den übrigen Körper bedeckt. Diese Stücke sind nicht gewebt, sondern die Fäden sind oben befestiget, und fallen die Länge lang am Körper in Form dicker Franzen herunter. Sie machen aus diesen Faden von Palmbaum zwar auch eine Art von Gewebe, allein sie bedienen sich derselben nur zur Verfertigung der Säcke, um ihr Hausgeräth hinein zu thun. Die Indianischen Weiber, die in den Gegenden vom Vorgebirge S. Lukas wohnen, lassen ihre Haare wachsen, und über die Schultern fliegen, aber ihr Kopfputz ist mit den andern Californiern einerley. Er bestehet in einer Art von Netzen, die aus den jetztgedachten Palmfäden, und in deren Ermangelung aus Mezcal und andern ähnlichen Pflanzen gemacht sind. Diese Netze sind so künstlich gemacht, daß die Garnisonsoldaten keine Schwierigkeiten machen, sich derselben zu bedienen. Sie machen auch Halsbänder von Perlenmutter, mit kleinen Muscheln, Stücken von Binsen, Perlen und Kernen von Früchten untermengt, die ihnen eben so wie die Armbänder bis an den

Gürtel herabgehen. Dies sind die Erfindungen, die die Liebe zum Putze und das Verlangen zu gefallen den groben Bewohnern dieses Winkels der Erden an die Hand gegeben haben.

Die Weiber der nördlichen Gegenden sind anders und mit wenigern Kosten gekleidet, indem sie nur von dem Gürtel bis an die Knie bedecket sind. Sie tragen vorne eine Art von Röcken, die aus kleinen Stückchen Binsen, ohngefehr wie ein Faden dick, gemacht sind, und die sie mit einem Faden von Mezcal zusammen binden. Diese Art von Röcken, wenn man ihnen anders diesen Namen geben kan, verbirgt diejenigen Theile, die die Schaam zu zeigen verbietet, vertheidigt sie aber nicht hinlänglich gegen die Luft. In Ermangelung der Binsen bedienen sie sich einer Schürze, aus Faden von Mezcal gemacht, jugegen aber das hintere Stück aus Gemsenfellen oder einem andern Thiere bestehet, das ihre Männer getödtet haben. Es giebt einige Oerter, wo sie sich mit Mänteln von den Fellen eines Seewolfes, Hasens, Fuchsens oder eines andern wilden Thieres bedecken. Eines von den grösten Festen der Cochimies war, nach dem P. Franz Maria Piccolo, der Tag, an dem sie jährlich ihren Weibern diese Felle austheileten. Alle benachbarten Zünfte begaben sich an einen bestimten Ort und errichteten daselbst einen geraumigen Cirkel von Dornen und Aesten der Bäume, und vor denselben bauete man eine geraumige Bahn zum Laufen. Sie trugen die Felle aller Thiere, die sie in dem jetzigen Jahre getödtet hatten, dahin, und breiteten sie als Teppichte auf die Erden. Nur die Caciques und Anführer gingen in den Cirkel, und wenn der Schmaus, der aus Wildpret, Fischen und Früchten bestand, geendiget war, so bezechten sie sich mit Cimarron oder wildem Tobacke. Ein Zauberer, mit seinen Ceremonienkleidern angethan, stellete sich an den Eingang des Cirkels, und rühmte die Jäger mit lauter Stimme. Indessen liefen die andern Indianer wie wahrhafte Besessene auf den Fellen hin und her, und die Weiber, die der Ceremonie beywohneten, sangen und tanzeten aus allen Kräften. Dieses dauerete so lange, bis der Redner und die Läufer ausser Athem waren. Die Caciques gingen hierauf aus dem Cirkel heraus, gaben den Weibern das

Rauch-

Rauchwerk, welches sie auf das gegenwärtige Jahr zur Kleidung nöthig hatten, und diese Austheilung war wieder mit neuen Freuden verbunden. Dieses Fest gründete sich darauf, daß diese armen Weiber von keinem andern Putz als von dem Felle eines wilden Thieres etwas wusten, obgleich dasselbe kaum zureichte, ihre Blöße zu bedecken, so wie es die Schamhaftigkeit verlangte.

Die Männer hingegen kanten diese Tugend so wenig, daß sie die Grundsätze, die sie nöthigten sich zu bedecken, als schimpflich und entehrend ansahen, und eben daher komt es, daß die Indianer in den verschiedenen Missionen und Niederlassungen, die man in Californien machte, die Kleidung ausschlugen, die ihnen die Geistlichen und Soldaten anboten, oder sie als unnütz wegwarfen. Sie hatten von den Kleidern einen ganz andern Begrif als alle andere Menschen, so daß sie auch, nach der Nachricht des P. Johan Maria de Salva-Tierra, der ihnen rieth sich zu bedecken, wenigstens mit dem Wohlstande, den die Schamhaftigkeit von ihnen fordere, seinen Vortrag als eine Beschimpfung ansahen, indem sie gar nicht glauben konten, daß ihre Blöße etwas unanständiges an sich habe. Sahen sie einen von ihren Cameraden bekleidet, so verspotteten sie ihn, und lachten aus vollem Halse, etwan wie wir es machen würden, wenn wir einen Affen in Officierskleidern sehen solten. Er erzählet bey der Gelegenheit eine sehr angenehme Geschichte. Ein erst in seiner Mission angekommener Missionair kleidete zwey kleine Kinder, die er zu sich genommen hatte, um ihnen die Sprache des Landes zu lernen, und sich derselben künftig als Catechumenen zu bedienen. Er nahm selbst die Mühe über sich, ihnen Kleider zu machen, sie zuzuschneiden und zusammen zu nähen. Als sie das erstemal ausgingen, lachte man sie so aus, daß diese armen Kinder, voller Schaam das Gelächter ihrer Landesleute zu seyn, ihre Kleider auszogen und sie an einen Baum aufhingen. Weil sie aber den P. nicht gern beleidigen und doch auch keine Vermahnung anhören wolten, so fanden sie das Mittel, ganz nacket den Tag über zu ihren Verwandten zu gehen, und des Abends ihre Kleider wieder anzuziehen, wenn sie in die Mission zurückkehrten.

Die Häuser der Californier sind so wie ihre Kleider. Ihre Rancherias sind

nur elende Hütten, nahe an den Flüssen erbauet, die in diesem Lande sehr selten sind. Sie bringen sie von einem Orte zum andern, so oft sie ausgehen müssen, ihren Unterhalt zu suchen. Halten sie sich an einem Orte auf, so setzen sie sich unter die Bäume, um sich am Tage vor der Sonnenhitze und des Nachts vor der Kälte und Luft zu bedecken. In der grösten Kälte begeben sie sich in unterirdische Höhlen, die sie selbst graben, oder die die Natur in den Bergen gemacht hat. Die Indianer, die um das Vorgebirge S. Lukas wohnen, bauen von Baumästen solche Hütten, wie unsere Hirten haben, und dies haben sie wahrscheinlicher Weise von den Seeleuten gelernet, die oft nahe an dem Vorgebirge vor Anker zu liegen genöthiget werden. In andern Gegenden bestehen ihre Häuser aus einem kleinen viereckigen Platz, der mit einer Mauer von trockenen Steinen anderthalb Fuß hoch umgeben ist, und keine andere Decke als den Himmel hat, so daß unsere Gräber bey ihnen für Palläste passiren würden. Diese Häuser sind so enge, daß sie sich beym Schlafengehen nicht der Länge nach ausstrecken können, sondern sich zusammen krümmen müssen. Indessen haben doch einige in ihren Labeceras, den Missionarien zu gefallen, Häuser (wenn man sie anders so nennen kan) von gebranten Ziegeln, mit Binsen bedeckt, gebauet; allein wenig wohnen daselbst, und man kan sie auch nicht dazu nöthigen, weil ihnen nichts mehr Mühe macht, als in einem bedeckten Orte zu leben; ein deutlicher Beweis, daß der gröste Theil von dem, was man Bequemlichkeiten des Lebens nennet, bloß von dem Eigensinne, dem Beispiele und der Gewohnheit abhänget.

Sie haben auch keine große Zimmer zu ihrem Hausrathe noch besondere Gemächer für ihre Kleider nöthig, welche bey uns den grösten Theil unserer Häuser einnehmen. Die Indianer haben so wenig Hausrath, daß, wenn sie genöthiget sind, ihre Wohnung zu verändern, sie ihn auf den Schultern forttragen können. Er besteht blos in einem Kahn, einem Spieße, einer Schüssel, einer Schaale, die wie die Höhlung eines Hutes gemacht ist, einem Beine, das ihnen statt eines Werkzeuges dienet, sie auszuhöhlen, einem kleinen Stücke festes Holz, um Feuer anzuzünden, einem Korb von Pita, worin sie ihre Früchte und Saamen legen,

einer

einer Art von Beutel oder Tasche an eine Gabel geheftet, die sie auf ihren Schultern tragen und ihre Kinder darein stecken, und endlich in einem Bogen und Pfeilen, wozu noch einige, die artig scheinen wollen, eine Muschel thun, die ihnen an statt der Schale dienet. Die, so nahe an den Küsten wohnen, haben auch Netze zum Fischen. Diesen Vorrath tragen die Weiber, wenn sie sich von einem Ort zum andern begeben; die Männer aber tragen blos ihre Bogen und Pfeile und was dazu gehöret, als Steine, Federn zu den Pfeilen und Saiten zu den Bogen. Um nun nichts davon zu verlieren, und in ihrem Marsche nicht aufgehalten zu werden, machen sie sich Löcher in die Ohren, hängen ein großes Gestecke darein, und thun alles, was sie tragen, dahinein. Die Männer führen ein Stückchen Holz zum Feur anzünden und ihre Kähne bey sich, die Weiber aber müssen für die Ausbesserung derselben Sorge tragen. Diese Kähne sind aus Baumrinde verfertiget, und die Europäer können sie nicht genug bewundern; so künstlich sind sie gemacht. Sie bedienen sich derselben bisweilen zum Wasserholen, bisweilen aber auch zum Trocknen ihrer Früchte und ihres Getreides. Doch müssen sie dieselben beständig schütteln, damit sie nicht anbrennen. Ihre Schalen, Becher und Töpfe brauchen sie sowol zum Essen als zum Trinken, sogar die Mützen ihrer Weiber müssen zu eben dem Gebrauche dienen. Es ist zu verwundern, daß es ihnen niemals eingefallen ist, sich des Thones zur Verfertigung dieses Hausgeräthes zu bedienen, den sie an der Sonne oder bey dem Feuer hätten härten können. Nunmehr aber, da man es ihnen gezeigt hat, thun sie es häufig. Die Männer machen die Netze zum Fischen, die Früchte einzusamlen, ihre Kinder zu tragen, und so gar die, so die Weiber gebrauchen. Sie sind so künstlich gemacht, und ihre Farbe so verschieden, daß man sie nicht leicht beschreiben kan. Ich kan versichern, sagt der P. Taraval, daß ich in Europa und Neuspanien viele Netze gesehen habe, aber keines, das diesen Indianischen an Weisse, Vermischung der Farben, Stärke, Mühe und Menge von Figuren, die sie vorstellen, gleich käme.

Sie haben solche ihren Weibern zu danken, die diese Fäden spinnen, die sie auch den Pflanzen ziehen, worunter es eine stärkere Art giebt, als man sonst von den Palmbäumen und Megealen zu erhalten pflegt. Sie nehmen die feinsten zur Verfertigung der Kopfdecken, und vermischen sie alle untereinander, sowol bey den Gürteln als Netzen, deren sich die Nation zu Loretto bedienet.

Die Eynes oder südlichen Pericues waren der Vielweiberey ergeben. Diese Weiber mußten für den Unterhalt der Familie sorgen, und ihren Männern die besten Früchte bringen, um sie bey guter Laune zu erhalten, und sich ihre Gewogenheit zu erwerben. Denn wurde eine zurückgeschickt, so mochte sie gewiß niemand mehr haben; daß also ein Mann, je mehr er Weiber hatte, desto sicherer war, wohl besorgt zu werden, und dieses hat wahrscheinlicher Weise gemacht, daß sie diese alterthümliche Gewohnheit noch beybehalten. Die Nation zu Loretto war weit gesitteter; ihre Häupter hatten niemals mehr als zwey Weiber, die andern begnügten sich mit einer. Der Ehebruch war bey ihnen ein unerzeihliches Verbrechen, ausgenommen in zwey Fällen, nemlich bey ihren Festen und Kampfspielen, wo der Sieger die Erlaubniß hatte, sich der Frau seines Gegners zu bedienen. Die Cochimies gegen Norden haben niemals etwas von dieser Ausschweifung gewußt, und ein Missionair sagt, da er von dieser Gegend redet, daß man, ohngeachtet der zügellosen Freiheit dieser Indianer, bey ihnen nichts von Unzuchtigkeit noch Ehebruch wisse, und schreibt dieses der elenden Lebensart, die sie auf dem Gebirge führen, und der Beraubung der Bequemlichkeiten des Lebens zu. Die Art, mit der die Heirathen bey der Nation zu Loretto geschahen, war diese. Sie boten dem Mädchen, das der Freyer verlangte, einen Krug dar, der in der Landessprache Olo genant wurde, und von Meyalsaben gemacht war; nahm sie ihn an, so war es ein Zeichen, daß sie denjenigen, der ihr dis Geschenk machte, heirathen wolte. Sie ihrerseits machte ihm auch ein Geschenk mit einem Kopfputze, und diese gegenseitigen Geschenke bestätigten die Heirath. Bey andern Nationen

schloß

schloß man solche am Ende eines Tanzes, wozu der Liebhaber seine ganze Verwandschaft einlud. Allein diese Freylichkeit des Contracts ohngeachtet, war der geringste Vorwand zureichend, sie aufzuheben, so gar bey den Nationen, wo die Blutschande verboten war. Weder den Californiern und auch bey den Einwohnern Brasiliens war die Gewohnheit, daß die Weiber, sobald sie aus dem Kindbette waren, sich mit ihren Kindern in den nächsten Flusse badeten, Holz und Früchte in den Wäldern suchten, und alle andere häusliche Verrichtungen besorgten; indessen lag der Mann die Lange lang in seiner Hütte oder an einem Baume, und stellete sich als ob er krank wäre, und dieses Gaukelspiel daurete drey oder vier Tage. Nun geschahe es oft, daß die Mütter ihre Kinder, weil sie kein Mittel sahen, dieselben zu ernähren, umbrachten, und dis machte, daß der P. Salvatierra diese barbarische Gewohnheit aufhob, und befahl, den Kindbetterinnen doppelte Kost zu geben. Es war auch bey ihnen, eben so wie bey den Juden, die Gewohnheit, daß die Witwe den Bruder oder nächsten Anverwandten ihres Mannes heirathete.

Die Pitahaya Aerndte ist bey ihnen das, was bey uns die Weinlese ist, und sie feiern dieselbe mit eben den Vergnügungen. Der P. Salva Tierra sagt, daß während der drey Monate, die sie dauret, die Indianer so thöricht sind, als die Europäer an ihrem Carneval. Sie vollenden alsdenn das bischen Vernunft, was sie noch haben, und überlassen sich völlig dem Wohlleben und dem Tanze, laden sich wechselsweise ein, und stellen Gaukelspiele und Comedien an, die die ganze Nacht währen, und die, so elende sie auch sind, dennoch die Zuschauer außerordentlich vergnügen. Man wählt die Acteurs nach ihren Talenten, und diese spielen ihre Rollen sehr gut. Ihre Tänze sind, wie dieser Geistliche meldet, sehr abwechselnd, und sie verrichten dieselbe mit vieler Leichtigkeit und Annehmlichkeit. Wir feiern das Weihnachtsfest mit so vieler Freude als Andacht in Gegenwart vieler hundert Catechumenen und mehr als hundert Kindern, die ihre Tänze machen. Sie sind darinnen von den Tänzen der andern Nationen, die die andere Küste bewohnen, unterschieden, daß sie nur mehr als dreißig Personen bestehen,

die

die ein wirkliches Stück ihrer Kriegeszucht, ihres Fischfanges, ihrer Reisen, ihres Begräbnisses, ihrer Jagd, ihrer Heirath ꝛc. vorstellen. Ein Kind von drey oder vier Jahren bildet sich eben so viel ein, wenn es seine Rolle gut gespielet hat, als ein junger erwachsener Mensch; und dis ist ein Umstand, den wir bewundern musten.

Da die Uebung ordentlicher Weise die Talente vollkommener macht, so darf man sich nicht wundern, daß die Indianer in dem Tanze, der zur Friedenszeit ihr vornehmstes Geschäfte ausmacht, so vortreflich sind. Sie tanzen auf der Hochzeit, nach einem guten Fischfange, wenn sie ein Kind bekommen, wenn die Aernte gut ist, wenn sie einen Sieg über ihre Feinde davon tragen, und bey jeder andern ähnlichen Gelegenheit, ohne zu untersuchen, ob es sich der Mühe verlohnet oder nicht. Sie laden sich unter einander zu diesen Festen ein, sie schicken einander oft Ausfoderungen, wo sie einander im Ringen, Springen, Laufen, Bogenspannen, im Versuchen ihrer Kräfte, Trotz bieten, und diese Vergnügungen dauren oft Tage, Nächte, Wochen und ganze Monate in Friedenszeiten. Diese Arten von Festen aber werden oft durch Kriege, Aufruhr und Feindschaften, die sich unter den Nationen und den Rancherias erheben, unterbrochen. Ihre Absicht bey diesen Arten von Unruhen ist nicht Ruhm zu erlangen, oder ihre Gränzen zu erweitern, sondern sich für das angethane Unrecht und Beschimpfung zu rächen. Sie entstehen auch bisweilen wol aus gegründeten Ursachen, als wenn ein Rancheria oder eine Nation an einen Ort, dessen Genuß ihnen durch die Verjährung eingeräumet worden, zu fischen, zu jagen oder Früchte einzusamlen geht. Ihre Rache bestehet darinnen, daß sie eben dieselben Feindseligkeiten begehen, um ihrem Feinde, oder wenn sie den nicht haben, seinen Verwandten und Freunden eben denselben Schaden zu verursachen, den er ihnen zugefüget hat. Der Streit wird alsdenn allgemein, und sind sie nicht selber stark genug, ihren Feinden ein Treffen zu liefern, so wenden sie sich an andere Rancherias, mit denen sie in Freundschaft stehen. Sie kündigen den Krieg mit grossem Lärmen an, indem sie jedermann befehlen, sich mit vielem Rohre und Steinen zu versehen. Sie machen auch, daß

diese

diese Erklärung den Feinden zu Ohren kömt, in der Absicht sie zu erschrecken und sie desto leichter zu überwinden. Sie gehen mit großem Geschrey ins Treffen, vermengen sich, ohne einige Kriegeszucht zu beobachten, und begnügen sich die erste Linie zu verstärken, sobald diejenigen, die solche ausmachen, aus Müdigkeit oder Mangel an Waffen zu weichen anfangen. Ihre Pfeile sind von Schilf und mit Steinen versehen, aber sie sind nicht vergiftet, welches ich nicht sowol ihrer Großmuth, als vielmehr dem Mangel an Gift zuschreibe, weil das Land keine giftige Pflanze hervorbringt. Im stärksten Handgemenge bedienen sie sich hölzerner Degen, deren Spitzen am Feuer gehärtet sind, und fast eben das was unsere Degen thun. Tragen sie nun den Sieg davon, so haben sie solche nicht sowol ihrem guten Betragen, ihrem Muthe und ihrer Geschicklichkeit zu verdanken, als vielmehr der Sorgfalt, die sie anwenden, ihre natürliche Furchtsamkeit zu überwinden, und den Muth ihrer Feinde niederzuschlagen. So arten ihre Privatuneinigkeiten in allgemeine Kriege aus, die viele Personen von beiden Theilen wegraffen, und schon viele Racherias in den südlichen Gegenden zu Grunde gerichtet haben. Die zu Loretto und gegen Norden sind von diesen Unruhen nicht frei, allein sie treiben doch ihre Rache niemals so weit, besonders die letztern, die überhaupt mehr Verstand und Einsicht haben. Sie sind auch freundlicher und geselliger und nicht so argwöhnisch und rachsüchtig, als ihre übrigen Landsleute.

Siebenter Abschnitt.

Von der Religion der alten Californier.

Nichts ist wichtiger, nichts erfordert mehr Aufmerksamkeit und Genauigkeit bey einem Schriftsteller, als die Religion der alten Californier. Den Nutzen von diesen Untersuchungen kan man in des gelehrten Huet demonstratione Evangelica finden, wo er mit einer großen Gelehrsamkeit die verschiedenen alten und neuen Secten, die es bey allen Nationen der Welt gegeben hat, anführet, um durch ihre Dunkelheit den Glanz der christlichen Religion zu erhöhen. Ja,

ich glaube, daß ein genaues und getreues Gemälde der Finsternis, worin die Indianer liegen, deste mehr die Größe der göttlichen Güte erheben werde, die wir aus der Vorsorge ersehen, die sie angewandt hat, um sie in den Schooß der Kirche zu bringen, und auf den Weg des Heils zu führen, indem sie dieselben aus der Unwissenheit, worinnen sie steckten, und aus der Religion, die von so viel zeitlichen Uebeln begleitet war, herauszog. Der Leser wird dadurch in den Stand gesetzet werden, diese Nachrichten mit denjenigen zu vergleichen, die man nicht nur von den Mexicanern, Peruvianern und andern Amerikanischen Völkern hat, sondern auch von dem grösten Theile der Asiatischen Nationen, z. E. den Japanern, Chinesern, Tartarn, Coreern, Mancheern, den Einwohnern von Kamtschatka und Jacuzk hat. Doch kan ich hiebey dem Leser nicht völlige Genugthuung versprechen, und diese Sache wird, wenn man auch noch so viel Aufmerksamkeit darauf verwendet, immer noch vielen Zweifeln und Ungewisheiten ausgesetzt seyn.

Alle Nachrichten kommen darinnen überein, daß man bisher bey den Californiern keine Spur von Abgötterey angetroffen habe. Sie verehreten kein Geschöpfe, sie hatten keine Götzen oder Bilder von falschen Gottheiten, die die Gegenstände ihrer Verehrung gewesen wären. Sie wusten nichts von Festen, Gebeten, Gelübden, Büßungen, und wandten sich weder öffentlich noch insgeheim an die Gottheit, indem sie von derselben keinen Begrif hatten; mit einem Wort, sie waren hierinnen nichts von den Indianern unterschieden, die die gegenseitige Küste von Cinaloa bewohnen, bey denen man, nach der Erzählung des P. Rivas, keinen Gottesdienst oder die geringste Spur von Religion antraf. Inzwischen schreibt man ihnen doch einige Lehren zu, worüber sich der Leser billig verwundern muß. Sie hatten nicht nur einen Begrif von der Ewigkeit und Natur GOttes, als einem bloßen Geiste, von andern geistigen Wesen, sondern auch eine schwache Kentniß von der Dreieinigkeit, von der ewigen Zeugung des Worts, und vielen andern Artikeln der christlichen Religion, die aber mit vielen abgeschmackten Possen vermengt waren. Sie hatten davon so klare Begriffe, daß einige Missionarien auf die Gedanken kamen, sie stammeten ursprünglich von einem christlichen

lichen Volke ab. Es ist wahr, es waren nicht alle diese Nationen in diesen Artikeln eins; und um deswillen will ich, damit der Leser sich einen guten Begrif davon machen könne, einige Nachrichten, die ich bey der Hand habe, von Wort zu Wort übersetzen.

Ein Missionair sagt von der Religion der Edues oder südlichen Pericues folgendes: Es gibt, sagen sie, einen Himmel, einen sehr mächtigen Herrn, der Niparaya heißt, der den Himmel und die Erde erschaffen hat, der für die Fortdauer aller Geschöpfe sorget, der die Bäume und alles, was wir sehen, erschaffen hat, und alles thut, was er will. Wir können ihn nicht sehen, weil er nicht einen solchen Körper hat, wie wir haben. Dieser Niparaya hat eine Frau, Anayiooyondi genant, und ob er sich ihrer gleich nicht bedienet, weil er nicht körperlich ist, so hat er doch mit ihr drey Söhne gehabt. Der eine heißt: Quaayayp, d. i. Mensch, und Anayooyondi gebahr ihn auf den Bergen Acaragui, oder wie andere wollen, auf gewissen rothen Bergen, die sich bey San-Jago de Los Coras finden, die sie Cuminnlici heißen. Quaayayp schlug seine Wohnung bey den südlichen Indianern auf, um sie zu unterrichten. Er war sehr mächtig und hatte sehr viele Leute in seinem Gefolge, die er mit sich in dem Lande herum führte. Endlich tödteten ihn die Indianer aus Zorn, und setzten ihm eine Dornenkrone auf den Kopf. Er ist todt bis auf den heutigen Tag, aber er behält seine ganze Schönheit, da die Verwesung keine Gewalt über ihn hat. Er giebt beständig Blut von sich, redet aber nicht, weil er todt ist, er hat aber eine Eule, die mit ihm redet. Sie sagen ferner, der Himmel sey unendlich mehr bevölkert, als die Erde, und es hätte sonst daselbst unter den Menschen, die da wohnen, viele Kriege gegeben. Eine sehr mächtige Person, die die Gelehrten Wac, andere aber Tuparan nennen, empörete sich wider den Niparaya, und wagete es, ihm an der Spitze seiner Parthei ein Treffen zu liefern. Nachdem er aber völlig geschlagen worden, so nahm Niparaya dem Wac oder Tuparan seine ganze Macht, seine Pitahayas und allen Vorrath, jagte ihn aus dem Himmel, und sperrete ihn mit seinen Anhängern in eine große Höhle unter der

Erde ein, wo er ihnen die Wallfische zu Wächtern gab, damit sie nicht entwischen möchten. Ferner, sagen sie, sieht es Niparaya nicht gerne, daß sich die Menschen schlagen, und diejenigen, so an einer Verwundung vom Pfeile oder Degen sterben, kommen nicht in den Himmel. Im Gegentheil ist es des Wac-Tuparan gröstes Vergnügen, wenn er sieht, daß alle Menschen im Kriege gegen einander sind, weil alle im Treffen Gebliebene in seine Höle kommen. Es giebt bey den Indianern zwey Partheien. Die, so dem Niparaya folgen, sind weise, klug, gelehrig, leicht zu überzeugen, und hören die christlichen Wahrheiten sehr gerne, wenn man ihnen das Verhältniß, das sie mit ihren Lehren haben, zeiget. Aber bey den Anhängern des Wac-Tuparan ist es ganz anders. Es sind böse Leute, und der Zauberey ergeben, und ihre Anzahl ist zu allem Unglück nur allzu groß. Sie haben viele besondere und ganz abgeschmackte Meinungen; unter andern, daß die Sterne Stücken glühenden Metalles sind, daß der Mond von dem Cucunuic, die Sterne aber von dem Puruiabui ꝛc. erschaffen worden u. s. w. So sind die Lehrsätze der Edues und Perigues beschaffen. Was aber die Lehrsätze der Nation von Loretto anbetrift, welches eine Gesellschaft von Laymones, Monyues, Vehities und Guacures ist, und die, wie ich schon gesagt habe, mitten in Californien leben, so sagt die Nachricht, die ich vor mir habe, folgendes davon. Sie haben in ihrer Sprache kein Wort, das den Himmel bezeichnete, und sie bemerken ihn mit dem allgemeinen Namen Notu, welches hoch erhaben bedeutet. Das Haupt der Geister, das sie Gumongo nennen, sagen sie, hat seine Wohnung in dem mitternächtlichen Theile des Himmels, und schickt von da Pest und Krankheiten unter die Menschen. In den erstern Zeiten schickte er einen andern Geist auf die Erde, den sie Guyiaguat nennen, der, sobald er auf der Erde angekommen war, Pitahayas (das ist die Frucht, deren man sich in Californien sehr häufig bedienet) fiete, Hafen längst der Küste des Golfo machte, und sich als er an einen großen Stein gekommen war, der sich nahe bey Loretto befindet, und von den Spaniern Puerto-Escondido genennet wird, daselbst einige Zeit aufhielt. Indessen brachten ihm die andern kleinen Geister, die unter ihm standen, Pitahayas und Fische,

die

die sie in den Hafen fingen, zu essen. Der Guyiaguai verfertigte für seine Priester, die sie in ihrer Sprache Dicuinochos nennen, Kleider von Häuten, die sie ihm brachten. Einige Zeit darauf setzte Guyiaguai seine Reise fort, säete Pitahayas, und machte Häfen längst der Küste von Loretto, und zu seinem Andenken ließ er ein gemahltes Täfelchen zurück, dessen sich die Dicuinochos oder Priester bey ihren Festen bedienen. Ferner sagen sie, Sonne, Mond und die Morgen- und Abendsterne sind Männer und Weiber, die sich alle Abende in dem Ocean eintauchen, und alle Morgen wiederum auf der Morgenseite zum Vorschein kommen, nachdem sie zuvor durch denselben geschwommen sind. Die andern Sterne sind Lichter, die von diesem gutthätigen Geiste und seiner Gesellschaft am Himmel sind hervorgebracht worden; und ob sie gleich bey ihrem Durchgange durchs Meer auslöschen, so zündet er sie doch gegen Morgen wieder an. Es würde eckelhaft seyn, wenn man ein längeres Verzeichniß von diesen abgeschmackten Dingen geben wolte, welche dumme oder boshafte Priester diesem unglücklichen Volke eingeflößet haben.

Die Nation der Cochimies ist nicht nur die zahlreichste und weitläuftigste, sondern auch die gescheideste und in ihren Lehren nicht so unvernünftig und ausschweifend. Die Völker, woraus sie bestehet, sind sehr höflich und halten ihr Wort sehr genau. Sie glauben, sagt ein Missionair, einen GOtt im Himmel, dessen Namen in ihrer Sprache den, der da lebet, bedeutet, welcher, ohne geheirathet zu haben, einen Sohn gehabt hat, dem sie zween Namen geben, wovon einer das Ende oder die Vollkommenheit der Erde, der andre aber den Leichten bedeutet. Es ist auch noch ein anderer, sagen sie, dessen Namen ist, der die Götter erschaft; und ob sie gleich diesen Namen allen dreien beilegen, so geben sie doch, wenn man sie fragt, wie viel es Götter gäbe, zur Antwort: nur einen, der den Himmel und die Erde, die Thiere, Bäume, Früchte, und selbst Mann und Weib erschaffen hat. Sie haben auch einigen Begrif von bösen Geistern, und sagen, der große GOtt, nemlich der da lebet, erschuf gewisse unsichtbare Wesen, die sich wider ihn empörten und seine Feinde waren,

so wie sie auch Feinde der Menschen sind. Sie geben ihnen die Namen Lügner, Betrüger und Verführer. Ferner, sagen sie, wenn die Menschen sterben, so begraben diese Geister selbige, damit sie den lebendigen GOtt nicht zu sehen bekommen u. s. f. Dies sind unter andern die Lehren der Cochimies, die ich wünschte nach der Länge erzählen zu können, weil ich überzeugt bin, daß die bekehrten Indianer die Missionarien nicht haben hintergehen wollen, wenn sie ihnen sagten, daß sie vor ihrer Bekehrung beinahe eben die Lehrsätze gehabt hätten. Ich wünschte auch eben die Worte, deren sie sich bedienen, und in eben der Bedeutung anführen zu können, damit man einsehen könte, ob es wider die Wahrscheinlichkeit sey, daß der Sturm oder ein anderer Zufall einige Europäer oder Einwohner der Philippinischen Inseln, von denen man bey den Indianern gar kein Andenken findet, an die Küsten von Californien verschlagen habe, die sodann, weil sie sich unter Barbaren befanden, dieselben in den Geheimnissen der christlichen Religion zu unterrichten gesucht, die aber durch die Folge der Zeit bis auf die Ankunft der Missionarien verunstaltet worden. Den Europäern sind die Küsten Californiens schon seit zweihundert Jahren bekant. Die Einwohner in Mexico haben von der westlichen Küste Neuspaniens den Meerbusen befahren, um daselbst Perlen zu fischen; andere aber sind durch das Südmeer an die westliche Küste gekommen. Es ist auch möglich, daß verschiedene Zufälle, als z. E. die Furcht vor der Strafe, ein Unfall des Glücks ꝛc. einige von ihnen genöthiget hat, sich bey den Indianern niederzulassen. Man weiß, daß einige Schiffe Maulesel und andere Thiere auf dem Vorgebirge S. Lukas gelassen haben. Der P. Johan de Torquemada meldet, die Californier bezeigten nicht die geringste Verwunderung, wenn sie Negers sähen, weil es einige bey ihnen gäbe, die von denenjenigen, welche ein Schif aus den Philippinischen Inseln daselbst gelassen, herstammeten. Er erzählet auch die Begebenheit des Steuermannes Morera, der nahe an dem Vorgebirge Mendocino von dem Franz Drake war am Lande gelassen worden, und einige Jahre nachher bey der Besitzung Sambrereta ankam. Die alten Nachrichten sind voll von dergleichen Dingen, und noch 1741. waren die Russen genöthi-

thiget, auf eben der Küste von Amerika und an einem noch entlegenern Orte einen Theil von der Equipage eines Schiffes zu lassen, das sie zur Entdeckung dahin geschickt hatten (*).

Aus allem diesen wird es glaublich, daß einige Europäer, die eben dasselbe Unglück gehabt, nicht so glücklich gewesen sind, an einen von Europäern bewohnten Ort zu kommen; sondern daß sie, nachdem sie lange Zeit auf der Küste unter diesen Barbaren herum geirret waren, genöthiget worden sind, den Rest ihrer Tage bey ihnen zuzubringen. Was hat nicht ein Europäer, wenn er nur ein wenig aufgekläret ist, für Ansehen auch unter so dummen Völkern. Inzwischen, bis ich hinlängliche Begebenheiten zur Erläuterung dieser Gegenstände angeben kan, will ich mich zu andern Materien wenden, die nicht so zweifelhaft und ungewiß sind.

Ihre Edues oder Priester waren so, wie man es bey diesem Schatten oder Nachahmung der Religion erwarten konte. Diese Edues heißen nach dem Namen ihrer zween Seeten, Tuparan und Niparaya. Die zu Loretto nennen sie Dieuinochos, die Cochimies aber, Vamas oder Guasmas. Man nennet sie in den Nachrichten oftmals Hexenmeister oder Zauberer, und durch diese Namen will ich sie auch in der Folge unterscheiden. Inzwischen darf man nicht glauben, daß diese armen Leute mit den abtrünnigen Geistern einiges Bündniß haben, oder von ihnen einigen Unterricht bekommen, ob sie gleich vorgeben, und es nicht nur den Indianern, sondern auch so gar den Europäern überreden wollen. Jedermann kennet die närrische Leichtgläubigkeit der Europäer, die sie sonst in Ansehung der Orakel des Heidenthums bezeigt haben. Die einsichtsvollesten Missionarien versichern nach klaren und überzeugenden Beweisen, daß sie Betrüger sind, die einen Umgang mit denenjenigen Geistern, deren Daseyn die Calif[illegible]geben, oder gar mit dem Teufel behaupten wollen, um sich bey dem einfältigen Volke Hochachtung zu verschaffen, zu welchem Ende sie auch viele Geberden, Ceremonien und geheime Gebräuche eingeführet haben. Blos das Interesse kam ihnen zu

(*) Siehe den III Theil, Anhang 7. dieses Werks.

stat-

statten, weil sich die Indianer einbildeten, es wäre zum guten Ausgange ihrer Unternehmungen oder zu Vermeidung des Unglücks, das ihnen drohete, genug, wenn sie ihnen die Erstlinge ihrer Früchte, und das beste von den Fischen und Vögeln, die sie auf der Jagd oder in der See fingen, gäben. Diesen Satz suchten ihnen die Zauberer sorgfältig einzuprägen, und droheten ihnen mit Krankheiten, Unglück und Hunger, wenn sie es nicht thäten, und versprachen ihnen im Gegentheil allen Ueberfluß und Glück, wenn sie ihnen aufrichtig das Gehörige mittheilten. Denn sie rühmten sich, diejenige Einsicht und Macht, die zur Erfüllung ihres Versprechens nöthig sey, durch die Freundschaft und den Umgang mit den unsichtbaren Geistern zu besitzen. Was aber ihr Ansehen noch mehr vermehrte, war, daß sie außer ihnen keine Aerzte hatten, von denen sie in ihren Krankheiten und Schwachheiten einige Hülfe hoffen konten. Ihre Mittel mochten nun beschaffen seyn, wie sie wolten, so gaben sie dieselben doch allezeit mit vieler Pralerey und Cerimonie. Wir wollen ein Beispiele eines anführen, dessen ohngefehre Wirkung viel zur Vermehrung des Ruhms des Arztes beitrug. Sie legten auf den kranken Theil den Chacuaco, oder eine Röhre, aus einem schwarzen und sehr harten Steine gemacht, woran sie den Mund legten, und inwendig saugten oder so stark, als sie konten, bliesen, um die Krankheit nach außen zu ziehen und zu zertheilen. Sie fülleten diese Röhre zuweilen mit Cimmaroa oder wildem angezündeten Toback, nach Beschaffenheit der Umstände, und heilten die Krankheit oft durch Hülfe dieses Mittels allein, ohne daß sie erst nöthig hatten, ein anderes aufzulegen. Diese Zauberer bedienten sich auch noch verschiedener Betrügereien, und maßeten sich eine unumschränkte Macht an. Es fiel ihnen auch nicht schwer, dadurch ein Volk zu betriegen, dessen Furchtsamkeit und Aberglauben mit seiner Dumheit und Unwissenheit vollkommen gleich kam.

Die Indianer von der Nation zu Loretto hatten Schulen und öffentliche Lehrer, die die Jugend in den angeführten Meinungen und andern Kindereien unterrichteten, die sie ihnen als Wahrheiten von der äußersten Wichtigkeit empfahlen. Sie führten sie in Höhlen und andere entlegene Oerter in den Wäldern, wo

sie

sie sie gewisse Figuren auf Täfelchen machen lehreten: und wenn sie diese machen konten, so zeigten sie ihnen noch schwerere, so wie es etwan in unsern Schulen mit dem Schreiben geschiehet. Man muste viele Jahre anwenden, ehe man dies Geheimniß entdecken konte; da aber der P. Johan Maria de Salva-Tierra merkte, daß alle Kinder der Garnison zu Loretto gegen die Erntezeit der Pitahayas verschwanden, so nöthigte er eines durch List, es ihm zu entdecken; denn der Dumheit ohngeachtet, in der man sie erziehet; so verstehen sie doch die Kunst sich zu verstellen vollkommen, und man kan sie nicht leicht dahin bringen, daß sie das sagen, was sie verschweigen wollen.

Das Ansehen der Californischen Priester zeigte sich bei keiner Gelegenheit mehr als bei öffentlichen Festen, die die ganze Nation oder eine einzige Rancheria oder blos eine Familie feierte. Sie haben weder Opfer, noch sonst eine Cerimonie, woraus man schließen könte, daß sie eine Gottheit oder diese Geister anbeten, von denen sie eine verworrene Idee haben; alles läuft bey ihnen auf Essen Trinken, Tanzen, Schwatzen und Lachen hinaus. Indessen heiligt die Gegenwart ihrer Priester diese Feste, daß man sie sodann als gottesdienstliche Feierlichkeiten ansieht; und sie spielen dabei auch wirklich die vornehmste Rolle, indem sie ihre Cerimonienkleider anziehen, deren sie sich nur bey außerordentlichen Gelegenheiten bedienen. Dieses Kleid bestehet in einem langen Rocke, der sie vom Kopfe an bis auf die Füße bedeckt, und ganz von Menschenhaaren gemacht ist. Auf dem Kopfe haben sie einen Busch von Falkenfedern, in der Hand aber tragen sie einen großen Wedel von größern Federn. In Ermangelung dieser Federn zieren oder verunstalten vielmehr die südlichen Edues ihren Kopf mit Schwänzen von wilden Thieren, zu welchen die Tochimies noch zwo Sehnen von dem Beine eben dieser Thiere thun, und das eine statt des Halstuches, das andere aber statt des Gürtels gebrauchen. Um diese Kleidung noch lächerlicher zu machen, so mahlen sie sich ihren Körper roth, schwarz und mit andern dergleichen Farben, woraus der Leser leicht auf ihre Figur schließen kan. Diese Priester erönen das Fest mit Chacuacorauchen, welches sie so lange fortsetzen, bis der Tabacksrauch sie

ganz dumm und rasend gemacht hat. In diesem Zustande fangen sie an, über ihre Lehren zu predigen, und dies mit solchen Geberden und einem solchen Ton der Stimme, der den Zuhörern Furcht und Schrecken einjaget. Sie sind, wie sie sagen, von den Geistern besessen, welche die Nation annimt, und kündigen ihnen in ihrem Namen alles das an, was ihnen nur der Eigensinn oder das Interesse eingiebt. Um ihrer Sendung noch mehr Ansehen zu geben, so sagen sie bald, sie wären eben die Geister, an die sie glauben, bald wiederum, sie wären in dem Himmel gewesen und mit ihnen umgegangen, und zeigen zur Bestätigung dieses Vorgebens das Fleisch von einem wilden Thiere, ein Stück Fell, oder eine Pflanze, mit der sie einen jeden, wen sie nur wollen, umbringen können. Sie tragen beständig gewisse kleine Täfelchen von Meshuite, oder einem andern harten Holze, das sie Katzenklaue (Una de Gata) nennen, ganz offen bei sich, worauf viele schlechte Figuren gemahlt sind, von denen sie aber vorgeben, daß sie nach denjenigen gemacht sind, die ihnen der gutthätige Geist, als er in den Himmel zurückkehrte, gelassen habe; und das sind eben die, so die Professoren zu Loretto die Kinder in ihren Schulen zeichnen lehreten. Während der Zeit, daß diese Schwärmer predigen, überlassen sich die andern dem Tanze und Vergnügen, und nachdem sie sich durch Tanzen recht erhitzt haben, so vermischen sich die Männer und Weiber mit einander, und thun ihren viehischen Begierden ein Genüge, ohne nach der Vernunft, Schaamhaftigkeit und Sittsamkeit zu fragen.

Diese Arten von Festen waren nicht festgesetzt, sondern sie feierten sie oft ohne einen sonderbaren Grund anzugeben. Ganz anders aber verhielt es sich mit denjenigen, die sie zur Zeit der Einerntung der Pitahayas, nach einem Siege, nach der Vertheilung der Fische und Felle der wilden Thiere hielten. Diese letztern waren schlechterdings nothwendig, und sie unterließen nichts, um sie recht feierlich zu machen. Aber das berühmteste von allen ihren Festen war das, so sie bei Durchbohrung der Ohren und Nasen ihrer Kinder feierten. Männer und Weiber begaben sich von allen Orten dahin, wenn beide Geschlechte im Stande waren, Angehänge von Perlen an ihren Nasen und Ohren zu tragen. Weil diese

Ar-

Arbeit nicht ohne das Geschrey der Kinder abgehen konte, so brauchten die Eltern die Vorsicht, noch weit ärger als sie zu schreyen, um das Mitleiden zu ersticken, das ihr Geschrey in ihnen erregen könte. Ihre Priester oder ihre Betrüger unterließen bei dieser Gelegenheit auch nicht ihr Ansehen zu zeigen, das sie über diese armen Indianer hatten, indem sie bei einigen den Muth und die Herzhaftigkeit lobeten, und die andern als feige und weibische Leute tadelten, so wie es ihnen ihre Leidenschaften eingaben. Ja sie legten ihnen auch wohl gewisse Strafen auf, wovon die gewöhnlichste das Fasten und die Enthaltsamkeit war, oder befohlen ihnen eine Zeitlang diese oder jene Frucht, Fische oder Vögel nicht zu essen. Bisweilen erstreckte sich der Ausspruch auf eine ganze Rancheria, und alsdenn musten sie wechselsweise fasten, oder ein jeder sich gewisser Speisen enthalten, damit das Fasten algemein war. Doch war dis nicht die einzige Strafe, die sie ihnen auflegten. Sie befahlen ihnen auch noch, Wege auf die höchsten Berge zu machen, damit der besuchende Geist desto leichter zu ihnen kommen könte, und eben so auch Steinhaufen in einer gewissen Entfernung aufzurichten, damit er ausruhen könte. Dies aber kan man nicht ohne Entsetzen lesen, daß diese unmenschlichen Betrüger ihnen bisweilen befehlen, sich von steilen Oertern herabzustürzen, und ob sie es gleich niemals thun konten, ohne sich zu zerschmettern, so war doch die Verblendung dieser armen Geschöpfe so groß, daß ihre Befehle beinahe allezeit entweder mit Gutem oder mit Gewalt vollzogen wurden. Außer dem angeführten war nichts, was diese Zauberer nicht vermittelst zweier Arten von Abgaben, die man ihnen mit der größten Genauigkeit bezahlte, in Contribution setzten. Die erste bestand in den besten von ihren Früchten, ihrer Jagd und Fischerei. Die zweite in ihren Haaren, woraus sie ihre Cerimonienkleider machten, die sie einer Person aufzuheben gaben, und an einem besondern Orte einschließen ließen. Die Kinder bezahlten diesen Tribut aus Erkentlichkeit für den Unterricht, den sie ihnen gaben; und die Erwachsenen, die krank gewesen und wieder gesund geworden waren, um sie für die Sorgfalt zu belohnen, die sie für sie gehabt hatten, und wenn sie gestorben, sie zu nöthigen, ihrer niemals zu vergessen; denn die

Priester verlassen die Californier niemals; im Gegentheil verdoppeln sie alsdenn ihre Sorgfalt, und verbreiten selbige sogar über die ganze Rancheria. Wenn aber die Krankheit schlimmer wird, und die Kräuter, die Säfte, der Chacuaco und Cimarron oder wilder Taback keine Wirkung mehr thun, so versamlen sie alle Verwandte des Kranken, um ihm den Tod desto bitterer und schmerzhafter zu machen. Zuförderst schneiden sie, wenn der Kranke eine Tochter oder Schwester hat, ihr den kleinen Finger an der rechten Hand ab, weil sie glauben, das Blut, das sie vergießet, rette den Patienten, oder zerstreue wenigstens den Kummer, den die Familie über seinen Tod haben werde, obgleich im Grunde diese Operation ihn nur noch vermehret. Hierauf kommen die Besuche von allen denjenigen, die die Rancheria ausmachen; wenn nun diese mit ihm geredet haben und sehen, daß alle Hofnung vergebens ist, so erheben sie ein entsetzliches Geheule, bedecken das Gesicht mit ihren Händen oder Haaren, theilen sich in gewisse Gesellschaften, und wiederholen diese Ceremonie zu vielen malen, und dies alles in Gegenwart des Sterbenden. Die Weiber vergrößern die Verwirrung noch durch ihr Geschrey, wobey sie die Verdienste und die guten Eigenschaften des Kranken erzählen, um das Mitleiden der Umstehenden zu erregen. Wenn dieses Geheule vorbey ist, so bittet der Kranke die Gesellschaft, ihn auszusaugen und auf eben die Art anzublasen, als es die Aerzte thaten, und ein jeder bemüht sich, ihm diesen letzten Dienst zu erweisen, indem er zuerst auf den kranken Theil und hierauf auf alle Werkzeuge der Sinne so stark bläset, als er nur kan, weil der Kranke von der Kraft, die er anwendet, oder von dem Geschrei, das er erhebet, auf seine Liebe schließet. Indeß stecken die Aerzte ihre Hände in den Mund des Kranken, um ihn, wie sie sagen, dem Tode mit Gewalt zu entreißen; die Weiber schreien immer fort, und geben ihm viele Stöße, um ihn wieder aufzuwecken, bis endlich der Kranke den Geist aufgeben muß. Kaum ist er todt, als man sich schon gefaßt macht, ihn an einem gehörigen Orte zu begraben oder zu verbrennen, denn dies ist bei ihnen einerlei. Sie halten hierauf sogleich das Leichenbegängniß, wobei sie immer fortfahren zu schreien, und zugleich mit ihm alles Geräthe, dessen er sich bedienete, zu beerdigen

oder

oder zu verbrennen pflegen. Sie untersuchen so wenig, ob er auch wirklich todt ist oder nicht, daß der P. Salva-Tierra eines Tages, als er bei S. Juan de Londo war, und daselbst ihre Wehklagen hörte, auch das Feuer sah, dahin lief, als sie eben einen Menschen, der noch Zeichen des Lebens von sich gab, ins Feuer geworfen hatten. Er zog ihn sogleich heraus, heilete ihn in kurzer Zeit, und warf ihnen ihr barbarisches und unbedachtsames Verfahren vor.

Dies ist also in wenig Worten die Religion der alten Californier. Sie war auf den Inseln, die der Canal S. Barnabas auf der Abendseite macht, welcher von dem General Viscaino entdeckt wurde, und auf andern kleinen benachbarten Inseln in etwas verschieden, auf welche sich der P. Taraval 1738 begab, und sie die Schmerzensinseln (de Los Dolores) nante. Dieser Schriftsteller sagt folgendes davon. Der P. Torquemada meldet, da er von der S. Catharineninsel redet, folgendes. Es giebt auf dieser Insel viele Raucherias oder Gemeinheiten, und unter denselben einen Tempel mit einem großen Hofe, wo sie ihre Opfer verrichten. In einem andern, in welchem sich ein Altar befindet, findet man eine große runde Mauer, die mit einer aus verschiedenen Federn verfertigten Einschließung umgeben ist, welche Federn vermuthlich von denjenigen Vögeln sind, die sie geopfert haben. In der Mitte stund ein, mit verschiedenen Farben beschmiertes Götzenbild, welches einen Dämon nach Art der Indianer in Neuspanien vorstellte, der in der Hand die Figur der Sonne und des Mondes hielt. Die Soldaten fanden innerhalb dieser Ringmauer zwey Raben, die größer als gewöhnlich waren, vor ihrem Anblicke flohen, und sich auf die nahe liegenden Berge setzten. Sie tödteten sie mit einem Flintenschusse, welches den Indianer, der ihnen zur Bedeckung diente, sehr verdroß. Ich erfuhr hernach, sie glaubten, der Teufel rede mit ihnen vermittelst dieser Raben, und dies war die Ursache, warum sie so viel Hochachtung für sie hatten. Einige Zeit darauf sahe ein Geistlicher, der in diese Gegend gieng, einige Indianische Weiber an der Küste, die Fische wuschen, um sie für ihre Familie zurechte zu machen, und die sich viele von den Raben nehmen ließen, ohne ein Wort zu sagen, oder sie fortzujagen. Die Californier kon-

ten es nicht ohne Entsetzen ansehen, daß die Spanier diese ehrwürdigen Vögel umbrachten. Der P. Taraval sagt in der Handschrift von der Reise und den Entdeckungen, die er 1732 machte, von der Dreieinigkeitsinsel: ihr Oberhaupt sey ein Priester, d. i. ein Zauberer, und habe viele andere Priester unter sich, so daß jede Gemeinheit ihren bürgerlichen und geistlichen Beamten hatte. Ihr Kopfzeug war so dumm, daß man ihn nicht ohne Mitleid und Lachen ansehen konte. Ihre gottesdienstlichen Gesetze bestanden in folgendem. 1) Sie durften nichts von ihrer ersten Jagd oder erstem Fischfange essen, bei Strafe inskünftige vor unfähig zum fischen und jagen gehalten zu werden. 2) Sie solten gewisse Fische nicht essen. 3) Auch nicht gewisse Theile von Vögeln, die die besten und fettesten waren, denn sie sagten, dies Fett wäre von verstorbenen Greisen, und die, so es äßen, würden auch in kurzer Zeit alt. Durch dieses Mittel bekamen die Zauberer die besten Stücke, und weil sie grösstentheils schon sehr alt waren, so hatten sie in Ansehung des Alters eben nicht so viel zu besorgen. 4) Sie solten gewisse Früchte nicht abpflücken, auch gewisse Fische nicht fangen, (dies waren allemal die besten) weil sie sonst ihrer Gesundheit schaden möchten; die Alten aber könten ohngescheut davon essen. 5) Wenn sie einen Hirsch oder Fisch von außerordentlicher Größe fingen, solten sie ihn nicht essen, sondern den Zauberern damit ein Geschenk machen. 6) Sie solten das Siebengestirn nicht ansehen, weil der Anblick dieser Sterne im Stande wäre, ihnen allerhand Unglück zuzuziehen. 7) Sie solten auch nicht nach den nördlichen Inseln sehen, weil sie sonst krank werden und ohne Hülfe sterben müsten. 8) Sie solten das Andenken ihrer Vorfahren erhalten, und ihnen zu Ehren Feste feiern. 9) In den warmen Tagen solten sie die Sonne grüßen, die ihre Unternehmungen beglücken, und ihnen weder auf der Jagd, noch bey der Fischerey beschwerlich seyn würde. 10) Sie solten ihren Priestern glauben. - - - Allein sie thaten nichts weniger als dieses, und kaum waren sie in die Mission zurückgekommen, so lachten sie über dieses abgeschmackte Zeug. [illegible] Lehren kommen mit diesen Gesetzen überein. Der Dämon war ihre vornehmste Gottheit, und sie feierten ihm zu Ehren viele Feste. Die Ursache, warum sie es thaten, war,

weil

weil die Zauberer ihnen gesagt hatten, sie hätten ihre bisherigen Kinder, und die so sie in Zukunft bekommen würden, ihm zu danken. Ihre Gottheit verlangte schlechterdings solche Feste. Sie feierten auch andere ihren Vorfahren zu Ehren, denen sie eben den Namen, wie den Geistern gaben. Diese Vergötterung oder Canonisation bestand in folgendem. Sie stellten den Helden, der vergöttert werden solte, durch viele Aeste von Bäumen vor, die sie auf einen erhabnen Ort stellten; tanzten um dieselben herum, und so war die Canonisation geschehen.

Ihre priesterliche Kleidungen bei dergleichen Gelegenheiten bestehen in einer so langen Perukke, als ein Abtsmantel ist, welche aus den Haaren der Kranken, die sie geheilet hatten, gemacht ist; ferner, aus einer Halsbinde von der Sehne eines wilden Thieres, und einem Gürtel von eben der Art. Alle diese besondern Umstände, die Haare und das Rohr ausgenommen, sind von den Gebräuchen der Californier, die ich oben beschrieben habe, völlig verschieden. Dagegen lasse ich viele Dinge weg, die sie mit einander gemein haben.

Ob nun gleich die Inseln und Gegenden, wovon in diesen Nachrichten die Rede ist, wenig Gemeinschaft mit einander haben, so sind sie doch einander im Gesicht; und bei so gestalten Sachen ist es zu verwundern, daß diese Völker in einem so wesentlichen Punkte, als die Religion ist, von einander so sehr abgehen. Indessen behaupten solches doch die Nachrichten, die ich zu Rathe gezogen habe, die ich aber nicht für unwidersprechlich gewiß ausgeben will.

Zweytes Buch.

Geschichte von Californien bis auf die erste Ankunft der Jesuiten.

Erster Abschnitt.

Erste Nachrichten von dem stillen Meere oder dem Südmeere.

Es ist zu bewundern, daß seit so vielen Jahrhunderten, als die Welt stehet, man die Erdkugel, die wir bewohnen, nicht besser gekant hat, und daß ein Theil der Menschen nicht gewußt habe, daß es noch andere gäbe, die, wie sie, auch auf der Erde wohnten. Das funfzehnte Jahrhundert ist in Europa durch die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften, und vor allen durch die Entdeckung der neuen Welt berühmt geworden.

Nachdem Spanien sich der Herrschaft der Mohren entzogen, und die zween Königreiche Castilien und Portugall sich mit einander vereiniget hatten, so bedienten sie sich ihrer siegenden Waffen nicht nur in Europa und Afrika, sondern schickten auch Flotten auf den Ocean, für dem man sich bisher so sehr gefürchtet hatte. Ostindien, dessen Reichthümer von den entferntesten Zeiten her so viel Lärmen in Europa gemacht hatten, erlangte in diesem Jahrhunderte einen neuen Ruhm durch die Handlung, die man mit desselben Waaren über Venedig, Genua und Florenz trieb. Man fing an die alten griechischen Erdbeschreiber, die Nachrichten des

Marc

Marc-Pauls, eines Venetianers, und anderer Reisenden zu lesen, und gab ihren Erzählungen Beifal. Allein, ob man gleich gründlichere Beweise von dem Reichthume dieser Länder an den Gewürzen und andern daher gebrachten Producten hatte, so war es doch den Europäern unmöglich dahin zu handeln, oder Eroberungen daselbst zu machen, weil sie den Weg dahin zur See nicht wusten, so daß sie ihre Zuflucht zu den Mahomedanern nehmen musten, die Herren von allen dazwischen liegenden Ländern waren. Die Portugiesen hatten endlich mit einer Kühnheit und unglaublicher Beständigkeit die Abendseite von Afrika bis nach Guinea, und von da bis an das Vorgebirge der guten Hofnung entdeckt und erkant, und hofften nun auch durch das Weltmeer bis nach Indien zu kommen. In dieser Zuversicht schickten sie 1487 viele Personen zu Lande nach Orient, besonders zu dem Priester Johan, den man für einen Christen und für sehr mächtig hielt. Sie baten sich so gar von dem Pabste alle diejenigen Länder aus, die sie im Ocean von dem Vorgebirge Bojador an bis nach Indien entdecken würden.

Während der Zeit, daß die Portugiesen sich mit Entdeckung des östlichen Weges nach Indien beschäftigten, schickten die Könige von Castilien, die sich vieler Inseln im Ocean bemächtigt hatten, und ihre Ansprüche auf Guinea gültig zu machen suchten, den Christoph Columbus ab, um neue Länder gegen Abend zu entdecken, weil er ihnen versprochen hatte, einen kürzern Weg nach Indien und in die Specereiinseln zu finden. Und in der That, dieser wunderbare Mann, er mag nun durch das Lesen der alten Schriftsteller, oder durch die Nachrichten eines Schiffers, dessen Namen man nicht weiß, geleitet worden seyn, entdeckte, oder schloß vielmehr, es müste im Westen der Canarischen oder Azorischen Inseln noch Länder oder Inseln geben; allein er bildete sich damals noch nicht ein, daß Indien von den Afrikanischen und Spanischen Küsten so weit entfernet sey. Im Gegentheile schloß er nach dem Ansehen der alten Erdbeschreiber und Weltweisen, daß die Erdkugel kleiner sey, als sie wirklich ist; daß der Weg aus Spanien nach Indien nicht sehr lang sey, und daß man auf demselben gar bald nach Cathai und auf die Insel Cipango kommen würde, wovon Marc-Paul, ein Venetianer, eine

so prächtige Beschreibung gemacht hatte. Er ließ also den Königen von Portugall und Engelland seine Dienste anbieten, die sie aber ausschlugen. Man kan diesen Umstand, so wie dasjenige, was man von den Karten des Paullo-Physico, eines Florentiners, sagt, dem er sein Vorhaben entdeckte, und der ihn ermunterte, dasselbe auszuführen, in der Geschichte dieses großen Mannes finden, die sein Sohn Ferdinand Colomb beschrieben hat, und die dessen Vater große Ehre erwirbt. Colomb nahm 1492 einen andern Weg, und nachdem er die Inseln Lucayes, Cuba, Hispaniola ꝛc. entdeckt hatte, kehrte er wieder nach Spanien zurück, und lief den 4 März 1493 mit vielem Ruhme in dem Hafen zu Lissabon ein. Einige große Herren riethen Johan III. der damals regierte, diesen berühmten Seefahrer umbringen zu lassen, aber er verwarf ihren Vorschlag mit vielem Unwillen, und erwies ihm vielmehr große Ehre. Weil er sich aber einbildete, die entdeckten Inseln wären unter denjenigen Ländern begriffen, die der Pabst ihm geschenket habe: so beschwerete er sich bei dem Könige von Castilien, und gab Befehl, eine Flotte dahin abzuschicken. Der König von Castilien fand ein Mittel diesen Entschluß aufzuhalten; inzwischen erhielt Isabella ein Breve vom Pabst Alexander VI. wodurch er den Königen von Castilien und Leon alle Entdeckungen, die ihre Unterthanen machen würden, zugestand. Um nun die Portugiesen nicht vor den Kopf zu stoßen, so theilte eben dieser Pabst die Welt unter eben diese zwey Königreiche durch eine Grenzlinie, die von Norden gegen Süden hundert Meilen westwärts vom grünen Vorgebirge und den Azorischen Inseln gieng. Da aber auch dieses Mittel dem Könige von Portugall nicht Genüge that, so setzten Ihro Katholische Maj. mit Bewilligung des Pabstes in einer Unterhandlung zu Tordesillas 1494. die Grenzlinie 270 Meilen weiter westwärts von dem besagten Vorgebirge und den Inseln hinaus.

Nachdem dieser Tractat geschlossen war, so trieb der Admiral Colomb, gemeinschaftlich mit andern Spaniern, seine Entdeckungen weiter, deren Umfang und Reichthümer nur den Durst noch immer mehr anzündeten, den man nach den Schätzen Indiens hatte, von welchen man in ganz Europa Wunder erzählete.

Die

Die Ankunft des Vasco de Gama zu Lissabon 1499 vermehrte diese Begierde. Dieser kam aus Indien zurück, und hatte es zuerst gewagt, das Vorgebirge der guten Hofnung zu umfahren, und dadurch öfnete er den Weg nach Ostindien. Es ging damals in Spanien die Rede, es gäbe eine Gemeinschaft zwischen dem Golfo von Mexico und einem großen Meere, das gegen Mittag liege. Colomb versicherte Sr. Kathol. Maj. er würde nichts unterlassen, solche zu entdecken, und hierauf ging er das viertemal 1502 gegen Abend zu unter Segel, und sah die Küsten von den Inseln Los Guanacos und dem Golfo Honduras bis über Porto-Bello hinaus, ohne eine Meerenge zu entdecken. Er konte auch wirklich keine entdecken, da es an diesem Orte nur eine Landenge giebt, die man nachher Panama genant hat. Einige sagen, man sey dieser Reise die Entdeckung des Südmeers schuldig; andere aber behaupten, es sey drey Jahre vorher vom Vincenz Yanez Pinson und Johan Diaz de Solis entdeckt worden. Ferdinand Colomb, der diesen Geistlichen auf dieser Reise begleitete, widerlegt diese Meinung und sagt, Pinzon und Solis wären erst 1508 in diese Gegenden gesegelt, und schrieben sich die Entdeckung derselben zu, um den Admiral seiner erlangten Ehre zu berauben, daher sie auch die Namen änderten, die er einigen Ländern gegeben hatte. Dem sey nun, wie ihm wolle, so muß man doch einräumen, daß Columb von dieser vierten und letzten Reise einige Kenntnis vom Südmeer hatte, weil er eine Meerenge suchte; welches, ohngeachtet seines Irrthums, ein Meer voraussetzt. Sein Sohn macht keine Schwierigkeit es zu gestehen, und es scheinet, als ob einige Spanier, deren Namen aber man nicht weiß, kurz zuvor an den Golfo von Mexico hingesegelt sind, um neue Länder oder Goldbergwerke zu entdecken, und von den Einwohnern der Landenge gehöret haben, daß es auf der andern Seite auch ein Meer gebe, welches denn Gelegenheit zu der Geschichte von dieser Meerenge gegeben hat. Indessen ist es gewiß, daß diese verworrenen und zweifelhaften Nachrichten die ersten gewesen sind, die man von dem Südmeere gehabt hat.

Dies war eben nicht die erste Reise, die man über Amerika nach Indien unternahm; denn 1495 segelten viele Spanier, Engländer, Dänen und an-

dere (*) gegen Norden, diesen Weg zu entdecken. Man hatte ihn schon drittehalb hundert Jahr vergebens gesucht, und die Engelländer suchen ihn noch heut zu Tage mit mehr Eifer als jemals; allein es scheinet, als würden sie nicht glücklicher seyn. Man wolte auch die Verbindung dieser Meere an einem andern Orte finden, und dies geschah mit einer Standhaftigkeit, die auch endlich einen glücklichen [illegible]ng hatte. Als Columb auf seiner dritten Reise, die er 1498 that, die Küs[illegible] Paria gegen Süden entdeckt hatte, so rüsteten viele Spanier Schiffe aus, um diese Entdeckungen weiter zu treiben. Unter diesen befanden sich auch Per Alonso Nino, von Palos gebürtig, der im Jahr 1599 Cumana und die übrige Küste bis an Venezuela entdeckte, und sein Landsmann Vincent Yanez Pinzon und dessen Vetter Arias Pinzon, die 1500 in dem großen Amazonenflusse, dessen Mündung 80 Meilen breit ist, ankamen. Von da schiften sie an Brasilien hin, segelten um das Vorgebirge S. Augustin herum, und kamen in das Meer, in welches sich der Fluß Plata ergießet, und dis ließ hoffen, daß man endlich den so gewünschten Weg nach Indien finden würde.

Da der König von Portugal von seiner Seite auch einen kürzern Weg in diese Gegend, die solche unschätzbare Reichthümer versprach, wünschte, als man bisher über das Vorgebirge der guten Hofnung hatte; so schickte er nicht nur im Jahr 1500 den Caspar de Corte-Real in das nördliche Amerika, der in dem Lande Labrador ausstieg, und einigen Inseln seinen Namen gab; sondern er ließ auch im folgenden Jahre 1501 den Americus Vespucio, einen Florentiner, in Süden von Amerika abreisen, und dieser hat das Glück gehabt, dem vierten Theile der Welt seinen Namen zu geben. Dieser Seefahrer ging bei dem Vorgebirge S. Augustin vorbei, segelte bis an den 40 Grad der Aequinoctiallinie, und schrieb sich die erste Entdeckung dieses Vorgebirges und dieses Meeres zu, obgleich die Pinzone ihm im vorigen Jahre zuvorgekommen waren; man müste denn auch hier eben den Betrug begangen haben, den man, wie der jüngere Columb sagt, zum Nachtheile seines Vaters begangen hatte. Andere schreiben die erste Entdeckung Bra-

(*) Siehe die Reise des Hrn. Ellis nach der Hudsonsbale.

Brasiliens dem Peter Alvarez Cabral zu; allein ich will den Leser nicht länger bei dieser Sache aufhalten.

Der verschiedenen Unternehmungen ohngeachtet, die man gegen Westen, Norden und Süden machte, bekam man doch erst 1513 klare und gewisse Nachrichten von dem Südmeer. Der erste Europäer, der es entdeckte, war Vasco Nunnez de Balboa, von Xeres de los Cavaleros gebürtig, der zur Eroberung Dariens und des Golfo Uraba gebraucht worden war, und von dem Sohne des Caciken Panyniaka geleitet, über die Berge ging, und endlich das Südmeer mit einer Freude entdeckte, die sich nicht beschreiben läst. Weil er am Tage des heil. Michaelis Land zu Gesichte bekam, so nante er diesen Golfo nach diesem Erzengel. Er verdienet um so viel mehr Lob, weil man ihm auch die Entdeckungen zu danken hat, die man seitdem in Peru und andern Orten gemacht hat, allein die Grausamkeiten, die er an den Indianern ausübte, waren Ursache, daß ihn GOtt mit einem traurigen Tode strafte. Der P. Mariana sagt, er sey von Badajoz gebürtig gewesen, Gomorra aber behauptet, daß er aus Xerez de Badajoz oder de los Cavaleros herstamme.

Die Portugiesen entdeckten um diese Zeit die Moluckischen Inseln, und da sie gegen Osten liegen, so wolten sich die Spanier dieselben, so wie den östlichen Theil von Indien, zueignen, und sagten, sie wären in der Hämisphäre begriffen, die ihnen durch die Gränzlinie und den Tractat von Tordesillas wären abgetreten worden; und dies erregte den alten Streit zwischen den beiden Königreichen von neuen. Inzwischen, nemlich 1516. gaben Ferdinand Magellan und Ruy Falero, beide Portugiesen, dem Cardinal Ximenes von ihrem Vorhaben Nachricht, daß sie einen Weg gegen Mittag ins Südmeer, und von da in die Moluckischen und Specereiinseln entdecken wolten. Als dieser Cardinal starb, wandten sie sich an den König Carl, der ihnen fünf Schiffe gab, mit denen sie von S. Lukas 1519 abreiseten.

Magellan nahm seinen Weg gegen Süden, ging bei dem Vorgebirge St. Augustin vorbei, und kam endlich an die berühmte Meerenge, die von ihm den

Namen hat, und von da gelangte er nach unsäglicher Mühe und Gefahr in das Südmeer. Er ging glücklich durch dasselbe, und kam an die Diebsinseln, die heut zu Tage die Marieninseln heißen. Von da kam er zu den Inseln Lucon, oder den jetzigen Philippinischen Inseln, wo er unglücklicher Weise mit einigen seiner Cameraden umkam. Die übrigen landeten in den Molucken, und von da ging Johan Sebastian del Cano, von Gueitaria in der Provinz Guipuscoa bürtig, und Capitain des Schiffes Victoria, 1522 über das Vorgebirge der guten Hofnung nach Spanien, nachdem er die Reise um die Welt in drey Jahren verrichtet hatte.

Auf diese Weise entdeckte man das Südmeer in den Gegenden des Süderpols und der Aequinoctiallinie. Aber es war auch noch gegen Norden zu entdecken übrig, und diese Unternehmung war dem Ferdinand Cortez aufbehalten. Nachdem dieser Held Mexico bezwungen, und sich Meister von der Hauptstadt desselben den 13 August 1521 gemacht hatte, so unterwarf sich ihm der König von Mechoacan, dessen Herrschaft sich bis an die Küste des Südmeers erstreckte. Cortez hatte, wie er selbst in einem im folgenden Jahre an Carl V geschriebenen Briefe sagt, von diesem Meere reden hören, vielleicht zur Zeit des Montezuma; und da er allezeit auf große Unternehmungen mit einem Muthe dachte, der ihn allezeit dem Alexander und Cäsar gleich machen wird, so schickte er einige Spanier ab, die Küsten zu untersuchen, ließ auch zween Caravellen (*) bauen. Er machte sich so große Rechnung auf den glücklichen Fortgang seines Vorhabens, daß er in folgenden Ausdrücken an den Kaiser zu schreiben wagte: „Ew. Maj. werden selbst „einsehen, daß diese Unternehmung Ihnen mehr Ehre machen und unendlich „mehr nutzen werde, als alle bisherigen Entdeckungen in Indien."

Da die Spanier bei der Zurückkunft des Schiffes Victoria, einen neuen, obgleich sehr langen und beschwerlichen Weg in die Molucksischen Inseln entdeckt hat-

(*) Eine alte Art von Schiffen, deren sich sonst die Spanier häufig bedienten. Sie taugten aber nicht viel, waren vorne sehr spitzig, und die Maste hingen sehr vor. Sie hatten breite Segel, um besser Wind fassen zu können, obgleich diese Segel nicht so leicht als die andern zu regieren waren.

hatten, so suchten die beiden Könige, nachdem sie es sich vortragen, und sich von der wahren Lage der Welt hatten unterrichten lassen, mehr als jemals ihre Rechte auf diesen Theil Ostindiens gültig zu machen. Im Jahr 1523 schickte Carl V viele Officiers zur Entdeckung der Meerenge ab, die, wie man glaubte, in der Landenge von Panama befindlich war. Franz Hermandez und Gile Gonzales Davila suchten sie daher in dieser Gegend längst der Küste des Südmeers. Der Kaiser gab Cortez in eben dem Jahre Befehl, sie in beiden Meeren zu suchen. Und da er solches in dem Südmeere nicht bewerkstelligen konte, so schickte er den Christoph d'Olid, der in der Folge mit fünf Schiffen und einer Brigantine durchging, in den Golfo von Mexico, mit dem Befehl, sich mit dem berühmten Hueras und seinem Vetter, dem Diego Hurtado, der ihm drei Schiffe zubringen würde, zu verbinden, und alsdenn gemeinschaftlich die Küste von Yucatan bis an Darien zu untersuchen. Man hielt 1524 zu Badajoz eine Zusammenkunft, die aus Staatsministern, Rechtsgelehrten, Weltbeschreibern und Spanischen und Portugiesischen Seeleuten bestand, um die Anforderungen der beiden Kronen an die Moluckischen Inseln zu berichtigen. Nach einem Streite von zwey Monaten entschieden die Spanischen Richter zum Besten ihres Königs; die Portugiesen protestirten dawider, so daß diese Zusammenkunft nur zur Vermehrung des Grolles zwischen beiden Nationen diente. So stritten zween Könige über eine Sache, die etliche Jahre darauf die Belohnung des Fleißes anderer Nationen, so gar die Ernte ihrer eigenen Unterthanen seyn solte. Einige Zeit hernach verglichen sie sich mit einander, da der Kaiser dem Könige von Portugal sein Recht auf die Moluckischen Inseln gegen eine Summe von 35000 Ducaten abtrat, und zwar aller Gegenvorstellungen ohngeachtet, die ihm Peter Ruiz de Villegas, von Burgos gebürtig, machte, als welcher die vornehmste Rolle in der Conferenz zu Badajoz gespielet hatte, und wegen seiner Geburt, Wissenschaft, Weisheit und Sitten von jederman geschätzt wurde.

Indessen schickte der Kaiser in eben dem Jahre 1524. nicht aber 1525. wie Gomorra sagt, den Stephan Gomez von Coragne ab, um einen Weg durch das nörd-

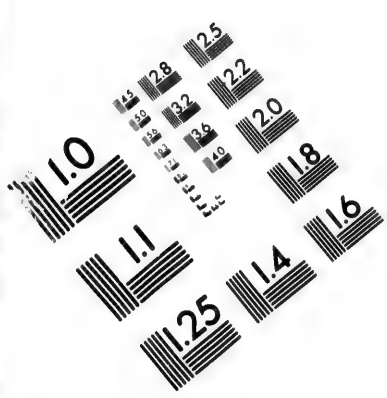
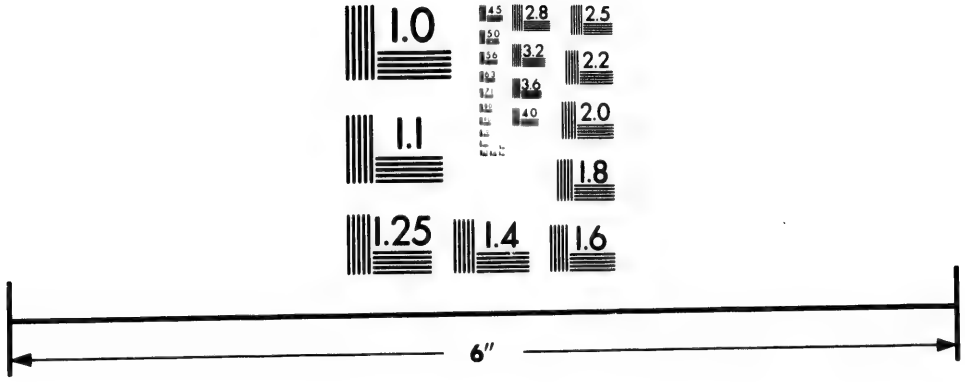
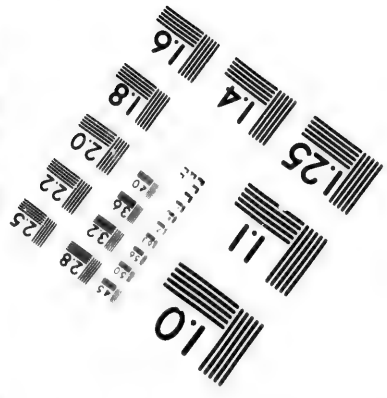
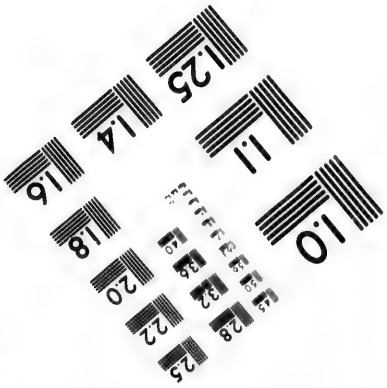


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

nördliche Amerika nach den Moluckischen Inseln zu finden. Allein, die Sache ließ sich nicht thun, sondern er kam wieder mit einigen Indianern zurück, und langte, wie Oviedo will, der zu der Zeit zu Toledo lebte, 1525 in dieser Stadt an. Der Kaiser gab Befehl zu La Corogne ein Haus für die Handlung nach Indien zu bauen, und in eben demselben Hafen eine Flotte von sieben Schiffen auszurüsten, deren Commando er dem Bruder Garl-Joffre de Lonysa, Commandeur des S. Johanordens, und von Ciudad-Real gebürtig, übertrug. Dieser ging im Monat September 1525 in See, um die Magellanische Meerenge zu entdecken, und von da in die Moluckischen Inseln zu kommen. Er kam glücklich ins Südmeer an, starb aber daselbst, und dies setzte sein Geschwader außer Stand, diese Unternehmung auszuführen. Das folgende Jahr 1526 schickte Carl V den Sebastian Labot mit vier Caravellen ab, mit dem ausdrücklichen Befehl, sich auf eben dem Wege nach den Moluckischen Inseln zu begeben. Die Absicht dieser Unternehmung war die Handlung Indiens nach Panama oder Nicaragua zu ziehen; aber er kam nur bis an den Fluß la Plata, und kehrete mit eben so wenig Nutzen als Ehre zurück.

Zweyter Abschnitt.

Erste Entdeckung Californiens, und Reisen, die man seit der Zeit Ferdinand Cortez dahin gethan hat.

Ich habe oben gesagt, daß Cortez im Jahr 1522 gleich nach der Eroberung von Mexico, Carl V zu wissen that, daß, da er an 3 verschiednen Orten das Südmeer entdeckt, er Befehl gegeben habe, 2 Caravellen und 2 Brigantinen zu bauen. Um deswillen schikte er 40 Spanier, sowohl Zimmerleute, Holzsäger, Schmiede, als Schiffsleute, nach Zacatula und ließ durch Neuspanien von Vera Cruz an die 200 Meilen weit Eisen, Anker, Segel, Taue, Schiffsgeräthe, Pech, Unschlitt, Hanf, Harz und andern angeschaften Schiffsvorrath dahin schaffen. Dieses kam glücklich zu Zacatula an. Weil aber in dem Magazin Feuer ausgekom-

kommen war, so rettete man nichts, als die Anker und das Eisengeräthe. Indessen schreckte ihn dieser Zufall nicht ab, sondern er gab sogleich Befel, neuen Vorraht anzuschaffen; schrieb auch selbst an den Kaiser und meldete ihm, daß, wenn diese Zurüstung, wozu er selbst die Unkosten hergäbe, nicht zu Stande käme, er solches dem Erzbischoff von Burgos, Präsidenten der Indianischen Angelegenheiten, und andern vornehmen Personen zuzuschreiben habe, die sich seinen Absichten wiedersetzten, und ihm das nöhtige Geschütz und andere Bedürfnisse aus Spanien verweigerten. Folgendes sagt er selbst in einem Briefe, den er an den Kaiser von dieser Zurüstung von Termuxtitan oder Mexico den 15 October 1524 schrieb: „Ich setze große Hofnung auf diese Schiffe, und gedenke mit der Hülfe Gottes, „Ew. Kaiserl. Maj. mehr Königreiche und Länder unterwürfig zu machen, als „unsere Nation jemals gekant hat. Wolte Gott! Meine Unternehmungen liefen „glücklich ab, damit Ew. Kaiserl. Maj. diesen Vortheil erhielten. Ich glaube, „daß Sie nach Endigung dieses Feldzuges sich werden zum Herrn der ganzen Welt „machen können, wenn es ihnen gefält.„ An einem andern Orte eben dieses Briefes saget er: „Ich habe Ew. Kaiserl. Maj. die Oerter genannt, wohin ich zur „See und zu Lande Leute geschickt habe, und ich hoffe, daß Sie damit zufrieden „seyn werden, da Sie wissen, daß mir nichts mehr am Herzen liegt, als Ihnen „Proben von meinem Eifer in Ihrem Dienste zu geben. Es ist mir nur noch die „Küste zu entdecken übrig, die zwischen dem Fluße Panaco und Florida ist, die der „Capitain Johann Ponce de Leon gesehen hat, und von da aus in Norden von „Florida bis nach Bacallaos zu gehen; indem ich gewis versichert bin, daß es auf „dieser Küste eine Gemeinschaft mit dem Südmeer giebt. Findet man solche nun, „nach Maßgebung der Charte, die ich von diesem Theile des Meers habe, bei dem „Archipel, den Magellan auf Befel Ew. Maj. entdecket hat; so kan solche nicht „weit davon entfernet seyn; und wenn sie wirklich vorhanden ist: so wird die Reise „in die Specereinseln desto bequemer für Dero Länder seyn, da sie um zwey Drittheil kürzer ist, als der Weg, den man gegenwärtig nimmt. Die Schiffe wer-

„den um so viel weniger bei ihrem Hin und Hergehen Gefahr laufen, weil sie sich „allenthalben in den Staaten und Ländern Ew. Maj. befinden, und daselbst, wenn „es Ihnen gut deucht, anlanden können, als in einem Lande, das dem Regenten, „dessen Flagge Sie führen, zugehöret. Dieß sind nach meiner wenigen Einsicht „die Vorteile, die Ew. Maj. aus dieser Unternehmung ziehen werden. Ich kan „Ihnen aber auch nicht bergen, daß ich unsägliche Unkosten und viele Schulden zur „See und zu Lande in Dero Diensten erlitten habe. Die Pferde und Artillerie, „die ich in dieser Stadt und auch an andern Orten habe, verlangen außer den zu„fälligen Ausgaben Unkosten, die auf mich zurück fallen; denn alles geht und ist „auch bisher auf meine eigene Kosten gegangen. Und was sie noch vermehrt, ist, „daß alle Lebensmittel, besonders vor die Armeen zu Lande und zur See, hier so „übermäßig theuer sind, daß die Einnahme, die ich vom Lande ziehe, so reich sie „auch ist, doch nicht zu dem Aufwande zureichend ist, den ich machen muß. Ich „ertrage ihn indessen mit Freuden wegen der Vorteile, die daraus entstehen müssen; „und ob ich gleich genötigt bin, zum Dienst Ew. Maj. Geld auf Zinsen aufzuneh„men, so habe ich doch beschlossen, drei Caravellen oder zwei Brigantinen zu die„ser Unternehmung, die mir mehr als 10000 Thaler an Golde kosten wird, dazu „anzuwenden. Ich will durch diesen Dienst meine vorigen geleisteten Dienste „krönen; die Entdeckung der angeführten Meerenge wird ein sehr großer Dienst „seyn: und solte man sie auch nicht finden, so kan man doch viele große und reiche „Länder entdecken, woraus Ihro Kaiserl. Maj. einen unendlichen Nutzen ziehen „werden und welche die Einkünfte der Krone werden vermehren können. Gesetzt „aber auch, diese Meerenge sey gar nicht vorhanden, so wird es ein Vorteil „für Sie seyn, völlige Gewisheit davon zu haben, weil Sie die gehörigen Maasre„geln darnach nehmen können, um einen Theil von Indien und andern benach„barten Gegenden an sich zu ziehen. Ich verspreche Ew. Maj., wenn Sie mir „diese Sache anvertrauen wollen, auch bei Ermangelung der verlangten Meerenge „ein Mittel zu zeigen, woraus Sie sehr großen Vorteil werden ziehen können. „Gott gebe, daß die Escadre die Sache ausführe, wozu sie bestimmt ist, und vor

„allen,

„allen, daß sie die Straße entdecke, welches auch, wie ich hoffe, zum Besten „Ew. Maj. geschehen wird. Ich meinerseits verspreche Ihnen, nichts zu unter„lassen, was zu der glücklichen Ausführung dieser Absicht etwas beitragen kan.

„Ich habe für gut gefunden, die erbaueten Schiffe ins Südmeer zu schicken, „damit Sie mit Gottes Hülfe zu Ende des Jul. 1524 unter Segel gehen, und „längst an der Küste hinfahren können, um die gewünschte Durchfahrt zu entdecken. „Denn, wenn sie vorhanden ist, so müssen ihn nohtwendiger weise die, so ins Süd„meer gehen, oder die ich nach Norden schicke, finden; indem die ersten Befehl ha„ben, die Küste nicht aus dem Gesichte zu verlieren, bis sie selbige gefunden oder „gemerkt haben, daß das Land mit demjenigen zusammenhänge, was Magellan „entdeckt hat; diese aber Befehl haben, zu sehen, ob sie an die Bacallaos stößt; „diese oder jene müssen also diese wichtige Frage entscheiden. Es ist mir angenehm, „Ew. Maj zu melden, daß nach den Nachrichten, die ich von den an der obern „Küste des Südmeers gelegenen Gegenden habe, die Absendung dieser Schiffe nicht „weniger für Sie als mich vortheilhaft seyn werde. Weil ich aber weis, daß Ew. „Maj. diese Durchfahrt gerne entdecken wollen und die Vortheile überlege, die die„se Entdeckung Ihrer Krone verschaffen wird, so habe ich lieber alle andere Unter„nehmungen, deren ich gewis bin, als diese unterlassen wollen. Gott lenke Sie „nach seinem Wohlgefallen, damit Ihro Maj. dasienige erlangen, was Sie wün„schen, und ich Ihnen nach meinem Verlangen dienen kan.„

Dies sind die eigenen Worte des Ferdinand Cortez. Man erlaube mir hier zu fragen, ob ein so großer Monarch anders über eine Sache denken konnte, die für seinen Ruhm, seine Macht und für die Macht der Nation so wichtig war? In eben dem Jahre 1524 schickte Cortez nicht nur die angeführte Escadre unter den Befehlen des Christoph Olid ab, sondern befahl auch zwei andern Schiffen die Küsten von Panama bis Florida, die man heut zu Tage die Küsten Misisipi und Louisiana nennet, zu untersuchen und zu sehen, ob man nicht eine andere Durchfahrt finden könte. Man weis nicht, ob Cortez in den folgenden drey Jahren bis 1527 auf der Seite des Südmeers das Vorhaben ausführte, das er hatte, die

eingebildete Durchfahrt durch die Landenge zu entdecken. Er wurde in dieser falschen Meinung durch eine Nachricht bestätiget, die ihm Peter d'Alvaredo schickte; und welche zu Utatan den 11 April 1523 datirt war, worinnen man folgendes fand: „Man hat mir auch gesagt, daß man 5 Tagereisen von einer großen Stadt, die „20 Tagereisen von hier liegt, kein Land mehr antreffe. Und wenn das wahr ist, „wie man es mich versichert hat, so glaube ich gewis, daß die bewuste Meerenge „daselbst zu finden ist.„ Man weis indessen nicht, ob hier von der Meerenge die Rede ist, die an den Küsten von Bacallaos seyn sollte, oder von derjenigen, die man an der Küste von Terre-Neuve und Labrador vermuhtet. Allem Anscheine nach hat er sein Vorhaben nicht ausführen können, denn in diesen Jahren that er die Reise nach Hibueras, die ihm so viel Mühe und Beschwerden verursachte, wozu noch die Unruhen in Mexico kamen, mit denen er vollauf zu thun hatte. Eben so ungewis ist es, ob er zu der Zeit die Schiffe von Zakatula gegen die nordliche Küste des Südmeeres geschickt habe. Cortez sagt blos, er verspräche sich nach dem, was man ihm von diesen Gegenden und Küsten gesagt habe, große Vorteile. An einer andern Stelle eben dieses Briefes giebt er dem Kaiser von den Zurüstungen Nachricht, die er wegen der Eroberung der Provinz Colina im Südmeer gemacht habe: Man habe ihm von einer Amazoneninsul gesagt, die voller Gold und Perlen sey und setzt hinzu, daß einige Indianer da gewesen wären, und daß er nichts unterlassen würde, sie zu entdecken. Diese Amazoneninsul war eben so ein Hirngespinste, als eine andere Provinz am Amazonenflusse, die von ihm den Namen haben sollte. Das, was er von den Perlen sagt, macht mich glauben, er rede hier von Californien und dessen Golfo.

Dem sey aber nun wie ihm wolle, so schrieb Carl V im Monat Jun. 1526 an Ferdinand Cortez von Granada, die Schiffe, die er zu Zakatula zur Entdekkung der Dreieinigkeitsinsul habe, eins von den Schiffen der Magellanischen Meerenge, und einige von den zwey Geschwadern des Loyaisa und Chabot abzuschicken, um versprochener maßen einen Weg aus Neuspanien in die Moluckischen Inseln zu entdecken. Er erhielt diesen Befel grade zu der Zeit, als Hortun de Alango

zu

zu Cuatlan auf der Südküste ankam, weil seine Chatte (*) das Geschwader des Loayson verloren hatte, und dies bewegte ihn, den Befel in Ausübung zu bringen. Er lies sogleich 3 Schiffe ausrüsten, deren Commando er dem Alvaro de Saavedra Coron gab, und diese gingen im Monat November 1527 von Liwatlan unter Segel. Cortez begab sich das folgende Jahr 1528 nach Spanien, und während der Zeit litte die Escader des Saavedra bei den Molluckischen Inseln Schiffbruch.

Der Kaiser, der damals in Spanien war, erwies dem Cortez sehr große Ehre. Er machte ihn zum Marquis de Vallee de Guaxaca, ernente ihn zum Generalcapitain von Neuspanien und den Provinzen, die an der Küste des Südmeers liegen, und gab ihm den zwölften Theil von dem, was er erobern würde, für sich und seine Nachkommen. Diese Titel und Freiheiten ermunterten den Cortez, seine Unternehmungen im Südmeere fortzusetzen. Indessen da weder der Kaiser, noch die Kaiserinn, welcher er die Regierung des Reichs gelassen hatte, als er nach Italien gieng, um sich krönen zu lassen, die Sachen seiner Willkühr allein überlassen wolten, so ließen sie ihn 1520 eine Schrift zustellen, die auch von der Kaiserin besiegelt war, worinnen er sich verpflichtete, auf seine Kosten Schiffe ins Südmeer zu schicken, um die bewusten Länder und Inseln zu entdecken. Cortez gieng das folgende Jahr wieder nach Neuspanien zurück, wo er seiner natürlichen Neigung und den Anforderungen folgte, die die neue Audienz zu Mexico an ihn machte, sein Versprechen zu halten, ohne Zweifel in der Absicht, einen Mann von dieser Hauptstadt zu entfernen, der ihr verdächtig war. Er lies daher zwey Schiffe zu Acapulco hauen, mit welchen sich Diego Hurtado, ein naher Anverwandter des Cortez, im Monat Mai 1532 zur See begab. Allein diese Unternehmung lief eben so unglücklich ab, als die vorigen; das Schifsvolk von einem dieser Schiffe empörte sich, und man muste alle nur mögliche Mühe anwenden, Zalisco zu gewinnen; das zweite,

(*) Eine runde grob gebauete Barque, ohne alle Arbeit und ohne einiges Castell, welche nur zween mit Segeln versehene Masten hatte, welche ohngefähr 60 bis 80 Tonnen. Sie führet Geschütz und Schifsgeräthschaften hin und wieder zu führen.

worauf Hurtado sich befand, ging warscheinlicher Weise verloren, weil man niemals etwas mehr davon gehöret hat. Cortez lies sogleich in einer Stadt, die ihm zugehörte, und Tehuantepec hies, zwei andere bauen, und begab sich selbst in den Hafen, um deren Ausrüstung zu beschleunigen. Er gab ihnen zu Befehlshabern den Hernando Grijalva und Diego Becerra de Mendoza, seinen Verwandten; und zum Steuermann den Ortun Ximenes, einen Biscayer. Sie giengen 1534 unter Segel; trennten sich aber gleich in der ersten Nacht, und kamen niemals wieder zusammen. Grijalva landete, nachdem er 390 Meilen gesegelt war, in einer wüsten Insel, der er den Namen S. Thomas gab, und die, wie man glaubt, nahe an der Spitze von Californien liegt, und kam bald drauf nach Neuspanien zurück. Becerra hatte sich bei seinem Steuerman durch sein grobes und stolzes Betragen verhaßt gemacht, und genos daher den Posten, den er bekleidete, nicht lange. Ximenes vergas die Subordination, die er ihm schuldig war, verband sich mit einigen Misvergnügten, ermordete ihn im Schlaf, verwundete einige von seinen Officiern und machte sich zum Herrn des Schiffs. Weil er sich aber vor der Ungnade des Cortez fürchtete, so sezte er an der Küste Xalisco zwei Franciskaner, die er am Bord hatte, aus, auf deren Bitte er auch der Verwundeten schonete, und sezte seine Reise gegen Norden in der Absicht fort, um neue Länder und Inseln zu entdecken. Allein er konte der göttlichen Rache nicht entgehen; Denn als er an den Ort gekommen war, den man seitdem die Baie zum heil. Kreuz genennet hat, an der innern Küste von Californien, und ans Land steigen wolte; so wurde er von den Indianern nebst zwanzig andern Spaniern getödtet. Die Schifsleute brachten das Schiff nach Chametla zurük, wo sie eine sehr vortheilhafte Beschreibung von dem Lande machten, und sagten, das Land wäre sehr bevölkert, und man fände daselbst auf den Küsten sehr viele Perlenbänke. Nuno von Gusmann, der damals dieses Land eroberte, bemächtigte sich des Schiffes. Er war Präsident der

Regie-

Regierung zu Mexico und Richter der Residenz (*) gewesen, und war dem Cortez todt feind. Dieser aber, weit entfernet, sich durch so vieles Unglück niederschlagen zu lassen, blieb bei seiner Meinung, daß die Molucken nicht weit von der Abendküste liegen könten, und daß es schlechterdings zwischen ihnen sehr reiche Länder und Inseln geben müsse.

In dieser Meinung bestätigten ihn noch die Erzählungen, die man ihm von den Perlen, so in dieser Gegend wären, gemacht hatte, und die, ob sie gleich etwas vergrößert waren, dennoch mit dem, was er vor einigen Jahren gehöret hatte, völlig übereinkamen. Diese, nebst dem Vertrage, den er mit der Kaiserin gemacht, nöthigte ihn, den letzten Versuch zu wagen, und sich in Person dahin zu begeben. Man erhielt nicht so bald Nachricht von seinem Vorhaben, als sich viele Spanier anboten, ihn zu begleiten. Er ließ drei Schiffe ausrüsten, die man zu Tehuantepec auf eine Art gebauet hatte, die sich zu der Unternehmung, die er selbst in Person ausführen solte, schickte. Er schickte sie nach Chiametla, und begab sich zu Lande mit einem guten Corps Soldaten und Officieren und vielen Familien nach Mexico, mit denen er eine gute Anzahl Geistliche und Mönche verband, und sie zur Bekehrung der Einwohner des Landes bestimte. Die Schiffe kamen zu Chiametla an, fanden das Schif des Cortun Ximenes an der Küste abgetackelt, und rüsteten es wieder von neuem aus. An diesem Orte schiffete sich Cortez mit allen denjenigen, die ihm folgen wolten, ein. Die andern blieben zu Lande unter der Aufsicht des Anda de Tapia. Er nahm seinen Weg nordwärts gegen den Meerbusen, den man nachher das Cortezische Meer genant hat, und welches eben das Californische Meer ist. Er ließ den Ort aufsuchen, wo die Indianer den Ortun Ximenes umgebracht hatten, und das Schifsvolk stieg den 1 Mai 1526 ans Land. Er gab diesem Orte den Namen der heil. Kreuzbai (de Santa Cruz) und einige glauben, es sey eben der Ort, den man jetzt die Friedensbai nennet, und der auf der östlichen Küste von Californien liegt, oder wenigstens ein anderer auf eben der Küste zwischen dem Vorgebirge S. Lukas und La

Paz,

(*) Man nennet Residenz das Examen, was ein Statthalter oder eine obrigkeitliche Person, wenn sie ihr Amt niederlegt, ausstehen muß. Man erwählt einen Richter, die Klagen anzunehmen, die man wieder jenen hat. Man fordert alle diejenigen auf, die Klagen anzubringen haben, und er muß sich dergegen vertheidigen.

Paz, welches wahrscheinlicher ist. Als man ans Land gestiegen war, gingen die Schiffe wieder unter Segel, um diejenigen, die am Lande geblieben waren, und den Mund und Schifsvorrath, den man zu Chiametla gelassen hatte, abzuholen; Allein der Sturm verschlug sie, und es kam nur eins, und noch dazu ohne Vorrath zum Cortez zurück. Dieser Zufal setzte ihn um so viel mehr in Verlegenheit, da er sich in einem unfruchtbaren Lande befand. Indessen verließ ihn doch seine Gegenwart des Geistes nicht, er ging wieder zu Schiffe, und suchte die andern auf, die der Sturm verschlagen hatte. Er ging durch dasjenige Meer, das, wie Gomorra sagt, dem adriatischen Meere gleich ist, und nachdem er fünfhundert Meilen mit unendlicher Gefahr an der Küste hingesegelt war, fand er sie am Ufer geschritert. Er hatte alle Mühe von der Welt, die Baie S. Cruz wieder zu gewinnen, nachdem eine große Anzahl von seinen Leuten vor Hunger gestorben waren, und noch mehrere deswegen starben, weil sie bei ihrer Ankunft allzu viel aßen, ohngeachtet er alle Vorsorge brauchte, sie daran zu verhindern. Cortez, der den Anblick so vieles Unglücks nicht länger ertragen konte, trieb seine Entdeckungen weiter, und gieng endlich in einer Bai Californiens ans Land.

Wenn man diese Worte des Gomorra mit dem, was ich gesagt habe, verbindet, so erhellet dasjenige noch mehr, was ich schon angemerket habe, daß die Baie S. Croix, wo Ortun Ximenes getödtet wurde, und Cortez anlandete, in dem Golfo liegen, den man heut zu Tage den Meerbusen von Californien nennet, daß dieses eigentlich der Name einer Baie ist, die er auf eben der Küste entdeckte, und vielleicht derjenigen, die man La Paz nennet, und daß man sich dieses Namens zur Benennung der Halbinsel bediente.

Es ging damals in ganz Neuspanien die Rede, Cortez sey todt; worauf alle Caciken in Mexico den Anschlag faßten, sich zu empören, indem er der einzige war, der sie im Zaum halten konte. Die Marquise Donna Juanna de Zunniga, eine Tochter des Grafen d'Aguilar und Muhme von der zweiten Frau des Herzogs von Bejan, schickte sogleich eine Caravella ab, um ihm davon Nachricht zu geben, und ließ ihn bitten, sobald als möglich zurück zu kommen. Man ließ auch zwey andere Schiffe abreisen, nemlich das Schif des Grijalva, der von seiner Unternehmung zurück gekommen war, und ein anders, das man erst zu Tehuantepec gebauet hatte, mit Briefen von der Marquise, von der Regierung und dem Don

An-

Anton Mendoza, Vicekönig des Landes. Man meldete ihm darinnen, wie nöthig man seine Gegenwart in Neuspanien habe, sowol die Ruhe des Landes wieder herzustellen, als auch dem Franz Pizarro die verlangte Hülfe nach Lima zu schicken, wo er von einer unzähligen Menge Indianern angegriffen wurde. Sie baten ihn daher inständigst, und befahlen ihm so gar zurück zu kommen. Cortez that dieses um so viel lieber, da er der vergeblichen Mühe überdrüssig war, die er sich bisher zu Wasser und zu Lande gegeben hatte, und zu seinem großen Schaden überzeugt war, daß das Glück, was man zu Lande hat, uns keine sichere Gewähr für das Glück zur See leisten kan. Inzwischen konte er eine Unternehmung nicht völlig liegen lassen, wo es so sehr auf seine Ehre ankam. Er kehrete also zu Anfange des Jahrs 1527 nach Acapulco zurück, und ließ die Truppen, die zu S. Croix stunden, unter dem Commando des Franz de Ulloa, der aber bald die Unmöglichkeit sahe, daselbst Unterhalt zu finden, und sich fest zu setzen, ihm daher auch bald nachfolgte, es sey nun auf Befehl oder aus eigenem Antriebe.

Von Acapulco begab sich Cortez nach Quahunahuac, das man nachher verderbt Quernavaca genennet hat, seine Gemahlin abzuholen, und mit dieser ging er nach Mexico zurück, um dem Vicekönig Nachricht abzustatten. Er gab sogleich Befehl, die verlangte Hülfe dem Pizarro zu senden, und schickte zwey Schiffe unter dem Commando des Fermando Gryalva von Acapulco nach Callos mit Truppen, Waffen und Pferden, denen er zugleich viele reiche Geschenke im Namen der Marquise beyfügte. Alles dieses kam glücklich für den Eroberer von Peru an. Die Menge von Unternehmungen setzte den Cortez in keine Verlegenheit, und der schlechte Fortgang der erstern hinderte ihn nicht, nach einer reifen Ueberlegung diejenigen, die er als vortheilhaft ansah, zu [illegible]suchen. Er unternahm im Frühlinge eben dieses Jahrs einen neuen Zug, dessen Umstände ich nach dem Franz Lopez de Gomara erzählen will, weil sie viele wichtige Stücke enthalten, die sich zu meinem Vorhaben schicken, und vieles von dem, was ich erzähle, bestätigen.

Im Monat Mai eben dieses Jahrs 1537 schickte Cortez drey andere Schiffe unter dem Commando des Franz de Ulloa, der mit den andern angekommen war, ab. Er hatte Befehl, die Küste von Culhuacan, die sich gegen Norden erstreckt, zu untersuchen. Die Namen dieser Schiffe waren Santa Agurda, la Trinita,

und S. Thomas. Sie segelten von Acapulco ab, und warfen vor Santjago de Buona Esperanza Anker, um alda Lebensmittel einzunehmen. Von Guayabal gingen sie nach Californien ab, daselbst ein Schif aufzusuchen, und von da ins Mee. des Cortez, so von andern das rothe Meer genant wird. Von da fuhren sie längst der Küste hin mehr als zweihundert Meilen, und fanden eine Baie, der sie den Namen S. Andre gaben, weil sie am Tage dieses Heiligen daselbst ankamen. Ulloa nahm für den König von Castilien im Namen des Ferdinand Cortez von diesem Lande Besitz. Diese Baie liegt im 23 Grad der Breite; es giebt daselbst längst der Küste viele feuerspeiende Berge, die Berge sind unfruchtbar, und das Land sehr arm. Sie fanden an diesem Orte einige Arten von Hämmeln, mit großen, dicken und krummen Hörnern. Sie sahen auch viele Wallfische in diesem Meer. Die Einwohner bedienen sich zu deren Fange gewisser Haaken, so von Holze, Fischknochen oder Schildkrötenschaalen, wovon es sehr viele und große in diesem Meere giebt, gemacht sind. Die Männer gehen, wie die Otomies in Neuspanien, nacket. Sie tragen auf der Brust kleine Muscheln, die wie Perlenmutter glänzen.

Als sie aus der Baie S. Andre heraus gingen, kamen sie nach Californien, indem sie stets an der Küste hinfuhren. Sie segelten um das Vorgebirge herum, und warfen zwischen dem festen Lande und einigen Inseln Anker, und gingen von da in die S. Andreasbaie zurück. Sie nanten das Vorgebirge El Cabo del Enganno oder der Betrügerey; weil ihnen aber die Winde zuwider waren, und sie auch Mangel an Lebensmitteln litten, so begaben sie sich wieder nach Neuspanien, so daß sie nach einem Jahre Entfernung kein Land fanden, das sich der Mühe verlohnet hätte, noch einmal dahin zu gehen. Ferdinand Cortez hatte sich bei Erblickung dieser Küste und dieses Meeres eingebildet, ein anders Neuspanien zu finden; aber er that weiter nichts mehr zu Lande und zu Wasser, als was ich schon gesagt habe, ob er gleich allenthalben zugegen war, und seine Person nicht schonete. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, es gäbe zwischen Neuspanien und den Specereiinseln sehr große und reiche Inseln. Er verwand nach seinem eigenen Geständ-

ständniß, auf diese Entdeckungen zwei mal hundert tausend Ducaten, und mehr Menschen und Schiffe als er geglaubt hatte; und dies nöthigte ihn nach Spanien zurück zu gehen, wie ich bald sagen werde. Indessen muß man zu seinem Ruhme sagen, daß niemand seinen Beutel weniger geschonet, oder mehr Muth und Entschließung gezeiget hat, wenn es auf solche Unternehmungen ankam, als er.

Dritter Abschnitt.

Unternehmungen in Californien bis auf das Jahr 1600.

Der geringe Nutzen, den Cortez von diesen kühnen und mit vielem Aufwande verbundenen Versuchen gehabt hatte, hätte den Spaniern natürlicher Weise die Lust benehmen sollen, noch andere dergleichen in Nordamerika und dem stillen Meere zu unternehmen. Indessen haben doch diese unsäglichen Reichthümer, die man durch die weise und kluge Regierung Don Antonio de Mendoza, durch die Anschläge und das Ansehen des Marquis del Valla unterstützet wurde, gesamlet, und welche das Verlangen, diese Eroberungen und Entdeckungen zu vermehren, hätten stillen sollen, dennoch eine ganz andere Wirkung gehabt. Die Ursache davon ist, weil der Mensch, der nach dem Ebenbilde GOttes erschaffen ist, das Leere seines Herzens nur allein mit ihm ausfüllen, und sein Verlangen nur allein mit ihm stillen kan.

In eben demselben Jahre 1537 kam Alvae Nunez Cabeza de Vaca, der durch seine sonderbaren Begebenheiten, die er mit seinen drey Cameraden: Costillo, Dorantos und einem Neger, Estevanico genant, gehabt hat, sehr bekant ist, von Mexico zu Culiacan an. Von dreihundert Spaniern, die 1527 mit Pamphil de Narvaez nach Florida gingen, um es zu erobern, kamen blos diese drey davon. Nachdem sie zehen Jahre unter den abgöttischen Nationen herum gestreift hatten, die im dem innern Amerika wohnen, so landeten sie endlich auf der Küste Culiacan, aber nacket und so verunstaltet, daß man sie für wahre Wilde hätte ansehen können. Aber man erkante nicht so bald an ihrer Sprache, daß sie Spanier wären,

als man ihnen zu Hülfe kam, und sie nach Mexico schickte. Alle Welt erstaunete über die Begebenheiten, die ihnen auf ihrer so langen und außerordentlichen Reise begegnet waren, und über die Wunder, die GOtt, wie sie versicherten, durch ihre Hände an den kranken Indianern gethan hatte, so daß er ihnen so gar die Kraft ertheilet, die Todten aufzuwecken. Sie sagten auch noch, und Alvae Nunnez schrieb es selbst an den Kaiser, die südliche Küste sey voll von Perlen und andern Reichthümern, und dieses sey das beste Land, das es in diesen Gegenden gäbe. Eben dieser Alvae Nunnez Cabeza de Vaca entdeckte in der Folge den Fluß de la Plata, und eroberte Paraguay. Zu diesem Zeugnisse, welches durch ihre außerordentlichen Abentheuer, und durch die Erzählung, die sie davon machten, vielen Nachdruck erhielt, kam noch im folgenden Jahre 1538 ein anderes, welches unendlich mal mehr galt. Da Marcus de Niza, ein Franciscaner und Provincial der neuen Provinz del Santo-Evangelio, erfahren hatte, daß ein Laienbruder seines Ordens zweihundert Meilen gegen Norden über Culiacan gegangen, und durch wohl bevölkerte Länder gekommen sey, wo er außerordentliche Erzählungen von andern noch weit entlegenen Ländern gehört hätte; so entschloß er sich zu diesen Völkern zu gehen, sie in Person zu besuchen, und ihnen das Evangelium zu predigen. Seine Mission beschäftigte ihn viele Monate, und bei seiner Zurückkunft erzählete er, daß er sehr gute Länder gesehen, und von sieben großen Städten, die von gesitteten Völkern bewohnt würden, gehöret habe; daß das Land viele Vögel, Getreide und Früchte, die Berge sehr viele Metalle und kostbare Steine habe; daß es nicht weit davon eine große Stadt, Quivira genant, gebe, deren Häuser sieben Stockwerk hoch wären, und deren Reichthum man sehr rühmte.

Als sich diese Neuigkeit durch Mexico verbreitet hatte, so wurde sie das allgemeine Gespräch der ganzen Stadt. Viele angekommene Spanier schmeichelten sich mit der Hofnung, daß sie ein eben so reiches Reich würden erobern können, als das war, welches den Cortez so berühmt gemacht hatte. Die Entdeckungen, die man in Neuspanien gemacht hatte, und die man noch in Peru machte, die allgemeine Meinung, die man von den Reichthümern Indiens hatte, von welchem

chem man noch immer glaubte, daß es nicht weit entfernet seyn könte, die Nachrichten des P. Provincial, und der Cameraden des Pamphils de Narvaez, alles dieses waren eben so viele Bewegungsgründe, die so gar die Ungläubigsten überzeugeten. Cortez und der Vicekönig faßten sogleich den Entschluß, die Eroberung dieses Landes sowol zu Wasser als zu Lande zu versuchen. Aber man merkte bald, daß ihre Absichten nicht so leicht zu vereinigen waren, weil sich ein jeder diese Unternehmung mit Ausschlus des andern zueignen wolte; der eine als Vicekönig, der andere vermöge der Entdeckung, die er vom Südmeere gemacht hatte, und des Contracts, den er mit der Kaiserin geschlossen hatte.

Der Vicekönig, ob er gleich ein Muster der Gerechtigkeit und Großmuth bei jeder andern Gelegenheit war, war gegen die Ehre nicht so unempfindlich, daß er die Hochachtung, die die Spanier und Indianer dem Cortez erwiesen, mit kaltem Blute ansehen konte; dieser aber, ob er gleich nicht in Mexico, und mißvergnügt über die abschlägliche Antwort war, die er von dem Kaiser wegen der gesuchten Stadthalterschaft erhalten hatte, wuste Mittel zu finden, seinen Vortheil und Ansehen im Ganzen zu behaupten, und wuste sich so geschickt aufzuführen, daß er den Großen von Neuspanien keinen Verdacht erweckte, ihnen aber doch die Nothwendigkeit seiner Gegenwart empfinden ließ, ohne ihnen den geringsten Verdacht durch sein Betragen zu geben. Der Vicekönig und die Regierung fanden eine, wo nicht gerechte, doch wenigstens günstige Gelegenheit, ihm merken zu lassen, daß er kraft des Vorrechtes, das sie hatten, ein Verzeichniß der ihm vom Kaiser anvertrauten Schiffe zu machen, unter ihnen stünde. Es war auch noch die Frage von der Schadloshaltung, die Nonce de Guzmann, vormaliger Präsident, dem Cortez nach Urteil und Recht entrichten solte, die man aber immer nicht beytrieb, theils aus Achtung für den Posten, den er bekleidete, theils auch um den Cortez zu kränken. Es hatte sich zuvor ein Mißverständniß zwischen Cortez und dem Vicekönige entsponnen. Sie versöhneten sich zwar 1538 wieder, aber es fing bei dieser Gelegenheit wieder aufs neue an. Alle Rechte des Cortez wurden in den Gerichtshöfen untersucht, und er sahe sie auf eine Art entschieden, die

von derjenigen ganz verschieden war, mit welcher er von dem Schicksale der Reiche und Länder geurtheilet hatte, und er befand sich jetzt unter den Anwälden, Räthen und Advocaten in einer größern Verlegenheit, als er sich ehedem mitten unter einer unzähligen Menge Feinde zu Otumba und Mexico befunden hatte. Er sahe damals den weisen Rath ein, den er einige Jahre hernach dem Kaiser gab, daß er nemlich keinen Mann mit einem langen Rocke nach Neuspanien schicken möchte.

Indessen schmeichelte sich der Vicekönig Mendoza mit einer Eroberung, in welcher er sich mehr Ehre und Reichthümer zu verschaffen hofte, als Cortez in seiner erhalten hatte, ohne den Indianern übel zu begegnen. Da er sich nun große Rechnung auf die Geduld des Cortez und auf dessen Treue als Vasall machte, so gab er Befehl, zwo nöthige Zurüstungen zu machen, eine zu Wasser, die andere aber zu Lande, in der Absicht, die Länder und Inseln, die nordwärts von Mexico liegen, zu erobern. Er gab das Commando über die Flotte dem Capitain Franz de Alarçon mit dem Befehl, längst der Küste hinzufahren, und sich mit der Landmacht im 52 Grad zu verbinden, nach dem Rathe, den der Geistliche gegeben hatte. Die Armee wurde von dem Vicekönig in Person commandiret, und Cortez blieb in Mexico zurück, redete vergebens wieder diese Unternehmung, und beschwerete sich über das Unrecht, das man ihm that. Unterdessen machten doch die Vorstellungen der Auditeurs und die Verlegenheit, in der sich die Regierung befand, daß der Vicekönig seine Meinung änderte, und das Commando über die Truppen zu Lande dem Franz Vasquez Coronado gab. Dieser Officier reisete an der Spitze von tausend auserlesenen Leuten von Mexico ab, mit allen zur Eroberung und Niederlassung nöthigen Sachen. Die Franciskaner dieneten statt der Wegweiser. In diesem Zustande ging er dreihundert Meilen über Culiacan, über Cinaloa und durch das Thal Sonara, und kam nach unzähligen Schwierigkeiten an dem Orte seiner Bestimmung an. Es waren daselbst sieben Städte, die eine Provinz oder Königreich, Cibola genant, ausmachten, in denen nicht mehr als vierhundert Menschen waren. Sie nanten die gröste Stadt, die im Gebiete

des

des Vicekönigs liegt, Grenada. Sie bestand aus 200 Häusern von Leim und unbehauenem Holze, welche vier bis fünf Stockwerk hoch waren, in die man auf einer hölzernen Leiter stieg, die man des Nachts wieder wegnahm. Das Land war sehr arm; man fand nichts, das Leuten, die sich davon einen so großen Begrif gemacht hatten, schmeicheln konte, ob es gleich sehr bequem war Früchte und allerhand Arten von Getreide hervorzubringen. Sie waren kaum einen Monat daselbst, als sie schon wieder anfingen nach Mexico zu denken. Weil aber Don Garci Lopez de Cardena nicht mit leeren Händen und ohne etwas Vorsicht zu haben zurückgehen wolte: so ging er mit seinem Corps Cavallerie gegen das Meer, und der General Vasquez Coronado begab sich nach Tigua, auf einem Fluße, wo er sich des Patarrox, Königs von Axa und Quivira, bemächtigte. Man machte ihm eine so prächtige Beschreibung von dessen Staaten, daß ein Corps Spanier dahin abging, und nach einem Marsch von 300 Meilen in einem ebenen aber sehr schlecht bevölkerten Lande ankam. Quivira liegt, wie man ihnen sagte, im 40 Grade in einem Lande, das einen Ueberfluß an Vögeln und Früchten hat. Dessen Rechthümer aber bestehen nur in gewissen Heerden Hornvieh, von denen die Einwohner ihren Unterhalt, Hausrath und Kleidung nehmen. Indessen behaupten doch andere, die meisten hätten sich daselbst häuslich niederlassen wollen, Vasquez aber, der Lust gehabt, nach Mexico zu gehen, habe ihnen, um sie davon abzubringen, eine sehr schlechte Beschreibung von dem Lande gemacht. Gomara setzt noch hinzu, sie hätten längst der Küste Schiffe gesehen, deren Vordertheil mit Figuren von Gold und Silber gezieret gewesen, und sie hätten gemuthmaßet, sie kämen aus Cathai oder China, weil sie ihnen das Zeichen zu verstehen gegeben, daß sie dreißig Tage auf der See gewesen. Endlich faßten sie, durch Krankheiten geschmolzen, durch Hunger erschöpft, und durch die Beschwerden, die sie ausgestanden hatten, abgeschreckt, den Entschluß, wieder nach Mexico zurück zu gehen, wo sie nach einer dreijährigen Entfernung im Monat März 1542 anlangten.

Johan de Padilla und ein anderer Geistlicher, ein Portugiese, und einige

Ins

Indianer aus Mechonau, blieben zu Tigua. Diese beiden Geistlichen thaten noch einmal eine Reise nach Quivira, und wurden daselbst nebst einigen Indianern umgebracht. Der Portugiese hatte das Glück zu entwischen, und kam lange Zeit darauf nach Panuco.

Dies war die Unternehmung der Armee zu Lande. Franz von Alarçon ging 1540 mit den Schiffen, die er commandirte, zur See, um sich den Befehlen gemäß mit dem Vasquez in der Breite von 36 Gr. zu vereinigen. Er seegelte auf Californien zu, und als er an den bestimten Ort gekommen war, so wartete er lange Zeit auf die Armee, ohne daß sie zum Vorschein kam, ob sie gleich nur 80 Meilen zu marschiren hatte. Als die Zeit seines Befehls vorbei war, so pflanzte er viele Kränze ans Ufer, und unter dieselben Bouteillen, worinnen Zettelchen waren, die den Tag, Monat und Jahr seiner Ankunft bestimten, und ging hierauf wieder nach Neuspanien, wo er eine zahlreichere Flotte und den Major Domus des Vicekönigs fand, und sich nunmehr in das Gebiet des Cortez begab, wo er kurze Zeit darauf vor Gram starb.

Der Vicekönig gebrauchte bei dieser Unternehmung, die so vieles Aufsehen machte, bis auf den Augenblick, da man dessen Mißbrauch einsah, nicht nur sein Ansehen und seine Reichthümer, sondern vermehrete auch noch durch einen feinen politischen Streich seine Macht und seine Parthei, indem er dem Cortez seinen vornehmsten Beistand raubte. Peter von Alvaredo commandirte damals als oberster Befehlshaber in der Provinz Guatimala. Er hatte sie auf des Cortez Befehl erobert und bevölkert, mit dem er es allezeit gehalten hatte. Da seine Gegenwart in dem Lande nicht mehr nöthig war, wegen der guten Ordnung, die er daselbst gemacht hatte, so hatte er Befehl, sich mit zwei Schiffen nach Peru zu begeben, und dem Pizarro in der Eroberung von Quito, das man für weit reicher als Cusco hielt, zu helfen. Er kam von dieser Unternehmung mit vielem Geschrei und Geschenken zurück, die ihm Pizarro und Almagro gegeben hatten, die sich mehr über seine Abreise als über die Hülfe, die er ihnen geleistet hatte, freueten; denn sein Betragen war sehr herrschsüchtig und stolz. Dieses Geld, und das, was er in der

Pro-

Provinz von den Indianern erpresset hatte, machte seinen Stolz wieder rege; und da er die geheiligten Bande der Erkentlichkeit und Freundschaft für nichts hielt, auch nicht mehr durch die Achtung zurück gehalten wurde, die er dem Cortez als seinem Obern schuldig war; so faßte er den Anschlag, ihm die Entdeckungen des Südmeers zu entreißen. Zu dem Ende bat er den Kaiser um eine Vollmacht, der ihm solche auch gerne gab, weil er über diese Entdeckung sehr eifersüchtig war, und anfing, in den Cortez ein Mißtrauen zu setzen, den seine Feinde anklagten, daß er seine Pflichten nicht erfülle. Doch that der Kaiser solches mit der Bedingung, daß er die Portugiesen in ihren Besitzungen nicht beunruhigen solte. Nachdem Alvaredo seine Commission erhalten hatte, so machte er in seiner Provinz eine Zurüstung, die größer war, als alle diejenigen, die Cortez jemals in diesen Meeren gemacht hatte. Er ließ zwölf große Schiffe, eine Galeere und etliche andere kleine Schiffe bauen, die er mit Leuten, Pferden, Artillerie, Waffen und allem nöthigen Vorrathe versorgte. Die Ausrüstung dieser Flotte setzte ihn in so große Kosten, daß er einen guten Theil seines Vermögens, und das Geld, welches er in seiner Provinz aufnahm, nicht mitgerechnet, noch zu dem Beutel seiner guten Freunde seine Zuflucht nehmen muste. Seine Absicht war, sich nach Indien und den Specereinseln zu begeben, und unter Weges längst an der Küste Californiens hin und dem Vorgebirge der Wallfische, nach dem Plan seines ersten Befehlshabers, neue Entdeckungen zu machen. Als er den Titel als General der Flotte erhalten, so ging er 1538 nach Purification unter Segel, um daselbst Wasser, Truppen und Lebensmittel einzunehmen. Der Vicekönig bekam sogleich von diesen Unternehmungen Nachricht, und da er von sich auf andere schloß, so glaubte er gewiß, daß Alvaredo seinen alten Gönner verlassen hätte. Er sahe ein, daß es sein Nutzen erfordere, ihn auf seine Seite zu ziehen, und den traurigen Folgen zuvor zu kommen, die seine Aussöhnung mit dem Cortez haben könte. Er schickte also einen Brief durch einen Boten an ihn ab, der ihn an einem bestimten Orte erwarten solte. Die Lust, die er zu Schließung dieses Bündnisses zeigte, übertraf die Erwartung des Vicekönigs; so daß er, um nicht Zeit zu verlieren, sogleich seinen

Majordomus, Augustin Guerrero und dem Don Ludwig de Castille abreisen ließ. Während dieser Unterhandlung langte Franz de Alarçon von der schon angeführten Unternehmung auf Cibola in dem Hafen de la Purificación an.

Um die letzte Hand an den Vergleich zu legen, so machte man aus, daß der Vicekönig und Alvaredo sich zu Chinibitio, einer Stadt in Mechoacan, persönlich besprechen wolten. Nach geendigter Zusammenkunft besahen beide die Flotte, und giengen von da nach Mexico, den Befehlshaber über dieselbe zu ernennen. Doch, das war ein Punkt, worüber sie sich nicht vergleichen konten, weil ein jeder das Commando seinen Creaturen geben wolte. Alarçon wurde nach Guatimala zurük gerufen, wo man seine Gegenwart in Sachen, die die Provinz betrafen, nöhtig hatte, und wo er auch die Zurüstung zu der Unternehmung machen solte. Während der Zeit, daß diese Zubereitungen daureten, verabscheuete jederman das Betragen des Alvaredo gegen den Cortez, dem er sein ganzes Glük zu danken hatte. Der Vicekönig und Cortez begiengen die äussersten Unanständigkeiten gegen einander, und als der leztere sah, daß er in Neuspanien keine Gerechtigkeit zu hoffen habe; so entschloß er sich zum zweitenmal nach Europa zu gehen, um von dem Kaiser Gnade und Gerechtigkeit zu erlangen. Um deswillen ging er 1540 mit seinen zwei Söhnen nach Spanien, begleitete den Kaiser in dem unglücklichen Feldzuge nach Algier, und nachdem er sieben Jahre am Hofe zugebracht hatte, in der Hofnung, seine Angelegenheiten geendigt zu sehen, die man nur deswegen aufschob, damit er nicht wieder zurük kehren könte, so starb er endlich den zweiten December 1547 zu Castilleja de le Cuesta, als er nach Cadix reisete, seine Tochter zu besuchen. Er war ein Mann, der einen unsterblichen Ruhm verdiente, und in nichts den berümtesten Helden des Alterthums nachgab. Hat er gleich einige Fehler an sich gehabt, so mus man doch sagen, daß sie durch den Glanz einer großen Anzahl politischer, kriegerischer und christlicher Tugenden, und vor allem durch seinen brennenden Eifer für die Fortpflanzung der Religion verdunkelt werden. Sind zur Zeit der Eroberung die Indianer alzu strenge behandelt worden, so mus man es der Nohtwendigkeit und der Hize der Soldaten zuschreiben, die man nicht allemal im Zaume hal-

halten kan. Bei allen Gelegenheiten, wo er vor sich handelte, hat er sich durch die Güte seines Herzens unterschieden. Ich gestehe es, man kan ihn in Ansehung des ersten Umstandes nicht ganz frei sprechen, so wenig als von der Ermordung der Großen zu Mexico in dem Treffen bei Hubueras; die Vorsicht hat ihn aber auch dafür gedemütiget, indem er in dem übrigen Theile seines Lebens nicht mehr das bisherige Glück hatte, und sich am Ende seiner Tage in einem Chaos von Unruhen und Wiederwärtigkeiten befand.

Peter Alvaredo machte sich die Abwesenheit des Cortez zu Nutze, und eilte mit seinen Zurüstungen, die zu Guatimala geschahen. Als sie zu Stande gebracht waren, so ging er zu Lande in den Hafen de la Natività, um sich einzuschiffen, und das Commando über die Flotte zu übernehmen. Bei seiner Ankunft erhielt er Briefe von Christoph de Onnate, Lieutenant-Gouverneur von Xalisco unter dem Vasquez Coronado, der damals zu Cibola war, worinnen er ihm meldete, daß die Indianer ihn angegriffen hättten, und daß, wenn er ihm nicht bald zu Hülfe käme, es um ihn und seine Truppen geschehen wäre. Es war in Ansehung dieser Unternehmung sehr wichtig, daß der Hafen zu Xalisco frey war; die Achtung gegen den Stadthalter, der abwesend war, noch mehr aber die Achtung gegen den Vicekönig, der ihn schickte, erforderte auch, daß Alvaredo von Onnate zu Hülfe eilete, und ihn zur rechten Zeit entsetzte. Indessen setzten die Indianer den Krieg mit einer außerordentlichen Standhaftigkeit und Unerschrockenheit fort, und da einige sich auf die hohen Felsen gesetzt hatten, so ging Alvaredo an der Spitze eines Detachements Reuter und Fußvolk gegen sie, um sie von da wegzutreiben. Die Spanier griffen sie, durch das Beispiel des Alvaredo ermuntert, an; allein die Indianer rolleten viele große Stücken Felsen herab, welche viele Soldaten zerschmetterten, und eine gute Anzahl Pferde in den Abgrund hinabstürzten. Ein Stück von diesem Felsen fiel nahe bei dem Alvaredo nieder, der von dem Pferde gestiegen war, demselben auszuweichen. Als er aber wieder zu Pferde gestiegen war, fiel es von neuem auf ihn, und stürzte ihn von dem Felsen in die Tiefe. Er wurde durch diesen Fall so zerquetscht, daß er vier Tage drauf zu Ezatlan 10 Meilen von Gua-

dalaxara und 300 von Guatimala im Jahre 1541 starb. Dies war das traurige Ende des Peter Alvaredo, der sich durch seine gute Kriegeseigenschaften berühmter gemacht hatte, als durch seine Regierung. Er war glücklich in seinem Leben und unglücklich in seinem Tode, mehr begierig nach Ehre als nach wahrem Ruhm, kühn und frech in seinen Reden, und kante keinen andern Endzweck, als seinen Eigennutzen. Er drückte die Indianer mit so vieler Grausamkeit, daß viele Personen sein und seiner Kinder Unglück als eine Strafe seines Betragens ansahen. Im Monathe September eben dieses Jahres wurde die Stadt Santjago de Guatimala durch einen Sturm und Ueberschwemmung völlig zerstöret, wobei Donna Beatrix de la Cueva ertrinken muste. Sie hatte zwei Söhne, davon der eine, Pedro genannt, auf seiner Reise nach Spanien ertrank; der andere aber, Diego, in Peru getödtet wurde. Beide Brüder ware unglücklich, und ein gleiches wiederfuhr allen, die an der Eroberung dieses Landes Theil genommen hatten.

Die grosse Flotte war bereit, in See zu gehen; aber da sie jezt einem Körper ohne Kopf gleich war, so nahm sie bald ein schlechtes Ende. Man verlies die Schiffe, und diese verdarben in dem Hafen. So war das Ende einer Unternehmung beschaffen, die seit langer Zeit die ganze neue Welt in Aufmerksamkeit und Unruhe gesetzt hatte.

Der Vicekönig Don Anton de Mendoza gerieth über das Schicksal des Alvaredo und der Flotte um so viel mehr in Verlegenheit, da er nicht im Stande war, sie wieder herzustellen, und die Unkosten von diesen beiden Unternehmungen blos auf ihn zurück fielen. Zu seinem gröſten Unglücke kam auch noch zu Anfange des folgenden Jahres 1542 Vasquez Coronado zurück, ohne einigen Vortheil gehabt zu haben. Indessen mus man doch zu seinem Lobe sagen, daß er zu edel und erhaben dachte, als daß er sich durch diese Unglücksfälle solte niederschlagen lassen, und daß er ohngeachtet seines Eifers Unternehmungen zu wagen, die ihm Ruhm und Vorteil versprachen, dennoch sehr für die Fortpflanzung des Glaubens und der Predigt des Evangelii unter den abgöttischen Nationen besorget war. Er war fest überzeugt, daß, wenn man auf der Seite des Südmeers und in den östlichen Gegen-

genden Indiens eine Handlung anlegen und daselbst Eroberungen machen könte ohne die Moluckischen Inseln zu berühren, der Staat davon unendlichen Nutzen haben werde. Er sahe wohl ein, daß, so groß auch die Schwierigkeiten waren, es doch nicht unmöglich sey, sie zu überwinden; aber zu seinem Unglücke fehlete es den weisen Einrichtungen, die er während seiner Regierung gemacht hatte, und deren Früchte gewiß und beständig sind, noch an einer glänzenden That, die man so vielen andern hätte an die Seite setzen können, welche das Haus Mendoza berühmt gemacht hatten, in welchem man zu der Zeit viele Personen zählete, die sich durch ihre Einsicht und Kriegeserfahrung hervorthaten. Durch diese Bewegungsgründe aufgemuntert, faßte er noch in eben diesem Jahre 1542 den Entschluß, drei gleich rühmliche und nützliche Unternehmungen auszuführen. Die erste war, die Indianer in Xalisco und Neugallicien, die sich nach dem Tode des Alvaredo empöret hatten, wieder zum Gehorsam zu bringen, und dieß war um so viel nöthiger, weil man ohne diese Provinz die Eroberungen, die man in Norden vorhatte, nicht verfolgen konte. Die zweyte war, Schiffe abzuschicken, die die äußere oder westliche Küste von Californien und Amerika untersuchen solten. Die dritte, noch andere abzuschicken, welche Entdeckungen und Niederlassungen in denen Inseln machen solten, die man damals die westliche, jetzt aber die Marien und Philippinischen Inseln nennet, weil sie näher an Amerika als an den Moluckischen liegen.

Der gröste Theil des Adels in Neuspanien begleitete ihn in der ersten Unternehmung, und er stellete durch seinen Muth, liebreiches Betragen und Klugheit in diesem Lande die Ruhe in kurzem wieder her. Was aber die zweite und dritte anbetrift, so besserte man die Schiffe des unglücklichen Alvaredo, die schadhaft geworden waren, wieder aus. Johan Rodiguez Cabrillo, ein Portugiese, ein Mann, der sich durch seinen Muth, Frömmigkeit und Erfahrung im Seewesen gezeiget hatte, ging mit zween von diesen Schiffen ab, die zwote Unternehmung auszuführen. Die fünf andern machten eine Flotte aus, worüber er das Commando dem Ruy-Lopez de Villa-Lobos, von Malaga gebürtig, gab, einem Edel-

manne, der alle zu dieser Unternehmung nöthigen Eigenschaften besaß. Die Absicht derselben war, die Philippinischen Inseln zu entdecken. Er lief nach den Portugiesen am Tage Allerheiligen aus dem Hafen de la Nativite, und da er in gerader Linie westwärts ging, so kam er an die Diebsinseln, von da an die Insel Mindanao und an andere Inseln, die den Archipel der Philippinen ausmachen. Diese Unternehmung lief nicht so glücklich ab, als sie sich angelassen hatte. Er erfuhr viele widrige Zufälle, und nachdem er die meisten Schiffe verloren hatte, so wurde er genöthiget, an den Moluckischen Inseln einzulaufen. Die Portugiesen, die zu Ternate und Tidor wohnten, empfingen ihn so übel, daß er 1546 zu Amboine vor Verdruß starb. Der Geistliche und einige Weltliche waren die traurigen Ueberbleibsel dieser Unternehmung, und erhielten von den Portugiesen die Erlaubniß, über die Moluckischen Inseln, Goa und das Vorgebirge der guten Hofnung nach Spanien zurück zu gehen.

Man wagte nachher keinen Versuch mehr auf diese Inseln bis auf das Jahr 1546. da Michael Lopez de Legazpi in Gesellschaft des berühmten Geistlichen Andreas de Urdanera, glücklicher war, und unter dem zweiten Vicekönige Don Ludwig de Velasco eine Niederlassung in den Philippinischen Inseln anlegte.

Johan Rodriguez Cabrillo reisete mit seinen zween Schiffen den 27 Jun. aus eben dem Hafen de la Nativite ab, um Entdeckungen gegen Norden zu machen. Er kam bis an die Baie S. Croix in Californien, die sonst Puerto del Marques-del-Valle, seitdem Cortez da gewesen war, genennet wurde. Er fand sie im 24 Gr. der Breite liegen. Als er auf der Westküste weiter fortging, kam er in eine Baie, die er die Magdalenenbaie nante, und welche im 37 Gr. gelegen ist. Im 32 Grade segelte er bei dem Vorgebirge del Enganno, im 33 bei dem Vorgebirge de la Croix und im 36½ bei dem Vorgebirge Galera vorbei. Diesem letzten gegen über fand er zwei große Inseln, die zehen Meilen von der Küste lagen, wo man ihm sagte, daß es in einiger Entfernung von denselben eine Nation gäbe, die Kleider trüge. Im 37½ Gr. wurde er einige Berge, die mit Bäumen bedeckt waren, gewahr, die er die S. Martinsberge und eben so auch das Vor-

ge-

gebirge, das am Fuße desselben lag, das Cap des heil. Martin nante. Von diesem Vorgebirge weiter hin bis am 40 Gr. gehet die Küste N. O. und S. W. Im 40 Gr. sahe er einige mit Schnee bedeckte Berge, und zwischen beiden ein großes Vorgebirge, das er Mendoza oder Mendozino zu Ehren des Vicekönigs nante, der ihn abgeschickt hatte. Nahe dabei fand sich eine geraumige Baie, der er den Namen Pinos gab, wegen der Menge von Fichten, die daselbst wachsen, und außerordentlich hoch sind. Im Monate Januar 1548 langte er in Cabo de Fortuna an, welches im 41 Gr. liegt, und den 10 März befand er sich im 44 Gr. der Breite in einer durchdringenden Kälte. Der Mangel an Lebensmitteln und der schlechte Zustand seiner Schiffe verhinderten ihn weiter zu gehen; er ging also wieder zurück, und lief am Sonnabend den 14 April in dem Hafen de la Nativite ein, und sagte, eine solche Unternehmung verlange stärkere und größere Schiffe, und mehr Vorrath an Lebensmitteln, weil solcher daselbst nicht leicht zu bekommen sey.

Ich habe mich bei Beschreibung der Lage und der Namen der vornehmsten Oerter, die man auf dieser Reise entdeckte, um deswillen aufgehalten, damit man sie, mit den Entdeckungen, die man seitdem gemacht hat, vergleichen könne; vornemlich aber deswegen, weil viele Schriftsteller diese Unternehmung, welche die letzte war, die dieser vortrefliche Schifsmann nordwärts im Südmeer gemacht hat, vergessen oder mit andern verwechselt haben.

Im Jahre 1551 wurde Don Anton de Mendoza, zum großen Leidwesen der Spanier und Indianer, von der Stadthalterschaft in Mexico nach Peru gerufen, so, daß wegen seiner Abwesenheit die Unternehmungen nach Californien auf viele Jahre aufgeschoben wurden. Der neue Vicekönig Don Ludwig de Velasco, der sich einen guten Hafen an der westlichen Küste durch die Schiffe von den Philippinen verschaffen wolte, ließ das Schif S. Augustin dahin absegeln, welches kurz darauf, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurück kam.

Im Jahre 1596 erhielt Don Caspar de Zunniga, Graf von Monte-Rey, Vicekönig von Mexico, einen Befehl von Philip II. Entdeckungen und Niederlas-

lassungen in Californien zu machen. Die Engelländer machten sich unsere Nachlässigkeit zu Nutze, um sich zu Herren zur See zu machen. Der berühmte Franz Drake verbreitete das Schrecken auf allen Küsten des Südmeers, und legte in Californien so gar eine Colonie an, der er den Namen Neualbion gab, als wenn dieses Land der Krone Engelland zugehörete. Seinem Beispiele folgeten viele von seinen Landsleuten; unter andern Thomas Cavendish, der sich auf der Küste verschanzte, und dadurch unsere Handlung nach den Philippinischen Inseln sehr einschränkte. Man redete damals noch viel von der Straße Anian, vermittelst deren das Südmeer mit dem Nordmeere nahe bei Terreneuve Gemeinschaft haben solte; und hätten sich die Engländer nur einmal einen Weg auf dieser Seite bahnen können, so hätten sie zuverlässig unsere und die Portugisischen Länder in Indien an sich ziehen können, weil die ganze Küste von Acapulco bis Culiacan ohne Vertheidigung war, und von Culiacan an gegen Norden sich kein Etablissement auf der Küste befand. Ueberdies hatte man die vielen Perlen nicht vergessen, die diese Meere liefern. Aber die vornehmste Bewegursache, die den meisten Eindruck auf das Herz dieses frommen Monarchen machte, war die Fortpflanzung des Evangelii, und das Mitleiden, welches er gegen so viele tausend Seelen hatte, die aus Mangel an Missionarien in den Finsternissen der Abgötterei steckten, und ihm von dem heiligen Stule sehr empfohlen wurden.

Der Hof übergab die Ausführung dieser Sache dem General Sebastian Viscaino, einem sehr herzhaften und klugen Manne. Er war nicht nur ein guter Seemann, und überdies sehr liebreich und freundlich, welches ihn zu einer Unternehmung sehr geschickt machte, die ordentlicher Weise mit vielen unangenehmen Umständen begleitet ist, die man allezeit dem Befehlshaber zuzuschreiben pflegt. Als alle Zubereitungen fertig waren, so segelte der General Viscaino von Acapulco mit drei Schiffen ab, und hatte vier Geistliche von dem Orden des heil. Franciscus am Bord. Er begab sich anfänglich nach den Inseln Mazatlan, und in den Hafen S. Sebastian, wo er frisch Wasser einnahm. Von da segelten sie durch den Golfo, der achtzig Meilen breit war, und landeten an der östlichen Küste von

Cali-

Californien, ohne einigen Widerstand von Seiten der Indianer zu finden, ob ihrer gleich eine große Menge ans Ufer kamen. Weil ihnen aber das Land nicht gefiel, so kamen sie in einen andern Hafen, den sie S. Sebastian nanten, und daselbst die Königliche Flagge aufsteckten, um zu zeigen, daß sie davon im Namen des Königs Besitz nähmen. Sie blieben acht Tage daselbst, und unter der Zeit schickten sie einige Soldaten ab, das Land zu untersuchen. Die Einwohner des Landes widersetzten sich ihnen nicht, sondern brachten ihnen Vögel und Früchte, die ihre einzige Speise sind, und Perlen, womit sie handeln. Der General fand es nicht für gut, daselbst einen Wohnplatz anzulegen, weil es kein Wasser hatte, und der Boden sehr unfruchtbar war. Er schickte das Schif, worauf der Befehlshaber der Escader war, noch weiter, um einen bequemern Ort aufzusuchen, die Flotte aber ging an den Ort, den man nachher de la Paz genant hat, wegen der höflichen und freundlichen Art, womit sie von den Indianern dieser Baie aufgenommen wurden. Dahin legten sie eine Besatzung, die sie mit einer Palisade befestigten; Sie baueten auch eine kleine Kirche und einige Hütten von Baumästen, die der Grund zur Hauptstadt dieser neuen Eroberung waren. Die Einwohner des Landes, welche einfältige und aufrichtige Leute waren, brachten der Besatzung Früchte, Fische und einige Perlen. Die Geistlichen bemüheten sich ebenfals ihre Liebe zu gewinnen, und erkläreten ihnen, so gut sie konten, die Geheimnisse der christlichen Religion. Sie gaben den Kindern, deren es eine große Menge daselbst gab, kleine Geschenke, und diese nebst den Liebkosungen halfen ihnen die Freundschaft der Einwohner gewinnen. Sie beklagten sich bei den Geistlichen über das Unrecht, das ihnen die Soldaten erwiesen, die ihnen unter andern Beleidigungen ihre Habseligkeiten mit Gewalt nahmen, ein Uebel, das bei allen neuen Entdeckungen nur alzu gemein, aber auch auf vielerlei Art von schlimmen Folgen ist. Sie fragten die Patres, ob sie nicht Kinder der Sonnen wären, indem sie selbige für Götter hielten? Sie baten sie inständigst, bei ihnen zu bleiben, die Soldaten aber als grausame und unmenschliche Leute fortzuschicken. Sie wunderten sich sehr, als sie das erstemal der Messe beiwohneten; sie befolgeten die Be-

fehle, die ihnen die Geistlichen gaben, sehr genau, und bezeigten sich in ihrem ganzen Betragen menschlich, gelehrig und geneigt den christlichen Glauben anzunehmen. Der General aber bemerkte bald, daß das Land nicht fruchtbar genug sey, eine so große Anzahl Menschen zu erhalten. Um deswillen schickte er, weil er doch seinem Auftrage, den er hatte, Entdeckungen zu machen, genug thun wolte, den Chef der Escader mit einer Chatte ab, die Küsten und die Inseln zu untersuchen, die weiter gegen Norden lagen. Die, so auf dem Schiffe waren, stiegen an Land, als sie Leute sahen, und wenn man sie gut aufnahm, so gingen sie durchs ganze Land in Schlachtordnung. Fanden sie einigen Widerstand; so stiegen sie wieder in die Schiffe, und setzten ihren Weg weiter fort: Auf diese Art legten sie hundert Meilen zurück. Als sie in den nördlichsten Theil des Landes gekommen waren, so setzten sie funfzig Soldaten ans Land, um Entdeckungen zu machen, und da diese sahen, daß dasselbe nicht besser war, als die vorigen, so begaben sie sich wieder auf ihre Schiffe. Die Indianer glaubten, sie flöhen, und schossen viele Pfeile auf sie; die Spanier aber machten linksum, gaben Feuer auf sie, verwundeten einige davon, und tödteten drey oder vier auf dem Platz; hierauf ergriffen die andern die Flucht. Indeß liefen die Soldaten zu ihrer Chaluppe, um das Schif zu gewinnen, das aus Mangel an Wasser eine Viertelmeile von der Küste entfernt war. Da die Chaluppe nur fünf und zwanzig Mann fassen konte, so musten die andern zurück bleiben, und warten, bis man sie abholete. Inzwischen stellten sich fünfhundert Indianer in einen Hinterhalt, und warteten auf die Gelegenheit, den Angrif zu thun. Die Chaluppe kam zurück, und da sie sich ohne Ordnung einschiffeten, ohne sich etwas Böses zu befürchten, so brachen die Indianer aus ihrem Hinterhalte hervor, und erhoben ein groß Geschrei. Die Soldaten eilten der Chaluppe zu, warfen sie aber um, und sie fielen ins Wasser, so daß ihnen ihre Waffen unbrauchbar wurden. Es blieben bei der Gelegenheit neunzehn Spanier, wovon einige ertranken, andere aber, weil sie sich nicht vertheidigen konten, von den Indianern getödtet wurden. Die, so am Bord waren, konten, ob sie gleich Mitleiden mit ihrem Unglück hatten, ihnen

nicht

nicht helfen. Indessen retteten sich doch einige durch Schwimmen aufs Schif. Der Mangel an Lebensmitteln hatte sie schon auf den Entschluß gebracht, wieder umzukehren; hätten sie dessen mehr gehabt, so hätten sie vielleicht die abgelegensten Gegenden des Meerbusens untersuchen können. Dieses Unglück nöthigte sie, wieder zur Besatzung zu stoßen, und sie gelangten endlich nach vielen Unbequemlichkeiten bei derselben an, nachdem sie einen ganzen Monat auf der See gekreuzet waren. Der General Viscaino befand sich daselbst, aber so entblößt von Lebensmitteln, daß er selbst nicht genug Mais hatte, sie auf dem festen Lande zu unterhalten. Da sie nun nicht wusten, wo sie etwas hernehmen solten, so fassete man in einem Kriegesrathe den Entschluß, diese Eroberung völlig aufzugeben, und keinen Mann daselbst zu lassen; und hierauf kehrten sie zu Ende des Jahrs 1596 nach Neuspanien zurück.

Man schickte eine Beschreibung von dem Verlaufe dieser Unternehmung an den Hof, die bald nach der Erhebung Philip III auf den Thron ankam, nachdem sein Vater Philip II den 23 Sept. 1598 gestorben war.

Vierter Abschnitt.

Merkwürdiger Befehl Philip III. Andere Unternehmungen auf Californien bis zur Regierung Philip IV.

Die politischen Bewegungsgründe, die Philip II nöthigten, die Eroberung von Californien anzubefehlen, fanden immer noch statt, als Philip III auf den Thron kam, und wurden von Tage zu Tage nothwendiger. Der neue König hatte die Frömmigkeit und den Eifer seines Vaters geerbet, und es lag ihm die Fortpflanzung der Religion eben so sehr am Herzen als jenem. Er war überdieß geneigt, die Schiffahrt nach den Philippinischen Inseln sicher zu machen; denn weil die Schiffe, die aus diesen Inseln nach Neuspanien zurückkamen, am Vorgebirge Mendozino vorbei musten, und die Winde aus Nordwest in dieser Gegend sehr heftig waren, so muste man einen Hafen nahe an diesem Vorgebirge haben, wo sie

sich mit Lebensmitteln versorgen könten. In dessen Ermangelung waren bisher viele Schiffe zu Grunde gegangen, und die, so zu Acapulco anlangten, befanden sich in einem erbärmlichen Zustande. Er gab also den 27 Sept. 1599 dem Grafen von Monte-Rey Befehl, aus dem königlichen Schatze die Summen zu nehmen, die zu einem Etablissement in Californien nöthig waren, und trug ihm auf, die westliche Küste des Südmeers, an statt der östlichen Küste des Golfo, untersuchen zu lassen. Nachdem der Vicekönig alle Umstände reiflich überlegt hatte, um eine Unternehmung glücklich auszuführen, deren Schwierigkeit man deutlich genug aus dem schlechten Fortgange sah, den man im vorigen Jahrhunderte gehabt hatte, ernante zum obersten Befehlshaber eben den Sebastian Viscaino, der die letzte Unternehmung gewagt hatte, und unterließ nichts, was derselben einen glücklichen Ausschlag geben konte. Der General Viscaino ging den 5 Mai 1632 aus dem Hafen Acapulco mit zwei Schiffen, einer Fregatte und einer langen Barke ab, und hatte drei Carmeliter bei sich, von denen uns der eine, nemlich der P. Anton de l'Ascension, eine besondere Nachricht von dieser Unternehmung gegeben hat, aus welcher Torquemada einen Auszug gemacht hat, der am Ende meines Werks stehet. Der Leser wird sich inzwischen mit der kurzen, aber wichtigen Erzählung begnügen, die in dem kurzen Auszuge, den ich geben will, enthalten ist, woraus man siehet, daß er die Küste bis ans Vorgebirge Mendozino, welches im 40 Gr. liegt, und selbst das Vorgebirge S. Sebastian, das im 41½ Gr. liegt, genau untersuchte. Ehe er noch an diese Oerter kam, entdeckte er einen geraumigen Hafen nahe am Fichten Vorgebirge (Santa de Pinos) der ihm sehr bequem für die Schiffe schien, und den er dem Vicekönig zu Ehren, der ihn geschickt hatte, den Hafen Monte-Rey nante. Indessen, da er sahe, daß es ihm unmöglich sey, längere Zeit auf der Küste zu bleiben, so nahm er wieder den Weg nach Neuspanien, und kam zu Acapulco im Monat Merz 1603 an.

Die Beschwerden, Mühseligkeiten, Krankheiten und Gefahren, die er auf dieser Reise ausstehen muste, waren zureichend, auch dem entschlossensten Manne den Muth zu benehmen. Indessen ersuchte doch der General Viscaino, durch

den

den Ruhm und die Vortheile aufgemuntert, die er sich von dieser Eroberung versprach, den Stadthalter, daß er ihm erlaubte, eine neue Unternehmung auf seine Kosten zu wagen. Weil er aber mit gutem Fuge schloß, daß er nichts ohne die Erlaubniß des Königes thun dürfe, so begab er sich nach Spanien, um diese Sache bei Hofe zu betreiben. Er überreichete dem Könige eine Schrift, worinnen er ihm die Vorteile dieser Unternehmung mit den lebhaftesten Farben schilderte. Das Obergerichte der Indischen Angelegenheiten, welches von dem schlechten Fortgange der vorigen beiden Unternehmungen, und von den unsäglichen Unkosten, die sie verursacht hatten, unterrichtet war, wolte sich zu nichts entschließen, bis man neue Nachrichten hätte, und glaubte, man könte in einer so wichtigen Sache nicht vorsichtig genug verfahren; so daß der General Viscaino, dessen Muth und Fähigkeit nichts zu Wasser und Lande für unüberwindlich hielt, bei der Gelegenheit durch die Unbeständigkeit, Ränke und Widerwärtigkeiten, die er von Seiten der Hofleute ausstehen muste, aufgehalten wurde. Er verließ voller Mißvergnügen den Hof, und ging wieder nach Neuspanien, wo er den Rest seiner Tage in der Ruhe und Stille zubrachte. Inzwischen rechtfertigten die Folgen die Langsamkeit, die vor dem Entschluß vorhergegangen war, gar bald. Denn kaum hatte der General Spanien verlassen, als der König den 19 Aug. 1606 zwei Commissionen unterfiegelte, die an den Don Juan de Mendoza und Luna, Marquis von Montes-Claros, der erst vor kurzem die Stadthalterschaft von Peru erhalten hatte, und an den Don Pedro de Acunna, Guverneur und Generalcapitain der Philippinischen Inseln, gerichtet waren. Sie sind mit so vieler Klugheit abgefaßt, und enthalten so vernünftige Anmerkungen von der Wichtigkeit und zu dem glücklichen Fortgange einer Unternehmung so nöthigen Einrichtung, daß sie verdienen bekant gemacht zu werden; um so viel mehr, weil sie auch zur Bestätigung dessen dienen, was ich schon gesagt habe. Ich will also den an den Don Pedro de Acunna abgeschickten Befehl von Worte zu Worte liefern;

„Ich der König!

„Don Pedro de Acunna, Ritter des S. Johanordens, Gouverneur, Ge-

neral-

„neralcapitain und Präsident der Königl. Kammer der Philippinischen Inseln.
„Durch gegenwärtiges Schreiben thun wir euch zu wissen, daß Don Ludewig de
„Velasco, mein Stadthalter in Neuspanien, in Betrachtung der großen Entfer-
„nung, die zwischen dem Hafen Acapulco und diesen Inseln ist, und der Gefah-
„ren, Beschwerden und Mühseligkeiten, die man auf dieser Reise aus Mangel
„eines Hafens ausstehen muß, wo die Schiffe ausruhen, und sich mit Wasser,
„Holz, Masten und andern schlechterdings nothwendigen Sachen versorgen kön-
„ten, sich entschloß die Küste, die zwischen Neuspanien und diesen Inseln liegt,
„untersuchen zu lassen, und deswegen ein Schif, S. Augustin genant, abschickte,
„dessen Verlust aber diese Entdeckung verzögerte. Der Graf von Monte-Rey,
„der ihm in der Regierung folgete, hegete eben diese Meinung von den Unbe-
„quemlichkeiten dieser Reise, und hatte eben den Eifer zu deren Abschaffung; er
„setzte daher die Entdeckung fort, die Don Ludwig de Velasco willens gewesen war,
„und schrieb deswegen an mich, und meldete mir, daß die kleinen Schiffe zu Aca-
„pulco am bequemsten dazu wären, und daß man bei dieser Gelegenheit auch die
„Küsten und Baien von Californien und von Pecherie untersuchen könne. Ich
„ließ ihm den 27 Sept. 1599 antworten, daß, da mir die Entdeckungen, Char-
„ten und Beobachtungen, die mit dieser Küste und ihren Baien einiges Verhält-
„niß haben, sehr nützlich schienen, mein Wille wäre, daß er sogleich Hand an das
„Werk legen solte, doch ohne sich mit Californien abzugeben, wenn ihn nicht et-
„wa der Zufall dazu nöthigte. Er ernante also zu dieser Unternehmung den Se-
„bastian Viscaino, einen sehr erfahrnen Schifsmann, besonders in der besagten
„Reise, auf den er sein ganzes Vertrauen setzte, und den er mit zwey Schiffen und
„einer Chatte, auf ein Jahr mit dem nöthigen Unterhalt versehen, sogleich mit
„einer hinlänglichen Anzahl Schifsleute und Soldaten, und einem geschickten Welt-
„beschreiber, der in Verfertigung der Charten gut bewandert war, einschifte,
„um mit aller nur möglichen Deutlichkeit und Genauigkeit die Oerter abzuzeichnen,
„die man entdecken würde. Mit nöthigen Befehlen und Instructionen versehen,
„reisete er den 5 Mai 1602 aus dem Hafen zu Acapulco ab, vermöge der Nach-
„richt,

„nicht, die mir der gedachte Graf de Monte-Rey und Sebastian Viscaino gaben, „welcher nach vielen Briefen, wovon der letztere vom letzten April 1604 war, mich „berichtete, daß er eilf Monat unter Weges gewesen, und daß er von dem Aus„gange aus dem gedachten Hafen an, angefangen habe, von den Häfen, Triken „und Baien bis in den 27 Gr. mit aller nöthigen Sorgfalt und Genauigkeit Charten „verfertigen zu lassen, daß er, weil er vom 26 bis zum 42 Gr. nicht habe Land „gewinnen können, auch nicht eben die Beobachtungen habe können machen lassen, „die er bis in den 27 Gr. gemacht habe. Da viele von seinen Leuten krank geworden, „und das Wetter ihm nicht günstig gewesen, so hätte er nichts beobachten können, „als daß die Küste bis in 40 Gr. Nordwest und Südost liege, und daß sie in den „beiden andern Graden, nemlich bis zum 42, beinahe gegen Norden und Süden „gehe. Ferner, sagt er, daß er zwischen der Mündung des Golfo in Californien „und dem 37 Gr. drei gute Häfen auf dem festen Lande gefunden habe, nemlich „San-Diego, im 32 Gr. nebst einem kleinern, der mit ihm zusammenstößt; den „Hafen San-Diego, der sehr weit und im Stande ist, eine große Anzahl Schif„fe aufzunehmen: und einen dritten Monte-Rey genant, der noch besser und be„quemer für die Gallionen aus China und für die Schiffe ist, die nach diesen In„seln gehen. Er liegt im 37 Gr. nordlicher Breite; das Wasser und Holz sind „daselbst besser und in grösserer Menge, als in dem andern. Er ist gegen die Win„de gesichert. Längst an dem Ufer befinden sich viele Fichten, die zu Masten ge„schickt sind, und er liegt sehr bequem für die Schiffe, die aus den Philippinischen „Inseln kommen, so daß sie bei erfolgtem Sturm nicht dürfen in Japan einlau„fen, wie es bisher vielmals geschehen, und ihnen sehr große Kosten gemacht hat. „Ueberdies verlieren sie niemals die Chinesische Küste aus dem Gesichte, welches „der zweite Vorteil ist; denn da sie den Ort wissen, wo sie sind, so können sie sich „entschließen, entweder nach Japan oder in diese Inseln zu gehen, und eben die„selben Winde, die sie dahin bringen, führen sie auch in diesen Hafen. Sie sa„gen ferner, das Clima sey gut, das Land voller Bäume, der Boden fruchtbar und „wohlbevölkert; die Einwohner wären höflich und so gelehrig, daß man sie leicht

„wür-

„würde zur christlichen Religion bekehren, und zu Unterthanen meiner Krone ma„chen können. Sie nährten sich von Früchten, die die Erde von selbsten hervor„bringt, und von Vögeln, die sie tödten, und die in sehr großer Menge daselbst „gefunden werden. Sie kleiden sich mit Fellen von Seewölfen, die sie zu gerben, „und zuzurichten wissen; sie haben auch vielen Leim, Hanf und Baumwolle. „Als der gedachte Sebastian Viscaino diese Indianer und viele andere, die er längst „der Küste in einem Raum von mehr als 800 Meilen fand, befragt, hätten sie „ihm gesagt, daß von ihrem Lande weiter hinauf es noch viele große Städte, und „viel Gold und Silber gebe, wodurch er zu glauben genöthiget wurde, daß man „daselbst große Reichthümer entdecken könne; um so viel mehr, weil man in eini„gen Gegenden Adern von Metallen antrift, und wenn man die Zeit weiß, wenn „ihr Sommer eintrit, wird man noch mehr davon entdecken und in das Innere des „Landes kommen können, wovon man den Rest längst der Küste entdecken kan, „weil sie sich bis über den 42 Gr. erstreckt, welches die dem erwähnten Seba„stian in seiner Instruction bestimten Gränzen sind. In diesem hieß es, er solte „sich nach Japan und China begeben, damit er nicht wieder durch den Golfo von „Californien zurück kommen dürfe, weil seine Leute häufig wegstärben und er Man„gel an Lebensmitteln litte, welches ihn nöthigte, seine Rückkehr zu beschleunigen. „Da der Weltbeschreiber Andreas Garcia de Cespedes, vor meinem Königl. Ra„the der Indischen Angelegenheiten, mit seinen Nachrichten und Charten erschien, „wobei noch ein Plan von den Häfen war, die Sebastian Viscaino entdeckt hatte, „und da man seinen Bericht angehöret, und überlegt, wie wichtig es für die Si„cherheit der Schiffe sey, die von diesen Inseln kommen, und einen Weg von „2000 Meilen auf einem stürmischen Meere zurückzulegen haben, daß sie einen „Hafen haben, wo sie ausruhen, und sich mit Wasser, Holz und Lebensmitteln ver„sorgen können; ferner, daß der gedachte Hafen Monte-Rey im 37 Gr. fast auf „dem halben Wege liege, und alle die guten Eigenschaften besitze, die man nur „ünschen kan: so ist Unser Wille und Begehren, daß alle Schiffe, die aus die„n Inseln kommen, und diese Küste passiren, sich in diesen Hafen begeben, ih„re

„re Schiffe daſelbſt ausbeſſern, und Vorrath an Lebensmitteln, deren ſie nöthig
„haben, einnehmen ſollen. Da Wir auch Willens ſind, zu einer ſo nützlichen Un-
„ternehmung ſelbſt den Anfang zu machen, ſo haben Wir durch eine andere Com-
„miſſion von eben dem Dato dem Marquis de Montes-Claros, Unſerm jetzigen
„Stadthalter der beſagten Provinzen in Neuſpanien, befohlen, daß er alle mög-
„liche Sorgfalt anwende, den General Sebaſtian Viſcaino, der die gedachte
„Entdeckung gemacht, und die Küſte von Acapulco bis ans Cap Mendozino be-
„fahren hat, aufzuſuchen, und im Fall, daß er todt ſey, den Befehlshaber ſeines
„Schiffes zu ſuchen, und wenn man ihn gefunden hat, ihm Befehl zu geben, mit
„ſeinem und des erwähnten Befehlshabers Steuermanne, mit aller der Sorgfalt
„die dieſer wichtige Dienſt verlanget, nach dieſen Inſeln zu ſeegeln. Auch haben
„wir dem gedachten Marquis befohlen, Schiffe von eben der Größe als die ſchon
„gebrauchten waren, in dieſe Inſeln abzuſchicken, weil es nicht wahrſcheinlich iſt,
„daß man Schiffe von 200 Tonnen werde bekommen können, wie in dem neuen
„ausgefertigten Befehl ſtehet, der zum Befehlshaber dieſer Schiffe den Sebaſtian
„Viſcaino, und zu ſeinem Capitain den ernennet, der mit ihm bei der Entdeckung
„gedachten Hafens geweſen iſt, im Falle ſie noch alle beide am Leben ſind. Sol-
„te aber einer von ihnen todt ſeyn, ſo ſoll derjenige, der dem Befehlshaber in ſei-
„ner Würde gefolgt iſt, das Commando haben, und zum erſten Steuermann ſoll
„derjenige ernannt werden, der dieſen Poſten unter dem Sebaſtian Viſcaino oder
„unter deſſen Capitain bekleidete; damit ſie mit dieſen Schiffen bei ihrer Zurück-
„kunft die Mittel unterſuchen können, die man bei Errichtung eines Etabliſſements
„im gedachten Hafen anwenden muß, und damit die Schiffe ſich gewöhnen, da-
„ſelbſt einzufahren, und man die Steuermänner und Matroſen von den beſon-
„dern Umſtänden dieſer Reiſe unterrichte. Unter andern ſollt ihr auch zwei tüch-
„tige Perſonen mit dem beſagten General Viſcaino in die angeführten Inſeln ſchi-
„cken, daß ſie den Hafen unterſuchen, und den General und Commandanten der
„Schiffe, die von Acapulco im J. 1608 nach dieſen Inſeln abgehen ſollen, wieder
„zurück führen können. Weil Sebaſtian Viſcaino Auftrag hat, daſelbſt ein Eta-

„blissement anzulegen, so ist Unser Wille und Begehren, daß ihr ihm und seinem „Capitain alle Hülfe verschaft, die sie etwan werden nöthig haben. Auch ist Un„ser Wille, daß sie eben den Sold erhalten, den die andern Generals und Be„fehlshaber auf besagter Reise gehabt haben, und dies auf die gewöhnliche Art „und Weise. Und damit diese Unternehmung den gewünschten Fortgang habe, so „befehlen Wir euch ihnen zu helfen, und mit aller der Sorgfalt und Fleiß beizu„stehen, die Wir von eurer Klugheit und eurem Eifer hoffen, mir aber von dem, „was sie ausgerichtet, Nachricht zu geben. Gegeben im Königl. Pallast zu S. „Lorenz den 19 August 1606."

Dieser Befehl saget uns nun auf das deutlichste, was das Obergericht der Indischen Angelegenheiten, der König und seine Minister von der Colonie urtheileten, welche man auf der westlichen Küste Californiens anlegen wolte, ingleichen was für einen Begrif sie sich von dessen Wichtigkeit machten. Allein diese weise Maasregeln erlangten ihren Zweck nicht, weil der Befehl des Königs nicht vollzogen wurde. Der Statthalter ließ sogleich den General Sebastian Viscaino aufsuchen, denn man auch fand. Unter der Zeit aber, daß er sich zu einer Unternehmung vorbereitete, deren wahre Vortheile man erst durch Hülfe der Zeit und der Erfahrung eingesehen hat, fiel er in eine Krankheit, die ihn ins Grab brachte, und dadurch verschwand alle Hofnung, die man sich von dieser Unternehmung gemacht hatte. Man weiß noch nicht, warum so ausdrückliche und deutliche Befehle, auch nicht einmal nach dem Tode dieses Generals, vollzogen worden; dies aber weiß man, daß weder damals noch hernach etwas daraus wurde, obgleich alles mit der größten Weisheit und reifsten Ueberlegung unternommen war, und der König selbst seine Einwilligung gegeben hatte.

In den folgenden neun Jahren that man einige Reisen nach Californien, mehr in der Absicht Perlen daselbst zu fischen oder sie einzutauschen, als ein Etablissement anzulegen. Um deswillen habe ich nichts davon gedacht, zumal da die folgenden Befehle nur überhaupt reden und sich in keine besondere Umstände einlassen. Indessen erhielt doch 1615 der Capitain Johan Iturbi die Erlaubniß, eine

Reise auf seine eigene Kosten dahin zu thun. Eines von seinen Schiffen wurde von etlichen Europäischen Seeräubern weggenommen, die sich in Amerika unter dem Namen Puhiluegues berühmt machten, und zur Schande der Spanischen Nation das Südmeer so sehr beunruhigten, daß man die Nothwendigkeit einsah, Californien wieder in Besitz zu nehmen, weil sie daselbst sichere Zuflucht fanden. Iturbi lief mit seinem andern Schiffe in die Californische Baie ein, und ging bis an den 30 Gr. wo er sah, daß die beiden Küsten von Cinaloa und Californien allmälig mit einander zusammenstoßen. Allein die Winde aus Nordwest und der Mangel an Lebensmitteln verhinderten ihn, weiter zu gehen. Er ergrif derowegen den Entschluß umzukehren, und er würde gewiß mit seinem ganzen Volke vor Hunger gestorben seyn, wenn er nicht beinahe auf eine wunderbare Weise zu Ahome in der Provinz Cinaloa, vermittelst des Missionairs, P. Andreas Perez de Ribas, Provincials der Jesuiten in Neuspanien, Hülfe erlangt hätte; und dieser hat uns viele Jahre darauf eine Nachricht von dieser Unternehmung gegeben. Von Ahome ging er nach Cinaloa, wo er von dem Statthalter Don Diego Fernandes de Cordova, Marquis de Guadal-Casar, Befehl erhielt, sich mit einem Schiffe, das aus den Philippinischen Inseln kam, zu verbinden und es zu begleiten, weil man befürchtete, es möchte den Holländischen Corsaren in die Hände fallen, die unter ihrer eigenen Flagge diese Meere öffentlich beunruhigten, und sich in kurzer Zeit des gröfsten Theiles der Handlung nach Ostindien bemächtigten.

Iturbi begab sich in das Südmeer, und brachte das Schif, das so viele Unruhe verursachte, glücklich nach Acapulco. Von da ging er nach Mexico, wo die Perlen, die er mitgebracht hatte, die ganze Stadt in Verwunderung setzten. Er hatte deren eine ziemliche Anzahl, die aber alle etwas schwarz waren, weil die Indianer, wie wir schon gesagt haben, die Menschen ins Feuer werfen, um sie aufzumachen, und den Fisch heraus nehmen zu können. Er hatte aber auch andere sehr große und schöne, die verschiedene Privatpersonen kauften, und unter andern eine, bei deren Verkauf der König für sein Fünftheil 900 Thaler bekam.

Der Anblick dieser Perlen feuerte die Mexicaner an, die Eroberung Cali-

forniens zu versuchen, und ein Etablissement daselbst anzulegen. Viele Privatpersonen aus Culiacan und Chametla begaben sich mit kleinen Schiffen an die Küste von Californien, um daselbst Perlen zu fischen, oder doch welche von den Indianern einzutauschen. Sie begingen viele Grausamkeiten an diesen armen Leuten, welche man so sehr als möglich zu bestrafen suchte. Einige Wagehälse hatten sich durch diese Handlung sehr bereichert, unter andern Antonio del Castillo, Einwohner von Chametla, dessen schnelles Glück so viel Lärmen machte, daß man voller Ungeduld kaum diese Eroberung erwarten konte. Im Jahre 1628 unter der Regierung Philip IV ging der Capitain Anton Bassan nach Spanien, und daselbst die Erlaubniß zu erhalten, sie auf seine eigene Kosten zu unternehmen. Das Obergerichte der Indischen Angelegenheiten gab durch eine vom 2 Aug. eben dieses Jahrs datirte Handschrift dem Marquis von Ceralvo, Stadthalter des Landes, Befehl, ihm noch nähere Nachrichten zu schicken. Der Stadthalter und der Rath ernanten den Don Johan Alvarez, Auditeur des Königl. Gerichts, die nöthigen Berichte abzustatten, und unter dem Schein einer größern Sicherheit erhielt er von dem Stadthalter, daß der Capitain Franz de Ortega eine Reise auf seine Kosten dahin thun solte, und hierinnen war er entweder glücklicher oder doch geschickter, als seine Vorgänger. Er reisete im Monat März 1632 auf einem Schiffe von 70 Lasten, nebst einem Priester, Namens Diego de la Nava ab, den der Bischof von Guadalaxara zum Vicar in Californien ernant hatte. Er langete den 3 Mai an, und nachdem er die Küste von der Baie S. Barnabas bis an den Hafen de la Paz genau besichtiget hatte, so kaufte er viele Perlen, und fand die Indianer überhaupt sehr höflich und gesellig, einige Orte ausgenommen, wo sie von denjenigen, die des Perlenhandels wegen dahin gekommen waren, übel behandelt worden. Im Monat Junii ging er wieder zurück auf die Küste Cinaloa, und von da zum Stadthalter, um ihm von seiner Reise Rechenschaft zu geben.

Die Ursache, warum wir glauben, daß der Capitain Ortega seine Rechnung dabei gefunden, ist die, weil er noch zweimal in den Jahren 33 und 34 mit Erlaubniß des Stadthalters dahin ging, um ein Etablissement daselbst anzulegen.

Sei-

Seine Meinung war, man könne die Indianer von Puerto de la Paz leicht dahin bringen, daß sie die christliche Religion annähmen, und in der Absicht schickte man nebst dem Vicar Nava noch einen andern Priester, Namens Johan de Zuniga, dahin ab. Er nahm auf diese beide Reisen so viel Lebensmittel mit, als er nur konte, aber er zehrte sie auf, und kam wieder nach Mexico, nachdem er eben die Widerwärtigkeiten erfahren hatte, wie seine Vorgänger, nemlich die Unfruchtbarkeit des Landes und den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln. Dem ohngeachtet that er dem Stadthalter zwey Vorschläge; der erste war, die Besatzung von Acapoueta auf die Küste von Californien zu verlegen, weil zu Cinaloa alles ruhig wäre, damit dieses Corps die vorhabende Eroberung, imgleichen die, so sich da niederlassen wolten, beschützen könte. Er that alles mögliche, um den Stathalter und den Minister in seine Absichten zu ziehen, die in der That weise und klug waren, indem er sie anlag, seinen Vorschlag unverzüglich zu vollziehen. Er wolte zum vierten male dahin reisen, allein er hatte die Kränkung zu hören, daß Stephan Carboneli, sein Steuermann, von dem Stadthalter die Erlaubniß bekommen habe, sich auf seine eigene Kosten dahin zu begeben. Carboneli stürzte nicht nur seinen Patron, sondern beschuldigte ihn auch, daß alles Unglück, das man auf diesen drei Reisen hatte ausstehen müssen, bloß von seiner Nachlässigkeit und Furchtsamkeit, imgleichen daher gekommen wäre, daß er nicht in Californien in einer höhern Breite gelandet habe, wo er gewiß ein fruchtbares Land finden wolte, und wo seine Leute und die, so sich daselbst niederlassen wolten, einen Ueberfluß an allen Dingen haben solten. Mit diesen Gedanken ging er 1636 nach Californien. Allein ob er gleich so weit gegangen, als ihm nur möglich war, so fand er doch allenthalben nur eine kleine Anzahl Indianer, die ganz nacket in einem unfruchtbaren Lande herumschweiften, und nur von Austern, Früchten und Vögeln lebten, und nichts von dem Ackerbau wusten. Nachdem er einige Perlen gesamlet hatte, um sich in seinem Unglück zu trösten, so ging er wieder nach Neuspanien, wo Ortega das Vergnügen hatte zu sehen, wie dieser neue Eroberer der Gegenstand eines öffentlichen Gelächters wurde.

Es kam in eben dem Jahre zu London eine Schrift zum Vorschein, unter dem Titel: Bericht des Barthelemi de Fuentes, commandirenden Admirals in Neuspanien und Peru, und Präsidentens von Chili. Man erzählete darinnen die vornehmsten Begebenheiten, die sich auf der im Jahr 1640 auf Befehl des Stadthalters in Peru vorgenommenen Reise zugetragen hatten, um einen Weg aus dem Südmeere in das Nordmeer zu entdecken. Diese Schrift enthält viele Nachrichten von Californien; aber ohne mich hier in eine lange Untersuchung einzulassen, so will ich nur so viel sagen, daß man sich nicht sehr darauf verlassen kan. Dis Urtheil gilt auch von den Reisen aus dem Süd- und Nordmeer oberhalb Californiens und in einer widrigen Richtung, wovon die Capitains Seixas und Labera eine Beschreibung geliefert haben, die man dem Theatre naval einverleibet und französisch und spanisch bekant gemacht hat. Sie gedenken daselbst unter andern eines Spaniers, der in Zeit von zwey Monaten aus dem Hafen de la Natividte und dem Vorgebirge Corientes nach Lissabon gekommen sey. Dergleichen Nachrichten, die man in verschiedenen Büchern zerstreuet findet, scheinen mir nicht glaubwürdig genug zu seyn, daß sie einen Platz in meinem Werke verdienen solten. Doch ich komme wieder zu meinem Vorhaben.

So viele vergebliche Unternehmungen auf Californien waren nicht im Stande, den Eifer von daher etwas neues zu hören zu ersticken, sondern dienten nur ihn noch mehr anzufeuren. Die Ursache davon war, weil man einige Perlen von daher brachte, und die Menge, die es daselbst gebe, noch weit gröſſer machte. Dazu kam, daß die meisten von denjenigen, die nach Amerika ohne Amt gingen, sich leicht von der Hofnung verleiten lieſen, daselbst ihr Glück ohne Mühe zu machen. Allein da die Natur und Beschaffenheit des Landes vielen Personen nicht Mittel genug an die Hand geben, ihren nothdürftigen Unterhalt zu erwerben, indem man noch keine Manufacturen hatte, in denen sie hätten arbeiten können; da endlich auch das Graben der Erzte und die Bebauung des Landes, diese zwo unglücklichen Ursachen der Verwüstung und Unfruchtbarkeit dieser fruchtbaren Gegenden, sehr mühselig sind, so finden sich allezeit Leute, die, weil sie nichts zu verlieren

lieren haben, ihr Glück durch eine neue Unternehmung zu machen suchen. Die Regierung wurde durch andere Absichten aufgemuntert; und da sie wuste, daß viele Personen sich freiwillig zum Dienst anbieten würden, so that sie ihr äußerstes, die Ausführung derselben zu erleichtern. Weil die Wichtigkeit der Unternehmung, ohngeachtet so vieler vergebenen Versuche, offenbar war, so entschloß sich der Statthalter Don Diego Lopez Pacheco, Marquis von Villena und Herzog von Escalona, sie noch einmal auf Kosten Sr. Maj. zu versuchen. Jedoch da er mit mehrerer Vorsichtigkeit, als bisher geschehen war, dabei verfahren wolte, so schrieb er an den Don Ludwig Cestin de Canas, Gouverneur von Cinaloa, dessen Provinz Californien gegen über lag, mit seinen Soldaten dahin zu gehen, und die Küsten, Inseln, Baien und Häfen, imgleichen die Beschaffenheit und Natur des Erdreichs zu untersuchen. Zu gleicher Zeit bat er den P. Ludwig de Bonifaz, Provincial der Jesuiten, ihm eine geschickte Person zur Gesellschaft mitzugeben. Dieser empfahl ihm den P. Jacinto Cortes, Missionair in gedachter Provinz Cinaloa. Diese Vorsorge würde, nach dem was man seit hundert Jahren daselbst gethan hatte, vergebens gewesen seyn, wenn die Erzählungen, Berichte, Charten und Plans, die man gemacht hatte oder hätte machen sollen, nach so vielen Entdeckungen noch vorhanden gewesen wären. Man hatte sie verloren, weil man wenige Sorge für ihre Erhaltung getragen hatte. Dies ist ein Verlust, den die obrigkeitlichen Personen sowol als Privatpersonen nicht genug bedauren können; die erstern wegen des Unterrichts, den sie zur Führung der Geschäfte hätten daraus ziehen können; die andern wegen des Vortheils, den sie dabei gefunden, und des Vergnügens, das sie ihnen verschaft hätten. Eine andere Ursache, warum man diese Art von Unterricht entbehren muß, ist, weil man die Entdeckungen, die für den Staat und die Religion so wichtig sind, nicht drucken läßt. Der Verlust dieser Schriften macht, daß man oft den Nutzen einer Unternehmung einbüßt, entweder wegen der Veränderungen, die im Staate geschehen, oder wegen der geringen Einstimmigkeit, die man in den Nachrichten findet? Man setzt sich alsdann in neue Unkosten, oder nimt falsche Maasregeln, aus Mangel der Erkentniß, die

man sich hätte verschaffen können, wenn man der Nachkommenschaft dasjenige aufbehalten hätte, was man seiner Aufmerksamkeit würdig hielt. Man nahm endlich im Monat Julius 1642 diese Besichtigung vor, wie man aus einem Briefe des P. Cortes siehet, worinnen er dem P. Provincial meldet, daß sie, nachdem sie Cinaloa verlassen, an einige Inseln gekommen, denen man den Namen S. Joseph gegeben, und wo sie von den Einwohnern sehr wohl aufgenommen worden, weil sie mit den Spaniern, die dort Perlen gefischt und ihnen gegen die Guaicuros, ihre Feinde, auf dem festen Lande geholfen hatten, in Freundschaft gelebet hätten. Wir gingen hierauf, sagt der P. Cortes, die Küste hinauf beinahe 40 Meilen westwärts von de la Paz. Er bestätigt das, was man von den Perlen, der Armuth der Einwohner, und der Neigung, die sie hatten, den christlichen Glauben anzunehmen, sagte; er beschreibt auch ihre Gewohnheiten und die Größe der Küste, und bittet ihn zum Beschluß, dem Evangelio unter diesen unglücklichen Geschöpfen den Weg zu eröfnen, und ihm zu erlauben, das Amt eines Missionairs auszuüben. Der Gouverneur schickte seiner Seits diesen Bericht an den Statthalter, und legte viele Perlen bei, die man bei dieser Unternehmung gesamlet hatte.

Es stand nicht mehr in der Gewalt des Statthalters, ihm die gehörigen Befehle zu ertheilen, weil man an seine Stelle den Don Johan de Palafox und Mendoza, Bischof zu Los Angelos gesetzt, und ihn seiner Würde wegen eines ungegründeten Verdachts, den man in seine Treue setzte, und den seine Feinde so gut als möglich unterhielten, beraubte. Der Marquis ging nach Spanien, rechtfertigte daselbst sein Betragen, und GOtt ließ in der Folge das Unglück, das ihm seine Feinde hatten anrichten wollen, auf sie selbst zurück fallen. Philip IV fragte ihn, ob er wieder nach Mexico gehen wolle; allein er nahm lieber die Statthalterschaft in Sicilien an, die zu der Zeit einen solchen verständigen Mann, als der Marquis war, brauchte. Inzwischen vergaß er doch nicht die Eroberung von Californien, und richtete durch seine Vorstellungen so viel bei dem Könige aus, daß man mehr als jemals daran arbeitete. Der Admiral Don Pedro Por-

tel

tel de Casanate erhielt B. fehl sich nach Mexico zu begeben, eine Flotte auszurüsten und Etablissements in Californien anzulegen. Man erlaubte ihm auch zu thun, was ihm gut deuchte, um diese Völker in den Schooß der Kirche zu bringen, und die Küsten und Einkünfte Sr. Maj. ingleichen die Handlung und Schiffahrt seiner Unterthanen zu sichern. Der Admiral kam zu Ende des Jahrs 1643 in Neuspanien an. Der neue Vicekönig Don Garcia Sarmiento und Sotomayor, Graf von Salva-Terra, gab ihm, den Befehlen des Königs gemäß, alles, was er zur Ausrüstung nöthig hatte, und ertheilete mit dessen Einwilligung die geistliche Regierung der Esuder und Californiens den Jesuiten, wie man aus einem Briefe an den Provincial Ludwig von Bonifaz siehet, den ich hier als ein Zeugniß der Frömmigkeit und Höflichkeit des Statthalters einrücken will:

„Ehrwürdiger Pater!

„Es hat Sr. Maj. gefallen, die Entdeckungen von Californien dem Don „Pedro de Caßanate anzuvertrauen, und dies ist eine Sache, die schon viele ver„sucht, aber nicht zu Stande gebracht haben. Die große Erfahrung dieses Edel„manns in dem Seewesen, mit seinen übrigen guten Eigenschaften verbunden, „läßt uns hoffen, daß seine Reise und Unternehmung alles erwünschte Glücke ha„ben werden, zumal da er einige Väter von ihrer Gesellschaft bey sich hat, deren „Einsicht viel zu dem glücklichen Fortgange beitragen kan. Ich werde mich Ew. „Ehrwürden sehr verbunden erkennen, wenn sie ihn bei allen Gelegenheiten un„terstützen, und die Häuser und Missionen, die unter Dero Befehl stehen, befeh„len wollen, ihm eben den Dienst zu erweisen, so wie es der Dienst GOttes und „Sr. Maj. erfordert. Sie kennen meine Neigung Ihnen zu dienen. Ich bitte „Sie, diese Sache zu unterstützen, und dem Admiral Caßanate alle guten Dienste, „die bei Ihnen stehen, zu erweisen. Den 23 Oct. 1663.“

Der Provincial billigte diese getroffene Wahl, und schrieb an den Statthalter und Admiral, sie hätten nicht nur über ihn, sondern auch über alle Geistlichen seines Ordens zu befehlen. Er überschickte den 15 Oct. die nöthigen Befehle und Instructionen, und ernante die P. Jacinto Cortes und Andreas Baes,

Missionarien zu Cinaloa, den Admiral auf seiner Unternehmung zu begleiten. Cassanate begab sich in die Häfen des Südmeers, um die Zurüstung der Flotte zu beschleunigen, und kam mit derselben 1644 nach Cinaloa, um die Missionarien, Truppen und den nöthigen Vorrath an Lebensmitteln einzunehmen. Alles schien ihm eine gewisse Eroberung zu versprechen, als er erfuhr, daß einige englische und holländische Corsaren in diesen Meeren angekommen wären, um das Schif von Acapulco aufzufangen. Er erhielt Befehl demselben entgegen zu gehen, und es in den Hafen zu bringen; allein in der Zeit, daß er sich zur Abreise fertig machte, legten einige Bösewichter Feuer auf zweien seiner Schiffe an, und dieß nöthigte ihn, seine Unternehmung aufzuschieben. Doch benahm ihm dieses Unglück den Muth nicht. Er ließ sogleich zwei andere Schiffe auf der Küste Cinaloa bauen, und ging 1648 von zwei Jesuiten begleitet in See. Er untersuchte die östliche Küste des Golfo sorgfältig, um zu sehen, ob er nicht einen bequemen Ort zu Niederlassung der vornehmsten Garnison finden könte. Allein er traf allenthalben eben die Schwierigkeiten an, die dergleichen Unternehmungen so oft fruchtloß gemacht hatten; nemlich einen dürren und unfruchtbaren Boden. Während der Zeit, daß er so von Küste zu Küste und von Baie zu Baie segelte, erhielt er einen neuen Befehl, das Schif von den Philippinischen Inseln oder von Acapulco, welches noch immer von den Feinden bedrohet wurde, zu begleiten. Diese waren nicht damit zufrieden, daß sie den Ländern der Spanischen Monarchie schadeten, sondern sie beunruhigten auch noch das wenige von Handlung, was sie in diesen Gewässern, die ihre Unterthanen mit so vielem Ruhm seit mehr als hundert Jahren entdekt hatten, besaß. Der Admiral brachte dies Schif zum zweitenmale nach Acapulco, und begab sich zum Statthalter, ihm die Schwierigkeiten vorzustellen, die sich bei der Eroberung Californiens äußerten, die man vor diesmal aufgab. Er erhielt kurz darauf das Gouvernement von Chili, das mehr durch seine Größe als dem Reichthume seiner Einwohner bekant ist.

Inzwischen hatte Philip IV kurz vor seinem Tode, der den 17 Sept. 1665 erfolgete, die Eroberung von Californien nochmals befohlen, und dazu Don

Bern-

Bernhard Bernal de Pinadero ernant, aber unter gewiſſen Bedingungen, weil der Schatz und die Nation ganz erſchöpft waren, ohngeachtet ſo viele Millionen ins Land gekommen waren, die nur zur Bereicherung anderer Gegenden Europens gedienet hatten. Mexico befand ſich in eben dem ſchlechten Zuſtande als die Spaniſche Monarchie, und die zwei kleinen Schiffe, die man zu Vallas de Venderas bauen ließ, wurden erſt 1664 fertig; womit die Unternehmung geſchehen ſolte. Als ſie in Californien angekommen waren, ſo thaten ſie nichts als daß ſie Perlen fiſchten. Die Truppen nöthigten durch alle mögliche Arten von Gewaltthätigkeiten die armen Californier, ihrem Verlangen Genüge zu leiſten, und dieſe Grauſamkeit und Geiz trugen ſehr wenig zur vornehmſten Abſicht dieſer Reiſe bei, und dienten oft zu ihrer eigenen Strafe; denn die Zänkereien, die unter den Spaniern wegen Theilung der gefundenen Reichthümer entſtanden, gingen ſo weit, daß viele von ihnen getödtet und verwundet wurden, ſo daß der Admiral, um einer gröſſern Unordnung zuvor zu kommen, ſo viel Perlen als möglich ſamlete, und damit wieder zurück nach Neuſpanien ging. Er wurde von der Regierung ſehr kaltſinnig aufgenommen, und da die Sache vor den Rath der Indiſchen Angelegenheiten gekommen war, ſo gab die Königl. Mutter, die während der Minderjährigkeit Carls II. die Regierung des Reichs hatte, Befehl, daß der Admiral Penadero dem Tractat, den er mit dem Könige gemacht, gemäß ſich noch einmal nach Californien begeben ſolte. Der Admiral, der nichts weiter verlangete, nahm zwei Schiffe mit ſich, die man zu Chacala gebauet hatte, und reiſete zum zweitenmal im Jahr 1667 ab. Der P. Kino gedenkt dieſer Reiſe; aber alles, was er davon ſagt, iſt, daß ſie eben ſo unglücklich als die erſte ablief.

Das Glück war dem Capitain Franz Luzenilla nicht günſtiger, der das folgende Jahr 1668 die Erlaubnis erhielt, eine Unternehmung mit zwey Schiffen auf ſeine Koſten, in Geſellſchaft zweier Franciſcaner, nemlich des Juan Cavallero Carranco und Johan Baptiſta Ramirez, zu wagen. Er begab ſich ans Vorgebirge S. Lukas, und von da in den Hafen de la Paz, wo die Geiſtlichen allen Eifer in Bekehrung der Einwohner anwandten; allein ſie fanden ſo viel Schwierig-

rigkeiten, daß der Capitain genöthigt wurde, sein Etablissement zu verlassen. Er kam von da in eine Baie nahe am Flusse Hiaqui, und von da gingen die Geistlichen, damit ihre Mission doch nicht ganz fruchtlos seyn möchte, weiter in das Land bis an die Provinz Nazareth, und predigten viele Jahre die Religion unter den Wilden, so wie auch die Jesuiten einige Jahre darauf gethan haben.

Fünfter Abschnitt.

Letzte Versuche auf Californien bis zu Ende der Regierung Carls II.

In den erstern Jahren der Vormundschaft und Minderjährigkeit Carls II that man weiter keine Versuche nach Californien, als die ich schon angeführet habe. Dies hielt aber die Einwohner der Küste Culiacan, Cinaloa, Hiaqui, Mayo und Neubiscaya nicht ab, sich auf kleinen Barken an die östliche Küste zu begeben, und Perlen daselbst zu fischen oder sie einzutauschen. Indessen da der Rath der Indischen Angelegenheiten die Nothwendigkeit einsah, ein Etablissement auf der Californischen Küste anzulegen, so entschloß er sich endlich dazu, und schickte den 26 Febr. 1677 Instructionen an Don Franz Payo Enriquez de Rivera, Erzbischof von Mexico und Stadthalter von Neuspanien, daß er den Admiral Pinadero von neuem zur Eroberung dieser Gegend brauchen solte, doch mit der Bedingung, daß er alle Artikel, die man ausmachen würde, erfüllen wolle: und im Fall daß er es ausschlüge, so solte man es einer andern Person auftragen, die es auf ihre Kosten unternehmen wolte. Solte sich aber niemand dazu finden, so solte es auf Kosten der Krone geschehen. Weil nun Don Isidro Otondo und Antillion diese Reise auf seine Rechnung übernahm, so unterstegelte er deswegen im Monat December 1678 eine Acte, die zu Madrid durch eine andere vom 29 Dec. 1679 bestätigt wurde. Diese trug die Besorgung geistlicher Dinge den Jesuiten und dem P. Eusеb Franz Kino auf. Der erlangten Bewilligung seiner Maj. zufolge, fing der Admiral seine Zurüstungen an, und reiste den 18 Mai 1683 sechs Jahr nach

dem ersten Befehl Sr. Maj. von Chacala ab, und lief in 24 Tagen in den Hafen de la Paz ein. Er hatte zwei Schiffe bei sich, die mit allen Arten von Vorrath und mit mehr als hundert Menschen versehen waren, und unter denselben befand sich auch der P. Kino, Obrer der Mission, und die P. Johan Boptista Copart und Peter Matthias Gopi. Sie hatten eine Belander bei sich, die Lebensmittel und Munition führte, und lange im Golfo herumschweifte, ohne die Schiffe jemals anzutreffen.

Der Admiral und seine Leute blieben fünf Tage am Bord, ohne einen Indianer zu sehen; sie stiegen also ans Land. Allein als sie anfingen eine Garnison zu machen, so sahen sie die Einwohner bewafnet und von verschiedenen Farben bemalet, um desto mehr Schrecken einzuflößen, auf sich zukommen. Sobald diese unsere Leute gewahr wurden, machten sie Halte, und gaben ihnen durch ihre drohende Minen zu verstehen, daß sie sich fortmachen solten. Die Ursache, warum sie uns so begegneten, waren die schlimmen Begegnungen, die ihnen die Spanier zuvor angethan hatten. Man ließ die Soldaten sich zurücke ziehen, die Missionarien gingen ihnen mit vielen kleinen Geschenken und Lebensmitteln entgegen, und gaben ihnen zu verstehen, daß sie als Freunde zu ihnen kämen. Die Indianer warfen die Geschenke, die sie bekommen hatten, auf die Erde, aber als sich die Paters umkehreten, so fingen sie an die Lebensmittel, die sie verachtet hatten, zu verzehren, und liefen ihnen nach, um sich andere von ihnen auszubitten, und dies mit so wenig Furcht, daß sie ihnen bis in die Garnison folgten, und sich mit den Soldaten vermengten, die ihnen alle Freundschaft erwiesen, so daß sie voller Zufriedenheit wieder zurück gingen. Hieraus kan man die Gelehrigkeit und das geringe Mistrauen dieser armen Indianer überhaupt sehen. Eine andere Gesellschaft Indianer kam zwei Tage darauf in dem Spanischen Lager an. Der Admiral Otondo nahm sie sehr wohl auf, und um ihnen die Stärke unserer Waffen zu zeigen, so bat er acht von ihren Landsleuten, die man für die stärksten hielt, ihre Pfeile wider einen von diesen kupfernen Schilden, die die Soldaten trugen, abzuschießen; dies thaten sie, aber ohne ihn durchbohren zu können; da man doch mit

einer Musketenkugel viele durchbohren konte, welches sie in große Verwunderung setzte, und ihnen so viel Schrecken einjagte, daß sich die Spanier nichts mehr von ihnen zu befürchten hatten. Man erbauete sogleich eine Kirche und einige Hütten von Aesten der Bäume, und nachdem der Admiral ein Schif an den Fluß Hiaymi abgeschickt hatte, um Lebensmittel einzunehmen, so fing er auch an Parteien in das Land auszusenden.

Die erste nahm ihren Weg in Südwest von de la Paz. Hier begaben sich die Indianer, Gnai uros genant, in die Garnison, aber allezeit bewafnet, und brachten niemals weder ihre Weiber noch Kinder mit. Endlich wurden sie ihrer Gäste so satt, daß sie ihnen mehr als einmal befahlen, sich fortzumachen und ihr Land zu räumen. Aber dieses Befehls ohngeachtet, ging der Admiral in Begleitung des Don Franz Pereda, Capitain des Admiralschifs, vieler anderer Officiere und des P. Kino und des Joseph de Ginjasa, unter einer Bedeckung von 25 Soldaten weiter ins Land, und schickte einige Bauren voraus, die die Wälder aushauen solten, durch welche nur allein nackte Indianer kommen konten. Nachdem sie sieben Meilen mit vielen Schwierigkeiten zurückgelegt hatten, so kamen sie in eine Ebene, in der einige Indianische Familien waren, die sogleich ihre Weiber und Kinder in Sicherheit zu bringen suchten. Damit dieses desto besser geschehen konte, so kamen einige zu den Spaniern, sie zu unterhalten, und ihnen zu sagen, daß es an diesem Orte kein Wasser gebe, und daß sie ihnen einen Ort zeigen wolten, wo sich einiges befände, sobald sie ihre Familien in Sicherheit hätten. Die Spanier marschirten diese Nacht an den Ort, entdeckten die Indianer, und erwiesen ihnen viele Gefälligkeiten. Aber sie waren stets bewafnet, und dies zwang sie, wohl auf ihrer Hut zu seyn. Den andern Tag ging die Partei wieder zurück zu der Garnison, weil sie die Unmöglichkeit sahen, wegen der Wildheit des Landes, und aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln weiter zu kommen. Man muthmaßet, die Ursache, warum sie unsere Leute nicht angefallen, sey die Furcht vor denjenigen Indianern gewesen, die mit den Spaniern im Bündnisse stunden. Und zu diesem Argwohne gab die Vorsorge Gelegenheit, die sie bei Ankunft unserer

serer Leute brauchten, indem sie zwölfe von den stärksten Männern mit einem Anführer an die Garnison schickten, welche einige Stunden darauf wieder zurücke gingen, ohne sich über den Befehlshaber, oder einen von den Soldaten zu beschweren. Die zweite Gesellschaft nahm ihren Weg gegen Osten, und hatte an ihrer Spitze den P. Gomi. Sie muste unendlich mehr Mühe und Gefahr ausstehen als die erste, weil das Land voller Felsen und abschüssiger Oerter war. Sie fanden in einem sehr engen Thale eine andere Indianische Nation, Coras genant, die sehr freundlich und gesellig war. Nach vielen Zeichen der Freundschaft auf beiden Seiten kamen sie oft zur Garnison, und mit so wenig Mißtrauen, daß sie oft bei den Soldaten schliefen.

Die Guaicuros hatten einen ganz andern Character, und suchten gar nicht ihr Mißvergnügen zu verbergen, sondern droheten unsern Leuten, daß, wenn sie sich nicht fortmachen wolten, die ganze Nation sich mit ihnen verbinden würde, sie fortzujagen. Die Spanier ertrugen ihre Drohungen geduldig, in der Hofnung, sie durch Freundlichkeit zu gewinnen, ihnen bessere Gedanken beizubringen, und den Widerstand zu überwinden, den sie gegen dieß Etablissement bezeigten. Allein den 6 Jun. zu einer Zeit, da man sichs am wenigsten vermuhtete, erschienen sie plötzlich in zwei Compagnien vertheilet, und nachdem sie die Spanier herausgefodert hatten, so fiengen sie an die Verschanzung anzugreifen. Diese wolten eben ein Steinstück auf sie loßschießen, welches gewiß viele von ihnen umgebracht haben würde, als sie sahen, daß der Admiral aus den Linien ging; er ging wirklich bis zur ersten Compagnie mit einer Unerschrockenheit, die seine Leute in Erstaunen setzte, wandte sich an den Befehlshaber, und redte ihn in einem so standhaften und entschlossenen Tone an, daß er nicht wuste, was er antworten solte; hierauf gingen beiderseitige Truppen ganz gemächlich wieder in ihre Rancherias. Von dieser Zeit an kamen die Guaicuros oft zur Garnison, aber allezeit mit einer gewissen Furcht, bis ein sonderbarer und nicht eben wichtiger Zufall, dem man zuleicht Glauben beimaß, eine Trennung verursachte.

Ein junger Mulatte, der in dem Lager war, hatte sich unsichtbar gemacht,

und

und man glaubte sogleich, er hätte sich zu den Guaicuros begeben, um bey ihnen zu bleiben. Kurz drauf ging eine Rede unter den Soldaten und den Leuten von der Besatzung, deren Ursprung man nicht erfahren konte, diese Völker hätten ihn umgebracht. Man gab diesem Gerüchte um so viel leichter Glauben, weil sich die meisten entsetzlich vor ihnen fürchteten. Man behauptete sogar, es hätten es einige Coras bestätigt. Zum Unglück verstand niemand die Sprache der Guaicuros, und man hatte nur einen einigen Soldaten, der die Sprache der Coras etwas verstund. Der Admiral sahe die Folgen eines solchen Verfarens ein, und befal, daß, sobald die Guaicuros zur Garnison kommen würden, man ihren Anführer in Arrest nehmen solte. Die Indianer wurden darüber so aufgebracht, daß sie den andern Tag in weit zahlreichern Haufen ankamen, dessen Freiheit zu verlangen, und zugleich viele Drohungen hinzu setzten, daß die Spanier sich aus dem Lande fortmachen solten. Da sie sahen, daß alle ihre Maasregeln vergebens waren, so entschlossen sie sich, ihre ganze Macht zu vereinigen, und die Spanier unvermuthet anzugreifen. Sie baten hierauf die Coras, ob sie gleich ihre Feinde waren, ihnen in einer Sache zu helfen, die das Wohl beider Nationen beträfe. Diese versprachen ihm zu Hülfe zu kommen, hielten aber ihr Wort nicht, weil sie es lieber mit den Spaniern, auf die sie ihr Vertrauen setzten, halten als sich der Hülfe berauben wolten, die sie von ihnen wider die Guaicuros hatten. Sie bedienten sich des angeführeten Soldatens, um ihnen von der Verschwörung, die man gemacht hatte, und die man den 1 Jul. vollziehen wolte, Nachricht zu geben. Der Admiral gab Befehl, die Schildwachen zu verdoppeln, und ein Steinstück an die Seite zu stellen, wo die Indianer sonst herzukommen pflegten, und ertheilete zugleich Befehl seinen Leuten von dem Streiche Nachricht zu geben, den man ihnen spielen wolte. Sie wurden darüber so bestürzt, daß er wohl sahe, wie wenig sie denjenigen, die America erobert hätten, gleich waren; die Garnison geriet in die gröste Bestürzung; der Admiral, die Officiers, die Missionarien mochten ihnen zureden, wie sie wolten, man hörte von allen Seiten Geschrei und Wehklagen, als wenn sie hätten ein Opfer der Wuth

dieser

dieser wilden Völker werden sollen. Eine solche Furchtsamkeit setzte den Admiral in größere Verlegenheit, als wenn er alle Californier gegen sich gehabt hätte. An dem bestimten Tage kamen die Indianer 14 bis 1500 Mann stark in großer Unordnung aus dem Walde heraus. Sie machten am Fuße des Berges halte, als wenn sie auf ihre übrigen Cameraden warteten, und hieraus schlossen unsere Leute, daß ihre Absicht wäre, sie aus ihren Verschanzungen herauszulocken, und im freien Felde mit ihnen zu schlagen; sie blieben auf ihrem Posten, und die Indianer rückten weiter vor. Als sie in der gehörigen Entfernung waren, lösete man eine Kanone auf sie, die 10 oder 12 von ihnen tödtete, und noch mehr verwundete. Hierauf flohen sowohl diejenigen, die hervorgerückt, als auch die im Walde versteckt geblieben waren, über Hals und Kopf wieder in ihre Rancherias.

Indessen machte die Vorsehung, daß dieser unvorsichtige Entschluß des Admirals und der Officiers von seiner Escadre zu ihrem Besten diente. Die Ermordung dieser unschuldigen Indianer verursachte der Garnison, anstatt ihr Muth zu machen, eine Art von panischem Schrecken, so daß sie glaubete, alle Nationen Californiens gingen auf sie loß, um Rache über den Tod ihrer Landsleute zu fordern. Außer dem hatten auch die Truppen viele Ursache zum Mißvergnügen. Sie waren seit drei Monaten in der Baie, ohne einigen Vortheil gehabt zu haben, der ihnen die ausgestandenen Beschwerden vergütet hätte. Sie litten Mangel an Lebensmitteln, und was sie noch übrig hatten, war verdorben. Das Schif, das man in den Fluß Hiapei geschickt hatte, Lebensmittel aufzusuchen, war schon 2 Monate weg, und man hörete nichts mehr von demselben, ob es gleich nur 80 Meilen davon entfernt war; daher hielt man es für verloren. Ihr Mißvergnügen und ihre Noth gingen so weit, daß viele den Admiral baten, sie nur von diesem Orte wegzuführen, solte er sie auch auf den benachbarten Inseln lassen. Der Admiral muste schlechterdings eine Verschwörung wider seine Person befürchten, wenn ihn nicht eine traurige Erfarung gelehret hätte, daß sie nicht Herz genug dazu

hätten. Er that alles mögliche, sie zu frieden zu stellen; er grif sie auf der Seite der Ehre an, er machte ihnen Hofnung zu der Rückkehr des Schiffes, das er abgeschicket hatte. Weil aber nichts einen Eindruck auf sie machen konnte, so war er genötiget, wieder zu Schiffe zu gehen, und lief den 14. Jul. aus dem Hafen de la Paz. Er hielt sich einige Zeit bei den benachbarten Inseln auf, und gedachte wieder dahin zurück zu gehen, wenn das Schif zu rechter Zeit ankäme. Dieses Schif wurde bald nach seiner Ankunft zu Hiapui von den Missionarien mit den verlangten Lebensmitteln versorgt; es ging ab, und bekam Californien dreymal zu Gesichte, ohne landen zu können, weil es der Sturm nötigte wieder zurück nach Hiapui zu gehen. Einige Fischer gaben ihm das dritte mal Nachricht, daß der Admiral nach dem Cap S. Lukas gegangen wäre, und es nahm eben den Weg, in der Hofnung zu ihm zu kommen. Als der Admiral daselbst angelangt war, entschloß er sich nach Cinaloa zu gehen, Lebensmittel daselbst einzunehmen, und hierauf in einer höhern Breite in Californien zu landen, weil er erfahren hatte, daß das Land besser wäre, und die Indianer, die dort wohneten, einen geselligen Charakter hätten.

Nachdem er also zu Hiapui einen großen Theil seiner Waaren verkauft, und sein Geräthe und Meublen versetzt, und dafür Lebensmittel gekauft hatte: so ging er zum zweiten male nach Californien, und landete den 5 October in einer großen Baie, die im 26 Gr. 30 Min. der Breite lag, und der er den Namen S. Bruno gab, weil es gerade an dem Tage dieses Heiligen geschah. Er ging an eben dem Tage mit drei Missionarien und einigen Soldaten nach Wasser aus, und fand welches eine halbe Meile davon. Weil ihm die Lage des Bodens gefiel, und die Indianer einen freundlichen und geselligen Charakter zu haben schienen, so legte er den dritten Tag eine Garnison an, und ließ eine Kirche und einige Hütten bauen. Er schickte hierauf die kleinsten Schiffe zurück, ihm Lebensmittel zu holen, und gab ihnen Briefe an den Stadthalter mit, worinnen er demselben Rechenschaft von seiner Unternehmung ablegte, und ihn bat, ihm Geld

und

und Lebensmittel zuzuschicken. Dieß wurde ihm zugestanden, worauf er von neuem im Namen Seiner Maj. mit den gewöhnlichen Cerimonien von Californien Besitz nahm, so wie man solches mehrmals mit mehrerm Pomp als Mußen gethan hatte. Nach Endigung dieser Cerimonien reißte er im Monath December 1683 nebst den Missionarien ab, und ging mit ihnen bis an den 25 Gr. westwärts ins Land, begegnete allen Indianern, die er antraf, sehr wohl, und bat sie, ihn in seiner Garnison zu besuchen. Er trieb seine zweite Reise noch weiter, in der Absicht, an die andere Küste, an dem Südmeer, zu kommen. Nach einem Marsche von drei Tagen kamen sie an einen Berg, den sie mit vieler Mühe und Beschwerden zu Fuße bestreigen musten. Sie fanden auf der Spitze eine Ebene von vielen Meilen breit, und einige Rancherias, die die Einwohner verlassen hatten. Sie stießen nahe an einen Behälter von Regenwasser auf siebenzehn Indianer, die ihre Bogen und Pfeile wegwarfen, um ihnen zu zeigen, daß sie nicht die Absicht hätten, ihnen zu schaden. Die Missionarien, die schon einige Worte von ihrer Sprache gelernt hatten, bewillkomten sie, und baten sie, mit ihnen zu der Garnison S. Bruno zu gehen; sie fragten sie, wie weit es von dem Orte, wo sie wären, bis ins Südmeer wäre, und sie sagten ihnen, daß nicht weit von da ein kleiner Fluß wäre, der in dasselbe fiele. Sie gingen noch weiter, und marchirten durch ein sehr unbebautes Land, und über viele jähe Berge, ohne es zu entdecken. Hierauf gingen sie wieder zu ihrer Garnison zurück, nachdem sie eine Reise von funfzig Meilen und viele Umwege zwischen den Felsen und Tiefen gemacht, und doch keinen gebahnten Weg gefunden hatten, indem die Entfernung eines Meeres von dem andern in gerader Linie mehr als funfzig Meilen beträgt.

Der Admiral verwandte mehr als ein Jahr auf diesen verschiedenen Reisen, und die Missionarien bemüheten sich in der Zeit, die beiden Sprachen zu lernen, die man in diesem Lande redet. Als sie dieselben so ziemlich konten, so übersezten sie die vornehmsten Artikel der christlichen Lehre; aber was sie am meisten in Verlegenheit sezte, war, Indianische Worte zu finden, die diesen Artikel ausdrückten: Er ist auferstanden von den Todten. Sie musten also zur Erfindung

ihre Zuflucht nehmen, die mit Recht eine Tochter der Nothwendigkeit ist. Das Mittel, was sie brauchten, kan man aus dem Briefe des P. Kino an seinen Obern, den P. Heinrich Scherer, sehen: sie nahmen einige Fliegen, und warfen sie in Gegenwart der Indianer ins Wasser, bis sie todt schienen. Sie bedeckten sie hierauf mit Asche, und legten sie an die Sonne, wodurch sie sogleich wieder lebendig wurden. Die Indianer waren darüber so erstaunet, daß sie Ibimuhurite! Ibimuhurite! schrien. Die Paters schrieben diese Worte auf, und bedienten sich derselben, die Auferstehung des Erlösers und der Todten zu bezeichnen, weil sie keine andere Latten, unsere Geheimnisse diesen Völkern erklären zu können. Sie verfertigten hierauf einen Catechismus, und gaben sich alle Mühe mit dem Unterrichte der Indianer und vor allen der Kinder. Sie begriffen bald durch Hülfe einiger Mittel die vornehmsten Artickel der Religion Indisch und Spanisch, und wiederholten sie alle Tage auf den Knien mit gefaltenen Händen mit den Paters. Aus Schülern wurden sie bald die Lehrer ihrer Eltern und Freunde; und ihres Alters ohngeachtet, das natürlicher Weise sich zu diesem Amte gar nicht schicket, waren sie doch vortrefliche Katecheten; so daß in Zeit von einem Jahre mehr als vier hundert Erwachsene im Stande waren, die Taufe anzunehmen. Indessen tauften doch die Missionarien, weil sie noch allezeit an dem glücklichen Fortgange dieser Unternehmung zweifelten, keinen eher, als bis es mit ihm zum Sterben kam. Dieß geschahe nach dem P. Kino mit dreizehn, wovon drei davon kamen. Der Admiral brachte sie mit Bewilligung ihrer Eltern weg, und übergab sie dem Bischof von Guadalaxara, der sie sehr liebreich aufnahm. Die Missionarien freueten sich über die Gelehrigkeit der Indianer, und über ihre Lust, die sie bezeigten, die christliche Religion anzunehmen; allein der Admiral war nicht so mit einem Lande zufrieden, das man ihm so gelobt hatte; weil ihn die Erfahrung gelehrt hatte, daß man an einem solchen Orte nicht leicht ein Etablissement anlegen könne. Er gab also dem Capitain des andern Schiffes Befehl, die Seite von der nordlichen Küste zu untersuchen, und zu sehen, ob er nicht eine bequemere Gegend finden könne. Dieser begab sich zu den Indianern, die die Perlen

len fischten, deren Lagen hier seltener, als zu la Paz sind, und wandte alle mögliche Sorgfalt an, diesen Befehl mit der größten Genauigkeit auszuführen. Zwey Ursachen nöhtigten ihn dazu; die erste waren die Befehle, die er von dem Stadthalter erhalten hatte, der eine Beschreibung seiner Unternehmung verlangte, und die andere die Vorstellung von den Soldaten, die mit ihren Namen bezeichnet war, und worinnen sie ihm ihre Beschwerden und Krankheiten vorstellten, die ihnen die große Hitze der Sonne und das Klima verursacht hatte. Er ließ hierauf die Officiere und Missionarien zusammen kommen, und bat sie, ihre Meinung zu sagen. Die meisten von den Officieren waren der Meinung, man solte die Garnison S. Bruno, als einen unfruchtbaren und ungesunden Ort verlassen. Die Missionarien behaupteten, man solte noch einige Zeit da bleiben, und sagten, man könne noch nicht mit Grunde davon urtheilen, weil es seit 18 Monaten nicht geregnet hätte. Hierauf ließ der Admiral dem Stathalter die Instructionen, die er gegeben, und auch den Entschluß melden, den er gefasset hatte. Er ließ die Kranken ins Schif bringen, und begab sich mit ihnen nach Cinaloa, und schrieb von da an den Stadthalter. Nachdem er sein Schif wieder ausgebessert hatte, so ging er zur Entdeckung der Perlenbänke ab, und blieb daselbst bis in den Monat Sept. 1685. Da er denn im Hafen S. Ignaz den Entschluß erfuhr, den der Stadthalter in einem geheimen Rate gefaßt hatte. Dieser befal ihm wegen der schon gemachten Unkosten sonst nirgends ein Etablissement anzulegen, das eroberte zu erhalten, und den Ausgang der Entdeckungen zu erwarten, die man in der Folge machen würde. Der Capitain fand nicht, was er suchte, und kehrte nach vielen Beschwerden nach S. Bruno zurück. Der Admiral hatte sich kurz zuvor dahin begeben; weil aber die Lebensmittel in wenig Tagen alle waren, und er sahe, daß er unmöglich sich daselbst niederlassen könte, so ließ er seine Leute, die Missionarien und die 3 Californier einschiffen, und lief in den Hafen Matanchel ein; von da schrieb er an den Stadthalter, und gab ihm von seiner Ankunft Nachricht. Er erhielt Befehl, so gleich wieder zurück zu gehen, und das Schif, das von den Philippinischen Inseln kam, zu begleiten. Er traf

es zum Glück den dritten Tag an, und brachte es zu großem Verdrusse der Holländischen Corsaren, die ihm auf der Küste de la Nativite aufpasten, in den Hafen zu Acapulco.

Von da ging er nach Mexico, wo er dem Stathalter und dem Ministerio von den Beobachtungen und Entdeckungen Nachricht gab, die er gemacht hatte, imgleichen von den Zufällen, die ihm bei seiner Unternehmung begegnet waren, die die drei Jahre über, die man dazu anwandte, 225000 Rthl. aus dem Königl. Schatze kosteten. Der Stathalter ließ in einem geheimen Rathe die Sache untersuchen, wo man nach reiflicher Ueberlegung aller Schwierigkeiten entschied, daß die Eroberung von Californien auf die bisherige Art unmöglich sey, und man dieselbe den Jesuiten, vermittelst einer, alle Jahre aus dem Königl. Schatze zu bezahlenden Summe, überlassen wolle. Man hielt deswegen den 11 Apr. 1686 einen Rath, worinnen man dem Schatzmeister des Gerichts, dem Admiral Otondo und dem P. Kino auftrug, die dazu nöthige Summe auszuzahlen, mit Befehl an den erstern, es dem P. Daniel Angelo Marras, Viceprovincial, weil der P. Barnabas de Sato, Provincial, abwesend war, vorzutragen. Nachdem der Schatzmeister seinen Auftrag ausgerichtet, so versamlete der P. Marras das Capitul, und antwortete ihm, die Gesellschaft wäre sehr gerührt über das Zutrauen, das man zu ihr hätte, allein sie könte nicht die leibliche Besorgung dieser Unternehmung auf die verlangete Weise annehmen; sie würde aber allezeit bereit seyn, die Missionarien herzugeben, die man nöthig hätte, wie sie auch schon in den vorigen Unternehmungen gethan hätte. Der Schatzmeister hatte Befehl, sein Anhalten fortzusetzen, allein die Gesellschaft blieb bei ihrem ersten Entschluß.

Der Staat war von der Unmöglichkeit dieser Unternehmung so sehr überzeugt, daß er auch den Vorschlag verwarf, den ihm der Capitain Franz Luzenilla that, sie auf seine Kosten zu unternehmen, wenn der König nur eine kleine Summe dazu hergeben wolte. Indessen feuerte diese Schwierigkeit den Eifer nur desto mehr an, den man für diese Unternehmung hatte. Die Bewegungsgründe der Politik und Religion dauerten noch immer fort, und man empfing bald Befehl

vom

vom Spanischen Hofe, die Sache zu unternehmen. Nach genauer Ausrechnung aller Unkosten fand man, daß wenigstens 30000 Piasters jährlich dazu nöthig wären, und der Schatzmeister versicherte in seinem Schreiben vom 14 Merz, daß er es so sparsam als möglich eingerichtet habe. Man gab Befehl, diese Summe dem Admiral Otondo voraus zu bezahlen, damit er im Stande wäre, den dritten Versuch zu machen. Er machte sich auch schon dazu fertig, und man war bereits im Begriffe, ihm das verlangete Geld auszuzahlen, als man Briefe aus Spanien erhielt, in denen der König 500000 Piasters als ein Anlehen verlangete, und unter andern befahl, daß man die Unternehmung auf Californien so lange aufschieben solte, als der Krieg mit den Tarrahumares dauerte. Auf diese Art wurde sie aufgeschaben; und obgleich der Aufruhr der Tarrahumares bald gestillet wurde, so dachte man doch nicht mehr daran, Californien auf Kosten des Königs zu erobern. Es ist zwar wahr, daß man 1694 dem Capitain Franz Itamarra erlaubte, auf seine Kosten eine Landung dahin zu thun: Er war aber nicht glücklicher als seine Vorgänger, und brachte bei seiner Rückkehr, daß die Indianer von S. Bruno und ihre Nachbaren darauf bestünden, daß man ihnen die versprochenen Missionarien schicken solte. Dies war der Ausgang von so vielen Unternehmungen, die seit 200 Jahren dem spanischen Hofe unsägliche Summen gekostet haben.

Drit-

Drittes Buch.

Eroberung Californiens durch die Jesuiten, und ihr Betragen, das sie bis jetzt daselbst beobachtet haben.

Erster Abschnitt.

Ankunft des P. Johan Maria Salva-Tierra in Californien 1697.

Bisher haben wir den Eifer gesehen, mit dem man die Eroberung von Californien 200 Jahre hinter einander seit der Entdeckung und Eroberung Neuspaniens versucht hatte, aber auch den geringen Nutzen, den man von so vielen Unternehmungen zog. Ferdinand Cortez that dabei vielmals alles mögliche, was er nur aufzubringen im Stande war. Sein Beispiel ermunterte viele andere, es ebenfals zu versuchen. Die Gouverneurs, Admirals und Statthalter thaten ihr äußerstes. Selbst die Könige von Spanien versuchten es; allein was war der Erfolg von diesen unsäglichen Unkosten und großen Bemühungen? Man gab die Hofnung, diese Halbinsel zu erobern, völlig auf. Und sie war auch in der That bei den Mitteln, die die Menschen anzuwenden pflegen, unmöglich, aber nicht in Ansehung der Mittel, die GOtt dazu anwendete. Die Menschen gründeten den glücklichen Fortgang dieser Unternehmung auf ihre Waffen und auf ihre Macht; der Wille des Himmels aber war, man solte es dem freundlichen und höflichen Betragen seiner Diener, der Demuth seines Kreuzes und der Macht seines Worts zu verdanken haben. GOtt schien zu warten, bis die Menschen ihre Schwäche erkenten, um die Kraft seines allmächtigen Armes zu zeigen, und den Stolz der Welt durch schwa-

schwache Werkzeuge zu beschämen. Vielleicht hat er die ersten Unternehmungen auf Californien nicht begünstigen wollen, weil sie nur die zeitlichen Dinge zur Absicht hatten, und die Religion nur ein Nebenwerk war. Er hat sie aber hingegen gesegnet, da man mehr sein Reich als die Vortheile zur Absicht hatte, die die Königl. Regierung davon ziehen konte. Da die Conferenzen zu Mexico sich zerschlagen, und der König alle fernere Unternehmungen auf Californien verboten hatte, so wurden die Geistlichen, die den Admiral Otondo begleitet hatten, in andere Missionen geschickt; jedoch verhinderte sie dieses nicht, nach der reichen Ernte zu seufzen, die sie in dieser Gegend gesehen hatten, und die nur noch die Sichel des Evangeliums verlangte. Dem P. Eusеb Franz Kino lag diese Eroberung um so viel mehr am Herzen, weil sie ihm weit leichter als den andern vorkam. Dieser Geistliche hatte, um ein Gelübde, das er dem heil. Franz Xaver in einer schweren Krankheit gethan hatte, zu erfüllen, sein mathematisches Lehramt zu Ingolstadt aufgegeben, wo ihn das Churfürstl. Haus Baiern vorzüglich achtete, und sich nach Amerika begeben. Er hatte sich diesen heiligen Apostel zum Muster vorgestellet, und ahmte ihn in seinen Tugenden und andern Eigenschaften seines seraphischen Geistes auch wirklich nach. Er besaß einen Muth, der sich zu den gröſten Unternehmungen schickte, einen unermüdeten Eifer für den Fortgang der Religion. Sein Geist wuste sich in alle Umstände zu schicken, und so verdrieslich sie auch oft waren, so fand er doch Mittel, die andere nicht wusten. Die Einsicht, die er sich in den Wissenschaften erworben hatte, gab ihm viele Mittel und Wege an die Hand, deren er sich zu rechter Zeit zu bedienen wuste. Seine Freundlichkeit und Großmuth gaben ihm freie Gewalt über alle diejenigen, die ihn besuchten, so gar die Wilden nicht ausgeschlossen, deren Zutrauen er sich durch sein angenehmes und feines Betragen zu erwerben wuste. Ein solcher Mann war zur Eroberung Californiens bestimt. Allein ob er gleich dieselbe sehr anrathen, auch sein äuſerstes versucht hatte, so gefiel es doch dem Himmel, eine andere Person dazu zu erwählen, deren gute Eigenschaften den seinigen nichts nachgaben. Der P. Kino verlangte die Missionen zu Sonora, welches eine angrän-

zende Provinz von Californien ist, in der Absicht, künftig dahin zu gehen und sie zu erobern.

In dieser Absicht reisete er den 20 Oct. 1686 von Mexico ab, und durchlief das ganze Land, um die Jesuitermissionarien dahin zu bringen, daß sie ihm in einer so wichtigen Unternehmung beistünden. Er hatte sich auch die Erlaubniß zu dieser Reise von dem P. General ausgebeten. Die Väter Franz Maria Piccolo und Franz Xavier Saeta, die kurz darauf das Glück hatten, Märtyrer zu Pimeria zu werden, hatten auch darum gebeten. Um die Zeit kam der P. Johan Maria Salva-Tierra, der sich seit vielen Jahren durch seine Mission in der Provinz Tarra-Humara vor andern gezeigt hatte, als Visitator in die Missionen zu Cinaloa und Sonora. Der P. Kino traf ihn in diesem letztern Gouvernement, als er zu den Missionen in Pimeria ging, an. Diese Gegend gränzt an die abgöttischen Apaches, an deren Bekehrung er eben so glücklich als fleißig arbeitete. Der P. Salva-Tierra schickte sich zu dieser Unternehmung am besten. Er besaß eben den Eifer, eben die Freundlichkeit und eben die Gütigkeit als der P. Kino. GOtt, der ihm zum Apostel Californiens erwählet hatte, hatte ihn mit allen den Talenten ausgerüstet, die zu diesem wichtigen Amte erfordert werden. Er hatte ein sehr starkes und dauerhaftes Temperament, und war also sehr geschickt Arbeit und Beschwerden zu ertragen. Seine Einsicht und Klugheit hatten ihm den einmüthigen Beifall der Gesellschaft erworben, und ihn zu dem wichtigen Posten, den er bekleidete, erhoben. Er war höflich und angenehm im Umgange, und hatte alle Unerschrockenheit und Entschließung, die zu großen Unternehmungen nöthig sind. Er wurde wegen seiner Weisheit und Talente, und vor allen wegen seiner moralischen und christlichen Tugenden von jederman geschätzt. So war der Mann beschaffen, den GOtt erwählte, das Evangelium unter die unglücklichen Californier zu tragen. So lange als seine Visitation dauerte, unterrichtete ihn der P. Kino von der Geneigtheit dieser Völker, das Christenthum anzunehmen, wie auch von den Mitteln, die man anwenden müste, wenn man in einer Unternehmung glücklich seyn wolte, die seit 200 Jahren so viele Mühe und Arbeit gekostet hatte.

Sie

Sie redeten von weiter nichts auf ihrer Reise; dieß war der Gegenstand aller ihrer Unterredungen; und der P. Kino schreibt, er wäre von dem Eifer des P. Johan Maria de Salva-Tierra so sehr gerühret, daß er alles anwenden wolle, daß man ihn nach Californien schicke.

Der P. Salva-Tierra ging das folgende Jahr dahin ab. Ich will hier nicht ein Verzeichniß von seinen außerordentlichen Diensten liefern, denen man die Vollziehung dieses Entwurfs zu danken hat. Es war genug, daß sich die Gesellschaft dagegen setzte, und daß drei Provinziale, nemlich Ambrosius Oddon, Diego Almonacier und Johan de Palacios, ihm hintereinander die Erlaubniß dahin zu gehen abschlugen, weil sie diese Unternehmung für unmöglich hielten. Die Audienz zu Guadalaxara und der Stathalter widersetzten sich ihm auch, weil der Schatz erschöpft, und die Sache des Otondo noch in frischem Andenken war. Endlich widersetzte sich ihm der ganze Hof zu Madrid, ohngeachtet der Vorstellungen, die der P. Salva-Tierra Sr. Maj. durch seinen Conseil der Indischen Angelegenheiten thun ließ. Mit einem Worte, jederman widersetzte sich den Absichten dieses guten Geistlichen. Da endlich die Schwierigkeiten gehoben schienen, so begaben sich die P. Salva-Tierra und Kino den 8 Jan. 1696 nach Mexico, der eine von Guadalaxara und der andere mitten aus der Provinz Pimeria, welche mehr als 500 Meilen von der Hauptstadt liegt. Sie baten alle beide um die Erlaubniß, daß sie nach Californien gehen dürften, und der P. Kino verlangte noch überdies etliche Missionarien, um ihn in der Predigt des Evangelii unter den Völkern zu helfen, die er in dieser entlegenen Provinz besucht hatte. Ihre Vorstellungen fruchteten nichts, und sie waren genöthiget, wieder zurück zu gehen, der eine in seine Mission zu Los Pinos, und der andere zu seinen Novizen zu Tepotzotlan.

Der P. Salva-Tierra ließ sich doch nicht abschrecken, und bat noch einmal bei dem P. Provincial um die Erlaubniß, diese Mission unternehmen zu dürfen. Diesen Posten bekleidete damals der P. Tyrso Gonzales de Santa Ella, dessen Gelehrsamkeit und Schriften der Universität zu Salamanca Ehre gemacht, und dessen Missionen, die das ganze Königreich in sich begreifen, unendlichen Nutzen

gestiftet haben. Er arbeitete mit gutem Fortgange an der Bekehrung der Mohren. Er beschützte die Missionen aus allen Kräften, und kam gerade zu rechter Zeit in Amerika an, den P. Salva-Tierra zu unterstützen, in so fern das Conseil zu Mexico die Eroberung Californiens billigte und für möglich hielt. Diese Erlaubniß erfolgte auch bald nach der Entfernung des Paters aus Mexico, und nach langem Widersetzen willigten endlich seine Obern darein, daß er neue Anstalten zu dieser Reise machen solte. Die Audienz zu Guadalaxara sahe damals die Dinge in ihrem vollem Lichte, und gab seinen Absichten so viel Beifall, daß auch der Solliciteur Don Joseph de Miranda Villizan sein bester Freund wurde, und ihn aufs beste unterstützte. Dieser überreichte den 16 Jul. 1696 der Audienz eine Bitschrift, diese Unternehmung zu begünstigen, und hierauf schrieb man an den Stathalter und empfahl sie ihm. Es ist zwar wahr, daß noch sehr viele Schwierigkeiten übrig blieben, aber sie waren doch nicht im Stande, den P. Salva-Tierra von seinem Vorhaben abzubringen.

Dieser Geistliche ging zu Anfange des Jahres 1697 von Tepotzotlan nach Mexico, mit Vollmacht von den Obern seines Ordens, die nöthigen Collecten zu Unternehmung einer Sache zu samlen, wozu weder die Flotten, noch die Schätze des Königs zureichend gewesen wären. Er traf daselbst den P. Johan Ugarte, Professor der Philosophie in diesem Collegio, an. Diesem Geistlichen lag diese Unternehmung sehr am Herzen, und er besaß unter andern die Gabe, die Geschäfte zu besorgen und glücklich zu Stande zu bringen. Da man aber die Eroberung von Californien nicht unternehmen konte, ohne einen Agenten zu Mexico zu haben, der klug genug wäre, die Schwierigkeiten zu heben, die sich ereügen könten, und zur gehörigen Zeit die nöthige Hülfe zu verschaffen, so nahm der P. Ugarte dieses Amt auf sich, und führte es mit solcher Sorgfalt, daß er beständig zu Mexico blieb, und dadurch den glücklichen Fortgang der Unternehmung des P. Salva-Tierra in Californien beförderte.

Einige Zeit drauf versprachen Don Alonso Davalos, Graf von Mira-Vallez, und Don Matthias Fernandez de la Cruz, Marquis de Buena-Vista, der

der Gesellschaft 2000 deutsche Thaler, die nebst der Freigebigkeit anderer Wohlthäter eine Beyhülfe von 15000 ausmachten. Don Pedro de la Sierpe, Kassierer zu Acapulco, wolte ihnen eine Galliote zu ihrer Fortschaffung leihen, und machte ihnen ein Geschenk mit einer langen Barke. Da man aber auf die Eroberung noch nicht Staat machen konte, weil keine Fonds da waren, von denen man jährliche Einkünfte bekommen könte, so gab die Congregation unserer lieben Frauen der Schmerzen zu Mexico, die in dem Collegio S. Peter und Paul gestiftet ist, 8030 Rthlr. zu Stiftung einer Mission her, wozu in der Folge noch 2000 kamen, weil sie ausgerechnet hatte, daß man wenigstens 500 Rthlr. Einkommens zur Unterhaltung jeder Mission haben müste, in Ansehung der Entfernung des Landes und der wenigen Hülfe, die man daselbst fand. Unter andern gab Don Juan Cavalero y Ozio, Priester der Stadt Querefaro und Commissair der Inquisition, ein sehr reicher und großmüthiger Mann, 20000 Rthlr. zu Stiftung zwoer anderer Missionen her, und versprach dem P. Salva Tierra alle Wechselbriefe, die er auf ihn stellen würde, zu bezahlen. Dieser glückliche Anfang ermunterte die Paters, sich die Erlaubniß vom Statthalter, Grafen von Motezuma, einem Edelmann, dessen Andenken Neuspanien niemals vergessen wird, auszubitten. Der P. Provincial Johann de Palacios überreichte ihm bei der Gelegenheit ein sehr schönes und nachdrückliches Schreiben. Er fand zwar viele Schwierigkeiten in dem Rathe; als er aber nach verschiedenen Vorstellungen sah, daß man nichts vom Könige verlange, dem die Unternehmung des Admiral Otondo 225400 Piasters gekostet hatte, so erlaubte man es ihm den 5 Febr. 1697. In dem Befehl, den man dem P. Johann Maria de Salva-Tierra ausfertigte, erlaubte man ihm, und dem P. Kino, und gab ihnen die Freiheit, sich nach Californien unter zwei Bedingungen zu begeben: die eine war, der Krone nichts zu entziehen, was ihr zugehöre, und nichts aus dem königlichen Schatze, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs, zu nehmen; die zwote aber, von dem Lande im Namen Seiner Maj. Besitz zu nehmen. Man gab ihnen auch Vollmacht, Soldaten auf ihre Kosten, zur Beschützung ihrer Personen zu werben,

einen Befehlshaber zu ernennen, und ihm eben so, wie den Soldaten, Abschied zu geben, nachdem dem Stathalter davon Bericht erstattet worden. Sie sollten zugleich alle Freiheiten und Vorzüge genießen, als wenn sie zur Zeit des Krieges gedienet hätten. Man erlaubte auch den Vätern, solche Personen, die sie für gut finden würden, zu erwählen, die die Gerechtigkeit in dem neu eroberten Lande handhaben solten. Nachdem nun der P. Salva-Tierra das, was er wünschte, erlangt hatte, so eilete er Mexico zu verlassen, und nachdem er dem P. Ugarte die Sorge, die Collecten und Beisteuren einzusammlen, und sie ihm über Acapulco nach Hiayui zuzusenden, überlassen hatte, so reisete er den 7. Febr. ab, und nahm den Catechismum und die Schriften des P. Copart mit. Nach seiner Ankunft zu Tepotzotlan nahm er Abschied von seinen Novizen, und begab sich nach Guadalaxara, um mit der Regierung und seinem Freunde Miranda die Mittel zu überlegen, die sich zu dieser Unternehmung schickten. Von da ging er wieder zurück nach Cinaloa, um die nötigen Befehle zu geben, und die zwei Californier an Bord zu nehmen, die der Admiral Otondo mitgebracht hatte; allein er konte sie nicht finden. Sie lebten noch, aber ein Einwohner, der sie auf seinen Ländereyen brauchte, war geizig genug sie zu verbergen; welches ihm dann sehr unangenehm war. Er ließ den P. Kino aufsuchen, und indeß daß er auf seine Ankunft wartete, that er eine Reise in das Gebirge Chinapas, seine erste Residenz zu besuchen. Er kam bis nach Sierra de Tarahumara, und als er wieder zurück ging, voller Vergnügen über den Zustand, darinnen sich diese angehenden Gesellschaften befanden, so erfuhr er die Empörung der Indianer in Obertarahumara. Von der Gefahr gerühret, worinnen sich die dasigen Missionarien, Nikel de Prado und Martin de Vinavides befanden, und die weiter keine Hülfe hatten, als die Treue der Neubekehrten, eilte er ihnen zu Hülfe, und stund mit ihnen viele Gefaren von Seiten der Abtrünnigen aus, bis zur Ankunft der Spanier, die in der benachbarten Garnison lagen. Er blieb daselbst bis im Monat August, und erfuhr bei seiner Zurückkunft, daß die Galliotte schon einige Zeit zu Hiayui vor Anker liege, und dieß nötigte ihn, sich sogleich dahin zu begeben. Der Capitain

tain Johann Anton Romero de la Sierpe erzählte ihm, daß er Monate unterweges zubringen müssen, daß er viele Gefahren ausgestanden habe, und daß seine Leute sich schon hätten empören wollen, weil sie erfaren hatten, daß er nicht nach Californien gehe, Perlen daselbst zu fischen, wie sie sichs anfänglich eingebildet hatten. Er blieb 2 Monate in diesem Hafen, theils Lebensmittel einzunehmen, weil die, so man aus Neugallicien mitgebracht hatte, verdorben waren, theils einige Soldaten, die man ihm angeboten hatte, und den P. Kino, den er hatte suchen lassen, zu erwarten. Doch der Aufruhr der Tarahumaras war Ursache, daß die Soldaten nicht zu ihm stoßen konten. Der P. Kino reisete so gleich ab, er wurde aber unterweges von dem P. Visitator Horatio Police und Don Domingo Gironza Petris de Crusat, obersten Magistratsperson in der Provinz Sonora, aufgehalten, welche besorgten, der Aufruhr möchte auch bei andern Nationen einreißen, so daß man an seine Stelle den P. Franz Maria Piccolo ernante. Da der P. Salva-Tierra einen neuen Aufschub befürchtete, so entschloß er sich allein nach Californien zu gehen, und ihn nicht zu erwarten. Er reisete also den 10ten October 1697 aus dem Hafen zu Hiaqui un er einer Bedeckung von 5 Soldaten ab, deren Befehlshaber waren Don Ludwig de Torres Tortolero, Fähndrich und erster Capitain von der Garnison in Californien, Don Estevan Rodriguez Lorenzo, der in der Folge viele Jahre als Capitain diente, Barthelemi de Robles Figueroa, ein Creole, aus der Provinz Guadalaxara gebürtig, Johan Caravana, ein Malthesischer Matrose, Nikel Marques, ein Sicilianer, und Jhoann, ein Mulate aus Peru. Außer diesen befanden sich auch noch drei Indianer auf dem Schiffe, nämlich Franz von Tepahui, von Cinaloa, Alonso de Guyavas, aus Sonora, und Sebastian, von Guadalaxara.

An dem bestimten Tage begab sich der Pater nebst seiner kleinen Bedeckung auf die Galliote, in Begleitung der Barke, die er bald nöthig hatte; denn kaum war die Galliote eine halbe Stunde vom Hafen, als sie von einem starken Windstoße an das Land geworfen wurde, und in den Sand gerieth, so daß man sie

ohne

ohne Hülfe für verloren hielt. Indessen brachte man sie doch durch Hülfe der Barke und der Matrosen, die in dieselben stiegen, wiederum ins Wasser, und entgieng dießmal der Gefahr. Den dritten Tag kamen sie in Californien an; weil sich aber die Barke von ihnen getrennet hatte, und sie nicht wusten, auf welcher Küste sie landen solten, so liefen sie in die Baie de la Conception ein, die 30 Meilen nordwärts von Loretto liegt. Sie erkannten auch die Baie S. Bruno, wo sich Otondo aufgehalten hatte; weil sie aber sahen, daß sie gar zu weit vom Meere läge, und man daselbst nur salzigt Wasser fände, so verließen sie dieselbe bald, zumal da ihnen Juan Antonio Romero de la Sierpe, Capitain der Galliote, einen bessern Ort zeigen wolte, den er bei der Unternehmung des Otondo gesehen hätte. Dieser Ort war in der Baie S. Denys, zehn Meilen südwärts von S. Bruno, wo die Küste eine Art von einem halben Monde macht, dessen Weite von der einen Spitze bis zur andern ohngefehr fünf französische Meilen beträgt. Die Gegend umher ist voller Bäume und Gras, und man findet nicht weit vom Flusse eine zureichende Menge süßen Wassers. Sie stiegen Sonnabends den 19 October an diesem Orte aus, und wurden mit vieler Freude und Freundschaft von mehr als funfzig Indianern aus der benachbarten Gemeinheit empfangen. Man erwählte zum Campiren eine gute Gegend nahe an einer Qu": süßen Wassers, anderthalb Stunden ohngefehr von der Küste, und ladete die Lebensmittel, Thiere und das Gepäcke aus. Der Pater nahm sie zuerst, ob er gleich das Haupt dieser Unternehmung war, auf seinen Rücken. Man bauete Häuser für die Garnison, man umgab sie mit einer Circumvallationslinie, und in der Mitte schlug man ein Zelt zur Capelle auf. Vor dasselbe setzte man ein Crucifix mit einem Blumenkranze umgeben, und nachdem man alles gehörig eingerichtet hatte, so hohlete man das Bild unserer lieben Frauen zu Loretto, der Schutzgöttin der Eroberung, von der Galliote, und setzte es mit vielen Feierlichkeiten in die Capelle. Kurz darauf, nämlich den 25 October eben dieses Jahres 1697 nahm man im Namen Seiner Maj. von dem Lande Besitz. Hierauf bemühete sich der P. Salva-Tierra die Sprache der Indianer zu lernen, und sie zu unterrichten, und bestimte zu dieser

Uebung

Uebung gewisse gesetzte Stunden. Diese begaben sich zu ihm, und wiederholeten die Gebete und Artikel des Katechismus, den er ihnen, durch Hülfe der Papiere des P. Copart vorgelesen hatte. Hierauf schrieb der Pater ihre Unterredung nach, um sich in ihrer Sprache fester zu setzen. Er unterhielt sich oft mit ihnen, wie auch mit den andern Indianern, um die Fehler zu verbessern, die er in den Worten und der Aussprache begehen könte. Er gebrauchte verschiedene Mittel, um die Kinder desto eher das Spanische lehren zu können, allein diese so wohl, als die Erwachsenen, spotteten oft über seine schlechte Aussprache auf eine sehr feine und witzige Art. Wenn die Lection vorbei war, so gab er denjenigen, die den Uebungen beigewohnet hatten, einen Theil Pozoli oder Mais, in Wasser gekocht. Ich bin versichert, daß viele Leute diese Dinge als Kleinigkeiten ansehen werden, die in diesem Werke gar keinen Platz verdienten; allein ich ersuche den Leser, sie auf eine vernünftige Art zu erwägen. Er überlege selbst, was für ein angenehmer Anblick es sogar für die Gottheit seyn müsse, einen Mann zu sehen, der sein Glück in weltlichen Bedienungen hätte machen, und bisher gemächlich und in Ehren in dem Orden leben können, in den er sich begeben hatte, und dennoch sein Vaterland und seine Verwandte von freien Stücken verließ, um nach America gehen zu können, wo er sich nach seiner Ankunft seinem Amte überläßt, und seinem gemächlichen Leben entsagt, um sich tausend Arbeiten und unzähligen Beschwerden auszusetzen, und allezeit unter den Wilden in Gefahr seines Lebens keiner andern Ursache wegen zu leben, als weil er die Heiden bekehren wollte. Ein jeder frage sich selbst, ob er für alle Güter der Welt im Stande wäre, einen solchen Entschluß zu fassen? Er wird bald die Wichtigkeit und Würde einsehen, die diese vor den Augen der Menschen so verächtlich scheinende Handlungen von den erhabenen Bewegungsgründen erhalten, aus denen sie unternommen werden.

Zweyter Abschnitt.

Verschiedene Begebenheiten, die sich bis zur Ankunft des P. Franz Maria Picolo in Californien zugetragen haben.

Nachdem diese kleine Garnison angelegt war, so schickte der P. Salva-Tierra die Galiote an den Fluß Hiayui, um den P. Picolo nebst den Soldaten und Lebensmitteln, die daselbst waren, abzuholen, und befahl dem Capitain, zu sehen, ob er nicht unterweges die lange Barke antreffen könne. Die Galiote seegelte den 26 October von S. Denys ab, der Pater aber blieb bei der Garnison, und vertrat nicht nur das Amt eines Missionars und Hausvaters, sondern auch eines Officiers und Soldatens, gab Befehle, und stand Schildwache zu den gesetzten Stunden. Die Indianer, denen der Pozoli oder gekochte Mais, davon man ihnen täglich eine halbe Metze gab, sehr wohl bekam, wolten mehr dergleichen haben, ob sie gleich nicht der Katechismuslehre beywohneten. Man schlug es ihnen daher ab, worüber sie sich beschwerten, und der Sorgfalt ohngeachtet, die man anwandte, sie zu befriedigen, anfiengen, denselben heimlich in Säcken fortzutragen, so daß man sie an einen andern Ort schaffen, und in Sicherheit bringen muste. Dieses Betragen machte ihre Begierde und Rache noch mehr rege, und da sie sich auf ihre überlegene Menge verließen, so faßten sie den Entschluß, sich desselben zu bemächtigen, und den Missionar mit seinen Spaniern fortzuschaffen. Einige, die besser gesinnet waren, warfen ihnen ihre Undankbarkeit und Grobheit vor; es half aber nichts. Indessen ehe es noch zu einem offenen Kriege kam, so fielen sie über die wenigen Ziegen und Schafe her, die man mitgebracht hatte, und die in einer Art von Zaun weideten, und gaben durch ihre Bewegung zu verstehen, daß sie Lust hätten, das Lager anzugreiffen. Der Pater fuhr, ob er gleich ihren Leichtsinn kante, mit seinen ordentlichen Uebungen fort, und theilete ihnen Pozoli aus? Sie hatten die Nacht vom 31 October bestimt, einen allgemeinen Angrif zu thun. Der Missionar wurde von ihrem Vorhaben durch einen Indischen

dischen Caciken benachrichtiget, der, weil er krank geworden war, ihn bat, ihm die Taufe zu reichen, und der erste war, der sie erhielt. Diese Nachricht verursachte ihm vielen Kummer: indessen verließ er sich auf die Vorsicht, und glaubte gewiß, daß sie ihm auf eine außerordentliche Art helfen würde. Man hörte um Mitternacht einen Musketenschuß, den man aus dem Lager beantwortete. Bald drauf lösete man von der Seeseite eine Kanone, und noch eine andere im Lager, die der Capitain der Galiote daselbst gelassen hatte. Hierüber geriethen die Indianer der nächsten und auch der andern Gemeinheiten, die gegen uns angerücket waren, in einen entsetzlichen Schrecken. Unsere Leute bildeten sich ein, es wäre die lange Barke, die sie für verloren hielten, und ließen ihr durch einen Indianer, den sie bei sich hatten, zuschreien, sie wären Spanier, die ihnen zu Hülfe kämen. Den andern Morgen bemerkten sie nahe an der Insel Del Carmen ein Schif, welches an statt sich der Küste zu nähern, sich an der Küste de los Caronades vor Anker legte. Hierauf schickte man einen Matrosen mit einer kleinen Barke ab. Er kam mit einem Briefchen vom Don Juan, Capitain der Galiote, zurück, dessen Inhalt war, daß, da er auf der andern Küste sechs Meilen über Hiayui gewesen, der Sturm ihn an die Küste Californiens verschlagen hätte, und daß er bald seinen Weg wieder weiter nehmen würde.

So bald das Schif, das die Indianer im Zaum hielt, verschwunden war, so faßten sie wieder ihren ersten Anschlag, und luden die meisten Stämme ihrer Nation, unter andern die zu Lorette, Ligues, die Monyuis, Didyus, Laymones und einige von den südlichen Edues zu dem Blutbade ein. Ihr Ueberhaupt nöthigte die Spanier, daß es zu einigen Scharmützeln kam, in welchen sie dieselben so viel möglich schonten, ihnen aber auch zu gleicher Zeit empfinden ließen, wie gefährlich es sey, sie anzugreifen. Der P. Salva-Tierra vermied in der Folge alle Gelegenheit, sie vor den Kopf zu stoßen, ohne jedoch die nöthige Vorsorge bei dergleichen Gelegenheiten zu vergessen. Die Sachen blieben in dem Zustande, bis ein geringer Zufall eine völlige Trennung verursachte. In der einen Nacht des Monats Novembers machten sich die Laymones die Dunkelheit zu Nutze, gingen

ins Lager, und banden das einzige Pferd los, das P. P. Salva-Tierra hatte mitnehmen können, und schafften es weg, um es zu verzehren. Als das Pferd den Morgen nicht da war, so erboten sich Estevan Rodriguez und Juan Caravana, es so lange zu suchen, bis sie den Räuber entdeckt hätten. Es war eine Verwegenheit von diesen zwey Leuten, sich ganz allein in ein unbekantes Land zu begeben, welches mehr den Feinden zugehörte, und diejenigen, die den Raub begangen hatten, zu strafen. Auf der andern Seite muste man, nicht zu gedenken, daß man das Pferd nöthig hatte, auf diese Weise sich verhalten, weil die Indianer, wie ich schon bemerkt habe, leicht den Muth verloren, wenn sie Leute fanden, die ihnen die Spitze boten, aber hochmütig wurden, wenn man sich vor ihnen fürchtete. Einige Indianer, die Freunde der Spanier waren und ins Lager gekommen waren, sahen den großmütigen Entschluß dieser beyden Leute, wurden unwillig über das Unrecht, das ihnen ihre Landsleute angethan hatten, und boten sich zur Gesellschaft an. Sie reisten also ab, und als sie auf die Spitze eines Berges, der 2 Meilen davon lag, gekommen waren, so sahen sie unten die Räuber die das Pferd schlachteten. Als diese aber die Spanier zu Gesichte bekamen, so machten sie sich davon, und liessen das Pfand zurück. Die Soldaten verteileten es unter die Indianer, die sie begleitet hatten, und gingen wieder zurück ins Lager. Von dem Augenblicke an dachten die Misvergnügten nur an die nötigen Veranstaltungen, uns mit Vorteil anzugreifen, aber die Dummheit der meisten von ihnen war so groß, daß sie noch immer ins Lager kamen, unter dem Vorwande sich taufen zu lassen, und Pozoli zu essen, wobey sie sich auf die Geduld des Missionarii verliessen, von dem sie alle Höflichkeiten genossen. Weil aber die Garnison beständig in den Waffen seyn muste, so war es schlechterdings unmöglich, daß eine Handvoll Leute lange Zeit solche Beschwerden aushalten könte. Bey Tage waren sie der Sonnenhitze, und bey Nacht dem Regen ausgesetzt, ohne daß sie sich irgendwo in Sicherheit begeben konten; denn man hatte ihnen keine Zelte aus Neuspanien geschickt, weil man glaubte, es regne in Californien niemals, und dieß gründete sich auf die Dürre, die zur Zeit des Admirals Otondo daselbst geherscht hatte.

Da

Da endlich der Stolz und der Haß der Indianer alle Tage zunahm, und ihre böse Absichten sich bei vielen Zufällen von geringer Erheblichkeit offenbaret hatten, so versammleten sich die Indianer der 4. Nationen oder Aeste den 13. November, am Tage des heil. Stanislaus Kasca, um einen entscheidenden Versuch zu wagen.

Um uns mit desto größerem Schaden anzugreifen, so kamen einige von ihnen gegen Mittag, als unsere Leute aßen, ins Lager. Die Wache wolte sie nicht herein lassen, allein einer von ihnen, der der herzhafteste war, ergriff ihn beim Halse, und riß ihm den Stecken aus der Hand, der ihm statt der Helleparde diente. Die Wache fing an zu schreien, Tortolero lief ihm zu Hülfe, und nahm dem Indianer den Stock wieder weg; dieß sezte die Gesellschaft in eine solche Furcht, daß sie sich zurük zogen. Allein ein paar Augenblicke drauf gerieten unsere Leute durch das Geschrei des Indianers Alonso de Tepahui, in Unruhe, der eine kleine Heerde Schweine und Schafe in einem mit Sträuchen und Schwerdtel besezten Thale hütete, und von einer andern Partei war angegriffen worden. Man lief ihm zu Hülfe; und brachte diese Thiere zurück ins Lager. Dieser erste Versuch war mit einem Regen von Steinen und Pfeilen von 500 Indianern begleitet, die sich in 4 Gesellschaften geteilet hatten, um das Lager auf eben so viel Seiten anzugreifen. Es war nur noch ein einziger Californier im Lager, so daß unsere kleine Garnison, die überhaupt nur aus 10 Mann bestand, genöthiget wurde allenthalben die Spitze zu bieten. Tartolero, als Capitain, nahm den gefährlichsten Posten, der gegen das Thal zu war, und hatte zur Gesellschaft den Barthelemi de Robles; die andere Seite wurde von dem Indianer de Alonso de Tepahui und Johan dem Mulaten aus Peru vertheidigt: der Indianer Marcos Guazavas, ein Mann, der sich schon durch seinen Muth und Eifer gezeigt hatte, nahm die Vertheidigung der Seite auf sich, die an den Fluß ging. Den noch übrigen Posten erhielt Estevan Rodriguez, ein Portugiese, Johan Caravano, der Maltheser, der auf dem Philippischen Schiffe gedienet hatte, nahm die Bedienung der Kanonen auf sich, die man an den Eingang des Lagers gepflanzt

hatte. Nikel Maryues, ein Sicilianer, der einige Kentniß von der Artillerie hatte, stund nur einige Schritte davon, damit er ihm im Nothfall könte zu Hülfe kommen. Der Pater stellete sich in Begleitung des Sebastians in der Mitte, damit er sich um so viel leichter an die Oerter begeben könte, wo seine Gegenwart am nöthigsten wäre. Nach diesen gemachten Einrichtungen rückten die vier Nationen mit großem Geschreye an, und griffen das Lager an vier verschiedenen Orten an; allein sie wurden durch die außerordentliche Herzhaftigkeit unserer Leute und mit wenig Verlust ihrer seits zurück getrieben, weil der P. Salva-Tierra verboten hatte, Feuer auf sie zu geben, außer im äußersten Nothfalle. Sie griffen in Zeit von zwei Stunden zweimal an, ohne einen Fuß Erdreich zu gewinnen, und warfen Steine und Erde wider die Verschanzungen; machten sich aber wieder fort, als man es am wenigsten dachte, und das Treffen war vorbei. Unsere Leute bildeten sich ein, es reuete sie das Unrecht, was sie uns angethan hätten, oder sie gäben alle Hofnung auf, einigen Vortheil über uns zu erhalten; allein in Zeit von einer halben Stunde kamen sie plötzlich mit mehr Hitze, als jemals zurück, nachdem sie zuvor ihre Compagnien verstärkt hatten. Unsere Leute, die bisher Wunder der Tapferkeit gethan hatten, waren so verlegen, daß der Capitain dem Caravano Befehl gab, die Kanone zu lösen; allein zum Unglück zersprang das Stück, worauf wir am meisten gerechnet hatten, ohne einen andern Schaden zu verursachen, als den Maltheser über den Haufen zu werfen, der einige Zeit ohne Verstand blieb, und gar nichts gegen die Indianer ausrichtete. Dieses Unglück feuerte ihren Muth noch mehr an, und die Compagnie gegen die man sie gerichtet hatte, ließ den andern sagen, daß, weil die Kanone niemanden tödtete, solten sie versichert seyn, daß die kleinen Stücke ihnen auch nichts thun würden. Die Ursache, warum sie das glaubten, war, weil der Pater unsern Leuten befohlen hatte, in die Luft zu schießen. Endlich wurde der Angrif so lebhaft, daß der Capitain für gut befand, auf sie Feuer zu geben; indessen ging doch der P. Salva-Tierra, der sie nicht gerne zu Grunde gerichtet wissen wolte, zu denjenigen, die am weitesten vorgerückt waren, und bat sie inständigst, sich

weg-

wegzubegeben, und sich nicht einem gewissen T[illegible]e auszusetzen. Sie schossen 3 Pfeile auf ihn, die ihn aber zu allem Glücke verfehleten. Er begab sich also zurück, und die Indianer folgten seinem Beispiel. Sie hatten sehr wenig Mann verloren, allein das Feuergewehr verursachte ihnen so vielen Schrecken, daß sie sich in voller Eil in ihre Rancherias reterirten.

Unsere Leute, die einen zwoten Angrif besorgten, ließen nichts von ihrer Wachsamkeit nach; aber sie sahen bald darauf Friedensboten kommen. Der erste war der Indianische Cacike, der ins Lager kam, und unsern Leuten mit thränenden Augen versicherte, daß die Indianer aus den benachbarten Rancherias, die unter ihm stünden, diese Verschwörung verursacht, und die, weil sie nicht stark genug gewesen, andere Nationen herzu gebracht hätten, die, von dem Tode ihrer Cameraden aufgebracht, sie hätten rächen wollen, daß aber auch manche aufrichtig das bereueten, was sie gethan hätten. Die Weiber erschienen kurz darauf mit ihren Kindern, sie kamen, um nach Art ihres Landes Frieden zu vermitteln. Sie sezten sich an den Eingang des Lagers und weinten, und versprachen, sie wolten nicht mehr in den Fehler verfallen, und boten ihre Kinder zu Geißeln ihres Versprechens an. Der P. Salva Tierra hörte sie mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit an, stellte ihnen das Unrecht vor, das ihre Männer gethan hatten, und versprach ihnen, Friede mit ihnen zu machen, und das vergangene zu vergessen, wenn sie sich besser aufführen wolten. Er gab ihnen auch einige kleine Geschenke, und um ihnen allen Argwohn zu benehmen, den sie noch haben konten, so behielt er eines von ihren Kindern als Geißel zurück, und sie gingen wieder ab. Als die Nacht gekommen war, so dankte man Gott, der heil. Maria und dem heil. Stanislaus feierlich, für den Beistand, den sie den Spaniern erwiesen hatten. Es schien in der That unmöglich, daß zehn Leute, an vielen Orten auf einmal angegriffen, sich ohne sonderbaren Beistand des Gottes der Heerschaaren gegen fünf hundert Wilde hätten vertheidigen können. Man bemerkte auch, daß die meisten Pfeile, die sie abschossen, am Fuße des Kreuzes niederfielen, und keiner von denselben weder das Kreuz noch das Zelt, welches

zur

welches zur Capelle diente, berührt hatte. Als man die Wunden untersuchen wolte, die unsere Leute bekommen hatten, so fand man nur 2 Verwundete, nämlich Tortolero und Figueroa, und ihre Wunden waren noch dazu so leicht, daß sie sie nicht am Fechten hinderten. Sie suchten dieselben vor den Indianern zu verbergen, und warteten bis zu Anbruch der Nacht, ehe sie dieselben ihren Cameraden zeigten. Sie beteten das Kreuz als die Fahne des Glaubens an; sie riefen die Jungfrau Maria als ihre Beschützerin an, und faßten einmütig den Entschluß, im Lande zu bleiben, wenn auch die lange Barke verlohren gegangen wäre, und die Galiote nicht mehr wiederkommen würde.

Die ganze Garnison legte sich diese Nacht nieder, nur der P. Johan Maria nicht. Indem er sich zubereitete, den Morgen eine Danksagungsmesse unserer lieben Frauen zu Loretto zu lesen, so schrie die Wache: Segel, Segel. Als hierauf die ganze Gesellschaft hinausgegangen war, so fand sie in kurzer Zeit die lange Barke, die in die Baie mit Lebensmitteln einlief, und die Garnison mit vielen Kanonenschüssen begrüßete. Die Freude, die sie darüber hatten, nahm noch durch die Erzählung zu, die sie sich einander von ihren Begebenheiten machten. Die Leute auf der Barke erzähleten ihnen, daß sie, nachdem sie auf der ersten Reise die Galiote aus dem Gesicht verloren, einige Zeit von einer Küste zur andern gegangen, um sie aufzusuchen, ohne sie zu finden, und dies hätte sie genöthiget, wieder in den Fluß Hiayui einzulaufen. Die Galiote würde in kurzem mit den übrigen Truppen und Vorrathe ankommen; sie sey auf der Küste Hiayui gescheitert, worauf der P. Diego Marquina die Indianer auf den Knien gebeten habe, sie wieder flott zu machen, welches sie auch gethan, hierauf sey sie in den Hafen eingelaufen, um sie ausbessern zu lassen, und ihre Ladung einzunehmen. Der P. Salva-Tierra, der sowol durch den Sieg, den er erhalten hatte, als auch durch die unerwartete Ankunft dieser Hülfe aufgemuntert wurde, nahm seine gewöhnlichen Uebungen wieder vor, und ließ den benachbarten Indianern, imgleichen auch denen, die es mit der Garnison gehalten hatten, und immer einer nach dem andern ankamen, sich so gut als möglich zu rechtfertigen, Mais austheilen.

Nach-

Nachdem er ihnen in wenig Worten ihre Aufführung vorgerückt hatte, so gab er ihnen, um allen Argwohn zu vermeiden, einige kleine Geschenke, und erwieß ihnen alle Liebe. Die Verschwornen der angränzenden Gemeinheiten von S. Dionys mußten bald kommen, und ihre Unterwürfigkeit bezeigen: denn die Monyuis, die den Tod ihrer Landsleute bedaureten, die im Treffen geblieben waren, hatten sich entschlossen sich an ihnen zu rächen, weil sie dieselben als Urheber des geschehenen Unglücks ansahen. Sie kamen also zu den Spaniern, und übergaben ihnen alle ihre Waffen, als ein Zeichen ihrer Unterwerfung und guten Gesinnung. Sie baten um die Erlaubniß, daß sie nahe bei dem Lager wohnen möchten, welches man ihnen auch zugestand, worauf sie eine zwote Linie machten, um sich in Sicherheit zu setzen. Die Monyuis wagten es daher nicht, sie anzugreifen; der P. Johan Maria söhnte nachmals die beiden Nationen aus, und sie kamen wieder ins Lager, ohne das geringste zu befürchten.

Der Missionar machte sich diese Ruhe zu Nutze, GOtt die Erstlinge von Californien zu weihen. Die ersten waren der Cacike, von dem ich schon geredet habe, der zwei Tage vor dem Treffen krank wurde. Er war aus der Gegend S. Bruno. Er hatte seit der Unternehmung des Admirals Otondo die ersten Anfangsgründe des Glaubens gelernet, und bezeigte große Lust getauft zu werden. Seine Krankheit war ein bösartiger Krebs, dessen Fortgang GOtt bis auf die Ankunft dieses würdigen Missionars aufhalten wolte. Der Cacike hatte kaum seine Ankunft erfahren, als er ihn im Lager zu sprechen verlangte, und, so sehr als er nur konte, schrie, Señor Almirante. Man ließ ihn sogleich herein, und nahm ihn sehr höflich auf. Er nante die Patres, die sonst in dem Lande gewesen waren, und so gar einige Soldaten, die er gekant hatte, bei ihrem Namen. Er bezeigete auch viele Aufrichtigkeit und Treue, und ein großes Verlangen getauft zu werden. Weil er nun schon den nöthigen Unterricht erhalten hatte, und seine Krankheit immer zunahm, so taufte man ihn den 11 November. Er bat inständigst, eben diese Gnade auch seinen zween Söhnen widerfahren zu lassen, wovon der eine vier, der andere aber acht Jahr alt war. Der erste wurde sogleich zu-

gelassen, und der andere nach erlangtem Unterricht ebenfals den 14 Tag nach dem Siege getauft. Der Cacike hieß Ibo, welches in ihrer Sprache die Sonne bedeutet; bei der Taufe bekam er den Namen Manuel Bernardo, und der Sohn Bernardo Manuel, weil ihn die Stathalter gebeten hatten, die zwey ersten Californier, die das Christenthum annehmen würden, also zu benennen. Ibo starb in eben dem Monate October sehr gelassen, und betete zu GOtt, und verehrte die undurchdringliche Geheimnisse seiner göttlichen Vorsorge. Es wurden auch zwey andere Kinder unter d Namen Juan und Pedro getauft, zum Andenken des Don Juan Cavalero y Z zio und des Don Pedro Gil de la Sierpe, denen die Mission unendlichen Dank schuldig war. Die fünfte Taufe geschah an einem Indianer, der im Treffen war verwundet worden, und den die Soldaten durch einen sonderbaren Zufall oder vielmehr durch die Lenkung der Vorsicht ganz allein in einer Hütten antrafen. Nachdem er den geringen Unterricht erhalten hatte, den sein Zustand erlaubte, so bat er inständigst ihm die Taufe zu reichen, und als er alles das, was er wünschte, erlanget hatte, so starb er eben dieselbe Nacht, welches das ganze Lager sehr erbauete.

Nachdem also die auswärtige Angelegenheiten auf diese Art besorgt waren, so wolte nun auch der Missionar für die Garnison sorgen. Er versamlete also deswegen die Soldaten und die Leute vor der langen Barke, las ihnen die Instruction des Stathalters vor, und sagte ihnen ihre Freiheiten und Privilegien, aber auch ihre Schuldigkeit und Verbindlichkeit. Er ernante den Don Ludwig de Torrez Tortolero zum Capitain, erwählte viele andere niedere Officiere, und ordnete alles, was die Arbeit und Uebungen der Andacht betraf. Er befal ihnen, sich künftigen Sonnabend zu versamlen, und ein Muster und eine Ermahnung zur Andacht nach dem Beyspiele der heil. Jungfrau anzuhören, und meldete, daß man dieses alle Sontage, dem Gebrauch gemäß, der bei der Gesellschaft und in vielen Provinzen Neuspaniens eingeführt ist, beobachten würde. Diese Anordnung war der heil. Jungfrau so angenehm, daß sie an eben dem Sonnabend, den 23 November, sichtbare Zeichen ihres Schutzes gab, wie dieser Geistliche es zu

Er-

Ende der Nachricht erzählet, die er von seiner Ankunft in Californien geliefert hat. Was uns am meisten tröstete, sagt er, war, daß wir den vergangenen Sonnabend, an dem Tage, da man angefangen hatte, in diesem Lande die Andachten zu Ehren der heil. Jungfrau und des heil. Hauses zu S. Loretto anzustellen, zwischen der Insel de los Coronados und der Spitze dieser Baie die Galiote erblickten, die durch einen guten Wind getrieben, an eben dem Sonnabend nahe an unserm Lager landete. Unsere Freude wurde noch größer, als wir erfuhren, daß sie den P. Franz Maria Piccolo, alten Missionar, mitbrächte, der, nachdem er das Amt eines Visitators verwaltet, und Kirchen für die Missionen bei den Tarahumaras, die getreu geblieben waren, gestiftet hatte, sich aus Großmuth dieses Amts entzog, um an der Bekehrung der armen Californier arbeiten zu können. Ich kan das Vergnügen nicht ausdrücken, das mir seine Ankunft verursachte, die nicht so wol für mich, als für die Spanier und Indianer nützlich war, deren Bekehrung mir seitdem gewiß schien. Ich hofte nunmehr, daß die Fahne Christi und der heil. Maria nicht mehr aus diesen Gegenden weichen solte, und bat daher die letztern, daß sie den Grund ihres Hauses unter den Erwählten befestigen möchten.

Es war nun Zeit, den Einwohnern von Neuspanien Nachricht von uns zu geben, die mit Ungeduld warteten, wie unsere Eroberung abgelaufen seyn würde. Die Billigkeit erforderte, die Galiote dem, der sie geliehen hatte, wieder zurück zu schicken. Der P. Salva-Tierra gab also dem Capitain Befehl wieder nach Acapulco zu gehen, und gab ihm Briefe an die vornehmsten Wohlthäter der Mission mit. Diese Briefe waren voll von einem Apostolischen Geiste; es herschte darinnen so viel Freundlichkeit, Liebe, Demut und Erkentlichkeit, daß man sie vier mal drucken ließ, und ich würde sie sehr gerne hier einschalten, wenn ich nicht unnötige Wiederholungen besorgen müste. Einer war an den Statthalter, und einer an dessen Gemahlin, Dona-Maria-Andrea Guzmann y Manrique, eine sonderbare Beschützerin dieser Unternemung, der dritte an den Don Juan de Cavalero y Ozio, und der vierte an den P. Ugarte gerich-

richtet. Er schrieb an den Statthalter, daß, da er unmöglich im Stande sey durch wirkliche Dienste die Verbindlichkeit zu bezeigen, die er den Wolthätern, Befehlshabern, den Soldaten, und allen denen, die seine Unternehmung begünstiget hätten, schuldig sey, er nicht aufhören werde, sie in seinem Gebete der göttlichen Güte und Vorsorge zu empfehlen. Er bittet ihn, ihm besondere Nachrichten von dem P. Tyrso Gonzales, General des Ordens, von Seiner Maj. Karl II. und dem Conseil der Indischen Angelegenheiten zuzuschicken, damit ihm der König weitere Befele geben, und ihm den zu dieser geistlichen Unternehmung nötigen Schuz versichern wolle. In der Folge wird man den Ausgang dieser Sache und der Schwierigkeiten sehen, die man dabei erfaren hat.

Dritter Abschnitt.

Begebenheiten der ersten zwei Jahre. Versuch in das Innere von Californien zu kommen, bis auf die Anlegung der zwoten Mission S. Xavier.

Da man nichts mehr von den Indianern nach dem Frieden zu befürchten hatte, den man mit ihnen geschlossen, so bemüheten sich die verschiedenen Mitglieder der kleinen Garnison, von den zwo Missionarien ermuntert, einige kleine Werke zur Vertheidigung des Lagers und einige Gebäude aufzuführen, die man schlechterdings nicht entbehren konte. Man machte den Graben größer, umgab ihn mit Pallisaden, deren Löcher man mit dornigen Aesten von Bäumen versah, und bauete eine Capelle von Stein und Leimerde, die man mit Stroh bedeckte. Es wurden auch drei kleine Gebäude aufgeführt, das eine für die Missionarien, das andere für den Capitain, und das dritte zum Magazin, und gleich dabei Hütten vor die Soldaten. Als der Weihnachtstag, den man zur Einweihung der Capelle bestimt hatte, eingetreten war, so las man sechs Messen, und stellte Freudenbezeugungen an. Kurz darauf schickte man die lange Barke nach Cinaloa, mit Briefen an die Jesuitenmissionarien dieser Provinz, worinnen man sie

ersuchte, Vorrath und fünf Soldaten zu schicken, die ihnen in Aufführung der Gebäude behülflich wären. Indessen suchten die Patres bis zu ihrer Zurückkunft die Sprache des Landes völlig in ihre Gewalt zu bekommen, damit sie die Indianer unterrichten und gesittet machen könten. Man sah bald darauf den Nutzen dieser Verstärkung in einer Art von ordentlichen Treffen ein, das bei folgender Gelegenheit vorfiel. Weil die Indianer täglich der Erklärung des Catechismus beiwohnen musten, so glaubten sie endlich, die Spanier wären nicht in der Absicht gekommen, Perlen zu fischen oder einzutauschen, weil sie keines von beiden thaten, sondern nur in der Absicht, in Californien eine neue Religion einzuführen, deren Geheimnisse sie sie lehrten. Und eben dieß brachte die Zauberer, oder die ersten Lehrer der Nation in Bewegung, die ihr Ansehen bei diesen wilden Völkern noch immer behielten. Da die erstern ihre Macht, wie auch den Vortheil wusten, den sie davon hatten, wenn sie die Indianer bei ihrem Glauben erhielten, so erkläreten sie sich, um nicht den Nutzen, den sie davon zogen, zu verlieren, öffentlich wider die neue Lehre und die Fremdlinge, die sie predigten. Man unterhielt sich in den Gemeinheiten und Rancherias nur mit dem, was man hatte im Lager sagen hören, und da sich die Baiser immer mehr und mehr erhitzten, so theilten sie sich in zwei Parthien, wovon die eine es mit den Missionarien, die andere aber es mit den Zauberern hielt. Diese wandten alles an, den Haß ihrer Parthie anzureizen, und da der P. Salva Tierra die Indischen Christen, die dem Admiral Otondo gefolget waren, nicht hatte mitbringen können, so machten sich die Zauberer diesen Umstand zu Nutze, und breiteten durchs ganze Land aus, die Spanier wären nur deswegen angekommen, um sie mit in ihr Land zu führen, und dieses gab zu vielen Beschwerden Anlaß. Sie suchten dieses Mißvergnügen bis im Monat April 1698 zu unterhalten, da es durch einen Angriff, den sich unsere Leute nicht versahen, in einen offenbaren Krieg ausbrach.

Es begab sich von ohngefähr daß eine Chalupe, die die Galiote zurück gelassen hatte, nahe an die lange Barke landete, die in der Baie war; die Mißvergnügten faßten den Anschlag, sie wegzunehmen, entweder sich derselben zum Fischen

zu bedienen, oder nur bloß die Feindseligkeiten anzufangen. Sie bedienten sich also der Zeit, da unsere Leute zu Tische waren, und es war um so viel leichter, da nicht mehr als 2 Mann in der langen Barke zur Bedeckung waren. Einer von ihnen begab sich ins Lager, um von dem, was vorgegangen war, Nachricht zu geben. Der Capitain Tortolero nahm sogleich zwölf bewafnete Leute mit sich, und da er an die Küste gekommen war, bemerkte er von weiten zwei Corps Indianer, wovon eins in der Chalupe, das andere aber am Ufer war; dieses war das stärkste. Einige von den lezten rückten vor und hielten sie auf; die andere aber zogen die Chalupe ans Land, zerschlugen sie mit Steinen, und flohen hierauf in die Wälder. Unsere Leute fanden sie bei ihrer Ankunft außer Stand ausgebessert zu werden, und weil die Urheber dieser That sich davon gemacht hatten, so entschlos man sich, sie längst der Küste aufzusuchen. Die Spanier theilten sich in 2 Compagnien, und machten einen Platz an einer Erdspitze, die ins Meer geht, aus, wo sie wieder zusammen kommen wolten. Als Figuerca, 3 Soldaten und ein Californier durch einen engen Weg passirten, so stießen sie auf einen Hinterhalt von mehr als 50 Indianern, die einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf sie regnen ließen. Unsere Leute gaben Feuer auf sie, und stellten sich so, daß sie sie nicht angreifen konnten; indeß lief der Californier zu dem Capitain, der die Flintenschüsse wegen des Lärmens des Meeres und des sehr starken Windes nicht gehöret hatte. Diese 4 brave Soldaten hielten sich tapfer, ohngeachtet der Ueberlegenheit der Indianer, deren Anzahl sich zusehends vermehrte. Dem unerschrockenen Figuerca ward die Lefze von einem Steine gespalten, und ein anderer Soldat war von einem Pfeile verwundet. Die Furcht vor den Musketen, und vor allem der Schutz Gottes und Unserer lieben Frauen zu Loretto, der Beschützerin der Mission, verhinderte die Indianer, daß sie sie nicht lebendig bekamen. Die Munition fing schon an abzunehmen, als der Capitain und die fünf übrigen Soldaten ankamen. Es waren mehr als hundert Indianer, und alle wehrten sich verzweifelt. Nach vielen wiederholten Angriffen, denen unsere Leute hätten unterliegen müssen, brach die Nacht ein, die die Streitenden trente; die Indianer

ner diesen mit ihren Pfeifchen zum Rückmarsch, und liessen, wie sie es hernach selbst gestanden, auf dem Schlachtfelde einige Todte und sehr viel Verwundete. Dieser Sieg, wofür wir unserer lieben Frauen zu Loretto dankten, trug viel bei, die Aufrührer zu demüthigen; sie kamen almälig wieder ins Lager, und mischten sich unter die Indianer, die uns treu geblieben waren. Der Capitain wolte einige von ihnen strafen, uns ein Exempel zu statuiren; allein der Pater setzte sich dawider, zumal da die Aufrührer Reue und Demüthigung bezeigten: man brachte die Trümmern von der Chalupe ins Lager, und machte eine Generalamnestie bekannt.

Man feierte die Charwoche in vollkommener Ruhe, welches den Indianern eben so viel Erstaunen als Vergnügen verursachte. Es wurde sogleich die lange Barke in den Fluß Hiaqui geschickt, um daselbst Lebensmittel, Kleidung, Geräth und Provision, welches man von Mexico verlangt hatte, und im Monat April zu bekommen hofte, einzunehmen. Nach Abgange der Barke legten sich die Missionarien mit neuem Eifer auf den Unterricht der Californier, und ihre Sprache zu lernen. Um darinnen glücklicher zu seyn, und sich gegen den Leichtsin der Indianer zu sichern, so nahm der P. Piccolo den Unterricht der Knaben und Mägdchen auf sich, die er ins Lager kommen ließ, indeß daß der P. Salva-Tierra auf dem Felde den Erwachsenen den Katechismus erklärete, so daß durch diese weisen Veranstaltungen ihre Kinder als so viel Bürgen ihrer Treue waren. Der Saamen des Evangeliums fing an durch den Fleiß, Arbeit und Gedult der Missionarien Früchte zu bringen, als sich die Indianer im Monat Junius entfernten, die Pitahayas einzuernten; diese Ernte geht zu der Zeit an, und ist für sie eine Gelegenheit zu vielen Lustbarkeiten. Diese Entfernung, sagte der P. Salva-Tierra, kränkte uns, um so viel mehr, da die Ernte durch Hülfe des Unterrichts bereits anfing reif zu werden, den sie seit sieben Monaten erhalten, und darinnen so gut zugenommen hatten, daß es ein wahrhaftes Vergnügen war, sie zu sehen und zu hören. Die Knaben und Mädchen, denen man die Messe vom heil. Kreuz und andern Andachten gelernt hatte, preßten mir oft Thränen

ab.

ab. Unter andern fragte ein junger Knabe, der noch nicht vier Jahr alt war, und Juanico Cavalero hieß, mit einer kleinen Mütze auf dem Kopf und dem Stock in der Hand, seine Cameraden oft, und legte seinen kleinen Finger auf den Mund, wenn jemand plauderte, nicht zuhörte, oder sich schlafend stellte. Er nahm zuweilen die Rosenkränze und Reliquien der Soldaten, warf sich auf die Knie und küßte sie, legte sie auf seine Augen, und befahl den Spaniern eben so zu thun; und wenn ja einer nicht hören wolte, so ließ er ihm nicht eher Ruhe, bis er auf die Knie fiel, und ein Crucifix oder Reliquie küßte. Kurz, so daß jedermann diesem Kinde deswegen gut war.

GOtt belohnte auch die Arbeiten der Patres mit der Freude, die sie hatten, einige Kinder und Erwachsene, deren Leben in Gefahr war, zu taufen, und hierbei sah man viele merkwürdige Proben der göttlichen Barmherzigkeit zum Aergerniß der bösen Geister, deren Wuth sich durch die Unternehmung der Zauberer zeigte. Es fanden sich viele Erwachsene, die die Taufe verlangten, allein die Patres schlugen es ihnen ab, weil sie befürchteten, sie möchten die Mission wieder verlassen.

Außer dem Kummer, den die Abwesenheit der Indianer unsern Leuten verursachete, waren sie auch in Gefahr, aus Mangel an Lebensmitteln Hungers zu sterben. Die Barke war schon seit zwei Monaten fort, so daß jederman glaubte, sie hätte Schifbruch erlitten, weil das Wetter sehr stürmisch war. Man erhielt keine Hülfe von Mexico, und der Mangel war so groß, daß in der Mitte des Junius aller Vorrath in drei Säcken schlecht gemahlnem Mehle und drei Säcken Mais, der von den Würmern ganz gefressen war, bestand.

Die Bestürzung war so groß und so allgemein, daß der P. Salva-Tierra die Erzählung, die er dem angeführten Briefe beilegte, in folgenden Worten anfängt: „Ich fange diese Erzählung an, ohne zu wissen, ob ich sie noch werde können zu Ende bringen. Denn jetzt, da ich schreibe, befinden wir uns in einem „algemeinen Mangel an allen Dingen. Da er alle Tage zunimt, und ich unter „allen, die in dem Gebiete unserer lieben Frauen zu Loretto sich befinden, der älteste

„teste bin, so werde ich allem Anschein nach am ersten den Tribut bezahlen, den alle „Menschen der Natur schuldig sind.“ Aber was am wunderbarsten dabei ist, bestehet darin, daß mitten unter so vielen Mühseligkeiten und Gefahren, dennoch die Paters glücklich genug waren, eine Garnison, die aus so vielen verschiedenen Nationen bestand, und von denen der meiste Theil zuvor ein sehr freies und liederliches Leben geführet hatte, im Zaume zu halten. Ob sie sich gleich damals auf 22 beliefen, so hörte man doch niemals die geringste Klage, noch Lästerung, noch böses Wort. Sie wohnten den Uebungen der Andacht bei, und ermunterten einander die ganzen neun Tage, die die Paters zu Erflehung des Beistandes der Patronin der Mission gesetzt hatten, zum Tode. Da ihnen die Missionarien in einer Predigt von der Gotteslästerung gesagt hatten, daß es eine Stadt in Deutschland gäbe, wo man die Schwörer und Flucher mit Gelde strafte, so entschlossen sie sich einmüthig, dieser Gewohnheit zu folgen, und die, so dawider handeln würden, mit einer Summe zu bestrafen, die man fest setzen würde. Einige Soldaten wurden zur Einnahme derselben bestimt, und wenn jemand schwur, so ließen sie ihn nicht eher fort, als bis er die gesetzte Strafe erlegt hatte. Auf diese Weise waren die Schwüre und Flüche in kurzer Zeit verbannet, und es wäre zu wünschen, daß man eben so in andern Garnisonen verführe.

Als die neun Tage um, und mit denselben die wenigen Lebensmittel, die noch in dem Lager zu finden waren, aufgezehret worden, so langete endlich am 21 Junius, am Tage des heil. Ludwigs de Gonzaga, von Chacala eine große Barke an, die S. Joseph hieß, und von einem Einwohner von Camposstelle commandiret wurde, auf den der P. Ugarte uns allen Vorrath schickte, den er hatte auftreiben können, und außerdem noch 7 Freiwillige, die in der Garnison Dienste nehmen solten. Sie wurden mit großen Freuden aufgenommen, und man dankte deswegen GOtt, der Beschützerin von Loretto und dem heil. Ludwig ihrem geliebtesten Sohne. Der P. Salva-Tierra, der die lange Barke verloren gab, verglich sich mit dem Eigenthümer darüber, und dieser, weil er auf seinen Reisen ihren geringen Werth eingesehen hatte, verlangte nichts mehr. Endlich wurde

der Contract, wiewol nicht alzu aufrichtig von seiner Seite, vermittelst 12000 Piasters geschlossen, die ihm der P. Johan Maria zu Mexico von dem P. Ugarte wolte auszahlen lassen, weil er es ihm nicht selbst bezahlen könte. Man sahe aber bald, wie treuloß der Eigenthümer gehandelt hatte; man wuste, daß er 6000 Piasters mehr genommen hatte, als man zu ihrer Ausrüstung brauchte. Man hatte auf der ersten Reise die ganze Ladung eingebüßt, und auf der zwoten war man zu Acapulco gestrandet, und hatte sie vor 500 Piasters verkauft, ob sie gleich 18000 gekostet hatte, und dies war ein beträchtlicher Verlust für die Mission. Indessen brauchte man doch ein Schif, und zu allem Glücke schickte der Schatzmeister Don Pedro Gil de la Sierpe dem P. Johan Maria eine Barke S. Firmin genant, und eine longe Barke, S. Favier genant, die man sogleich abgehen ließ, Früchte und Holz zu Chacala und Metanchel, und andere Lebensmittel zu Hiaqui, Ahome und Gaimas ꝛc. einzunehmen; imgleichen auch Ochsen, Pferde und das Vieh, so Don Augustin Encinas der Mission schickte, abzuholen. Dieser hatte sie seit ihrer Stiftung unterstützt, und sein Sohn Don Miguel unterstützte sie nach dem Beispiel seines großmüthigen Vaters noch ferner.

Da indeß die Paters die Sprache des Landes völlig inne hatten, und im Stande waren, weit bequemer vermittelst der Pferde zu reisen, die sie bekommen hatten, so entschlossen sie sich, ihren ersten Besuch anzustellen, und ein jeder eine besondere Gegend vor sich zu nehmen. Zu Anfange des Jahrs 1699 begab sich der P. Johan Maria in Gesellschaft von Soldaten nordwärts an einen Ort, der Loreto hieß, und neun Meilen von Loretto lag, wo sich eine zahlreiche Rancheria befand. Er schickte zeitmals zu den Indianern, und ließ ihnen seine Ankunft und die Ursachen melden, allein er konte ihnen ihre Furcht nicht benehmen. Sie flohen alle davon, sobald sie ihn nur kommen sahen. Er lief auf sie zu, redte sie selbst an, und wartete zwei Tage, aber als er sahe, daß sie nicht zurück kamen, so entschloß er sich wieder zurück zu gehen. Nach seiner Ankunft ins Lager beschwerete er sich bei ihnen über die bisherige Aufführung, und wandte alles an, ihre Furcht zu zerstreuen. Das folgende Frühjahr ging er wieder zu ihnen,

nen, nante diesen Ort S. Johan der Täufer, unterrichtete sie in den Geheimnissen der Religion, redete freundschaftlich mit ihnen, gab ihnen kleine Geschenke, und untersuchte das Land und die Gewässer, die sich daselbst befanden, um es künftig bebauen zu lassen.

Unter den Indianern, die ins Lager kamen, befanden sich einige aus einer Gegend, die Viegge-Biaundo hieß, und Loretto gegen Mittag hinter hohen Bergen lag, und wie sie sagten, sehr bequem zum Getreide und zur Viehzucht war. Sie schienen einen so freundlichen und höflichen Character zu haben, und so für ihre Bekehrung eingenommen zu seyn, daß der Missionar es für gut befand, ein Kind zu taufen, bei dem er viel Lebhaftigkeit und Genie und ein gutes Naturel bemerkt hatte, und ihm den Namen Franz Xavier beilegte; den Erwachsenen aber schlug er diese Gnade ab. Der P. Piccolo begab sich den 10 Mai an den Ort, nachdem er zuvor alles ausgestanden hatte, was man auf einer Reise, wo kein gebahnter Weg ist, nur ausstehen kan. Weil die Soldaten nicht weiter gehen wolten, so ging er ganz allein zu diesen gesitteten Indianern. Er ging zu Fuß zwischen vielen Felsen und abschüssigen Orten, und langete endlich bei der Gemeinheit an, wo er mit aller möglichen Aufrichtigkeit und Freude aufgenommen wurde. Er blieb vier Tage bei ihnen, sie zu unterrichten, und erfuhr mit Vergnügen, daß der neue Christ Franz Xavier eben das that; dies bewegte ihn, der ganzen Gemeinheit diesen Namen beizulegen. Einige Indianer, die in dieser Reihe von Bergen ihre Familien hatten, begaben sich dahin. Es kamen auch einige aus andern Gegenden dahin, die gegen Westen liegen, die dem Pater viele Nachrichten von der andern oder äußern Küste, die das Südmeer bewässert, mittheilten. Der Missionar ging durch das Thal herum, und fand einige Gegenden, die zu dem Landbaue bequem waren, und wo man auch Wasser graben konte. Er sah auch daselbst einige fruchtbare Bäume, und sehr gute Weiden für die Pferde und das übrige Vieh. Sie machten sich hierauf wieder auf den Weg nach dem Lager, und gingen an dem beschwerlichsten Orte über diese Reihe von

Bergen. Am Fuße derselben fanden sie die Pferde, die sie den Indianern anvertrauet hatten, und nach einer Tagereise kamen sie in Loretto an. Acht Tage darauf ging der P. Salva-Tierra zum zweiten male nach S. Johan de Londo. Die Indianer hatten ihn rufen lassen, und ihm gesagt, daß viele Familien von der Sprache Liyu und andere von der Nation Cochimi, die Absicht hätten, sich dahin zu begeben, und sich in den Lehren des Evangelii unterrichten zu lassen.

Da man keine Lastthiere hatte, den Vorrath fortzuschaffen, so erboten sich die vornehmsten Monyuis, die Säcke fortzuschaffen, nicht sowol in der Absicht, das, was drinnen war, unter sich zu theilen, als sich vielmehr mit den Cochimis auszusöhnen, die bei Gelegenheit des Todes eines jungen Menschen, den man unter dem Namen Andreas getauft, und die Paters sehr lieb gehabt hatten, sehr wider sie aufgebracht waren. Er predigte ihnen das Evangelium, und nachdem er Freundschaft mit ihnen gemacht, so begab er sich zu einer andern Familie, die drei Meilen davon lag, um einen Indianer, der krank war, und Nikel hieß, daselbst zu besuchen. Die meisten von den Indianern, daraus sie bestand, flohen ebenfalls davon, und der Pater erwieß denjenigen, die da blieben, alle Freundschaft. Bei seiner Rückkehr nach Londo fand er die Gemüther der Indianer, so wol in Absicht auf die Religion, als auch gegen die Monyuis ganz verändert, gegen welche ihr Haß in seiner Abwesenheit wieder erregt worden war. Es kam zu einem offenbahren Bruch, so daß sie seinen Maulesel mit einem Pfeile verwundeten, als er eben acht Kinder taufte, und die Monyuis ihm einen Theil seines Geräthes nahmen. Indeß söhnte sie doch der Pater wieder aus; sie kehrten alle insgesamt wieder zurück nach Loretto, und suchten immer einer dem andern in Bahnung des Weges zuvor zu kommen, ohne welches es unmöglich gewesen wäre, mit den Lastthieren fortzukommen.

Die

Die Gegend von Viegge zog die Aufmerksamkeit der Missionarien um so viel mehr auf sich, weil sie ihnen sehr bequem schien, daselbst eine andere Mission anzulegen. Sie fanden nur eine einzige Schwierigkeit, nemlich den rauhen Weg, der für die Fußgänger sehr beschwerlich, und für die Lastthiere ganz unmöglich war. Indessen machten doch die Soldaten, von dem P. Piccolo ermuntert, und von den Indianern unterstützt, einen hinlänglich breiten Weg zwischen den abschüssigen Orten des Gebirges, den man den 12 Junius das erstemal versuchte. Er begab sich zu Pferde in das Land S. Franz Xavier. An dem Orte war ein sehr hoher Berg, auf den sich der Capitain und zwo Soldaten begeben wolten, um das Land zu untersuchen; allein sie hatten alle Mühe anzuwenden, wegen der vielen Hecken und Sträucher, die sie auf ihrem Wege antrafen. Aber ihre Mühe durfte sie nicht reuen. Denn als sie auf die Spitze gekommen waren, so entdeckten sie nicht nur ein sehr großes Land, sondern auch noch zwey Meere, nemlich das Californische und das Südmeer, welches ihnen so viel Freude machte, daß sie eine Salve gaben. Ihre Cameraden, die besorgten, sie möchten auf einen Hinterhalt gestoßen seyn, suchten ihnen geschwinde zu Hülfe zu kommen; als sie aber erfuhren was es war, so liefen sie geschwinde zum P. Piccolo, ihm die Neuigkeit zu melden, der, nachdem er seinen Unterricht bey den Indianern erneuret und sie seiner Liebe versichert hatte, auf eben dem Wege mit seiner Gesellschaft wieder nach Loretto ging.

Um die Zeit bekam Don Ludwig Torres Tortolero, Capitain der Garnison, einen beständigen Fluß an den Augen, der von den vielen Beschwerden herrührte, die er bei der neuen Eroberung ausgestanden hatte, und welcher ihn nöthigte, sein Amt, zu großem Leidwesen des P. Johan Maria, der seinen Muth, Klugheit, Frömmigkeit, und die große Verbindlichkeit kante, die ihm die Missionen zu danken hatten, niederzulegen. Der Pater ernante an seine Stelle den Don Anton Garcie de Mendoza von Fontarabie gebürtig, der lange Zeit bey seinen Truppen gedienet hatte, gab dem Don Ludwig sehr rühmliche Beglaubiaungsschreiben, empfahl ihn an die Audienz zu Guadalaxara, und bat sie, ihm ein Gouvernement zu Belohnung seiner Dienste zu geben, welches er allezeit gegen diejenigen zu thun pflegte, die sich seiner Hochachtung würdig gemacht hatten. Einige kleine und wenig beträchtliche Reisen nicht gerechnet, so wandten die Paters den Rest vom Jahre 1699. zu ihren ordentlichen Apostoli-

schen Verrichtungen an. Sie machten die Materialien zurechte, die zu Erbauung einer großen Capelle Unserer lieben Frauen von Loretto, und zur Grundlegung einer Kirche ohngefehr 100 Schritt von der Garnison nöthig waren, die, ohngeachtet sie sehr klein war, dennoch in einem solchen Lande als dieses für sehr schön gehalten werden konte; man wolte auch eine Wohnung für die Missionarien erbauen. Diese Baue und auch die andern, die man zur Bequemlichkeit der Garnison anfing, und wobey die Paters die Dienste der Aufseher, Befehlshaber und Arbeiter, leisteten, wurden von einigen Hindernissen, die man nicht voraus gesehen hatte, aufgehalten. Die Capelle, die im Lager war, wurde das folgende Jahr eingeweihet, und die Kirche fünf Jahre darauf, nemlich 1704. Die heilige Jungfrau war mit der Andacht ihres Dieners, des P. Salva-Tierra, sehr zufrieden, der eben diese Flamme allen Herzen der Garnison mitgetheilt, und sie durch den Dienst unterhalten hatte, den man ihr alle Sonnabende erwieß. Diese gütige Königin suchte ihrer kleinen Heerde ihren sonderbaren Schutz durch die Sorgfalt zu bezeigen, die sie brauchte, sie von der Verlegenheit zu befreien, in der sie sich alle Sonnabende befand, den man ihrem Dienste gewidmet hatte. An eben dem Sonnabend, als unsere Leute den Entschluß faßten, die Kirche und Capelle zu bauen, und während der Zeit, daß sie dem Rosenkranze, den Litaneien und der Predigt beiwohnten, fingen die Indianer auf einmal an zu schreien, puha! puha! welches in ihrer Sprache ein Schif bedeutet. Und in der That, es war dieß die Galiote des Don Pedro Gil y de la Sierpe, auf welcher er und der Präsident zu Guadalaxara uns vielen Vorrath schickte. Was die Freude vollkommen machte, so erfuhr man, daß alle Wechselbriefe, die die Soldaten auf Mexico gestellet hatten, bezahlet waren, so wie es der P. Ugarte in der Nachricht, die er davon giebt, selbst erzählet.

Der P. Piccolo wolte es nicht länger aufschieben, eine neue Mission zu S. Xavier de Viaundo zu stiften. Er ließ den P. Salva-Tierra zu Loretto, und entschloß sich unter den Indianern mitten in den Gebirgen von Viegge zu leben. Er gieng zu Anfang des Octobers unter Bedeckung einiger Soldaten dahin ab, durch deren und seiner neuen Kinder, der gebirgigen Indianer, Hülfe er einige kleine Häuser oder Hütten von ungebranten Ziegeln für sich und seine Gefehrten, imgleichen eine kleine Capelle von eben den Materialien erbauete. Unterdessen nun, daß die Ziegel trockneten, war er mit dem P. Mendoza und einigen Soldaten, denen die Indianer zu Wegweisern dien-

dienten, abgegangen, die andere Küste des Südmeers zu besichtigen, deren Entdeckung der Admiral Otondo, der durch seine Unternehmungen so berühmt ist, vergebens versucht hatte. Als sie vier Meilen weiter gegen Westen gingen, so trafen sie eine große Familie sehr bescheidener Indianer an, welche der P. Piccolo der heil. Rosalie, seiner Landsmännin, weihete. Sie gingen hierauf einem kleinen Flusse nach, der sie ans Meer führte, und fanden an der Küste viele Muscheln von Azurfarbe, wovon man so viel geredet hat, aber weder Baie, noch Crike, noch Hafen, der der Galione der Philippinischen Inseln zur Zuflucht dienen konte, obgleich die Kaufleute und die Regierung es sehr wünschten. Bei ihrer Zurückkunft erneuerten sie die Freundschaft mit den Indianern von S. Rosalie, und baten sie nach S. Xavier zu kommen. Er schrieb auch an den P. Salva-Tierra, er möchte so gütig seyn, und den Tag aller Heiligen zur Einweihung der Capelle und Kirche zu ihnen kommen. Die Freude und die Andacht ersetzten das, was von Seiten der Pracht und Feierlichkeit fehlte.

Vierter Abschnitt.

Schwierigkeiten, die man zu Anfange dieses Jahrhunderts auszustehen hatte. Schlechte Besorgung der Missionsangelegenheiten zu Mexico.

Unter dieser Abwechselung von Gutem und Bösem fing sich das Jahr 1700. an, und mit demselben eine Menge von Unglück und Trübsalen für die Mission in Californien, so daß sie völlig zu Grunde gegangen seyn würde, wenn sie die heil. Jungfrau nicht ihres ganz besondern Schutzes gewürdigt hätte. Die Anzahl derjenigen, die sich auf dieser Halbinsel niedergelassen hatten sowohl Spanier als auch Metifs und Indianer aus Neuspanien, belief sich auf 600 Personen. Man brauchte also sehr viel Lebensmittel, und zog keine aus dem Lande. Die ganze Marine der Mission bestand damals nur in 2 Schiffen nämlich S. Joseph, und S. Firmin, und einer langen Barke, Namens S. Xavier. Die Spanier hatten bisher zufrieden gelebt, und waren mit den Missionarien vollkommen eins gewesen. Sie verließen sich auf den Schutz der Regierung zu Mexico, und auf die Hülfe vieler guten Christen, die sie ihnen zur Unterstützung und Vergrößerung einer Eroberung versprochen hatten, die man sehr gewünscht

und

und vielmahls mit unsäglichen Kosten unternommen hatte. Aber Gott, der das Vertrauen seiner Diener auf die Probe stellen wolte, ließ es geschehen, daß die Sachen sich veränderten, und eine ganz andere Gestalt gewonnen. Das Schif S. Joseph war, wie wir schon angeführt haben, der Mission wegen der vielen Ausbesserungen, die es verlangte, sehr zur Last, und man wünschete um soviel eher, daß es einmal Schiffbruch litte. Der S. Firmin strandete durch die Nachläßigkeit der Piloten nahe bei dem Hafen Ahome, und weil ihm die Officiere und Matrosen nicht zu Hülfe kamen, die bei Erbauung eines neuen Schiffes ihren Vortheil zu machen hoften, so wurde es von der Gewalt der Wellen in Stücken zerschlagen. Es blieb also nichts übrig, als die lange Barke S. Xavier; aber das schlechte Wetter hatte sie so beschädigt, daß es ein ein bloßes Glück war, daß der P. Salva-Tierra, nachdem er die Sorge für die Garnison dem P. Piccolo überlassen hatte, zu Cinaloa ankam, wo er den Verlust des S. Firmin erfuhr. Er gab sich alle mögliche Mühe, diesem Unglück abzuhelfen; da er aber einige Schwierigkeiten fand, so wandte er sich unmittelbar an den Stathalter.

Der P. Johann Maria hatte ihm von Anfange an eine Beschreibung von allem schickt, was er vorgenommen hatte. Er hatte ihm auch in den ersten Jahren geschrieben, und ihn um die Fortsetzung seines Schutzes ersucht: überdieß hatte er zu Anfange des Märzes gegenwärtigen Jahres dem königl. Conseil eine lange Bittschrift, die von den Patribus und 35 andern Personen unterschrieben war, überreichet, worinnen er alles genau berichtete, was bei dieser Eroberung vorgegangen war, und den Zustand entdeckte, worinnen sie sich damals befand. Er erzälete darinnen seinen Mangel, bemerkte die verschiedenen Ausgaben, die man hatte machen müssen, und die Unmöglichkeit, daß die dasige Garnison durch zufällige Beisteuren, die noch dazu von Tag zu Tag abnahmen, bestehen könnte. Er ersuchte das Conseil, ihm seinen Schutz zu geben, damit man nicht die Frucht so vieler Arbeiten einbüßte, und die Garnison aus dem Königl. Schatze zu bezahlen, so wie man bei andern thäte, die an der Gränze wohnten; er protestirte wider allen Schaden, der entstehen könnte, wenn er die Mission zu verlassen genötiget wäre. Er schloß damit, der P. Piccolo und Er wären entschlossen da zu bleiben, solten sie auch von den Händen der Wilden sterben müssen. Er schrieb von Cinaloa aus eine neue Bittschrift an den Stathalter, in welcher er

ihm

ihm den Schaden beschrieben, den der S. Joseph verursacht hatte, der Verlust des S. Firmin, und den schlechten Zustand der langen Barke, wie auch die Gefahr, in der sich die neuen Einwohner befanden, elendiglich Hungers zu sterben, und dieß zu der Zeit, da sie sich schmeicheln könnten, diese große Gegend dem heilsamen Joche des Glaubens und der Herrschaft Seiner Kathol. Maj. zu unterwerfen. Er bat ihn, er möchte der Mission ein Geschenke mit dem Schiffe machen, das man einigen Peruvianern, die nach Acapulco handelten, geliehen hatte. Der Stathalter gab sich nicht die Mühe, auf die ersten Briefe des Paters zu antworten, und ob ihn gleich der P. Ugarte bewegte, sie dem Conseil vorzulesen, so bestand doch alles, was er von ihm erhalten konnte, darinnen, daß er es demselben mündlich vortragen wollte. Der Erfolg davon war, daß man 1000 Piasters zu den Unkosten der Mission aussezte, die der P. Ugarte als unzulänglich nicht annehmen wolte, weil er auf die Bedürfnisse sahe, in denen sie sich befand; wenn auch seine Weigerung den Eifer aller seiner Wohltäter erkalten solte. Er zeigete, daß man einige Jahre zuvor 30000 Piasters jährlich der Gesellschaft angeboten habe, wenn sie diese Unternemung über sich nehmen wolte, und da sie nunmehr bald zu Stande wäre, schickte sichs nicht, daß die Regierung sich von ihren ersten Grundsätzen entferne. Diese und viele andere Vorstellungen, die er that, wurden so kalt aufgenommen, daß zwei Jahre hingingen, ohne daß man an die Mission dachte.

Die neuen Bittschriften, die man des Schiffes und der Garnison wegen übergeben hatte, thaten keine bessere Wirkung. Man ging noch weiter, man legte sich auf Verläumdungen, und brachte die Rede aus, die Jesuiten hätten um deswillen den S. Firmin lassen zu Grunde gehen, damit sie den Schatz des Königs ungestraft erschöpfen könnten. Man mußte ein Herz haben, das mit dem undurchdringlichen Schilde des Glaubens bewafnet, und von einem brünstigen Verlangen ihn zu erweitern entzündet war, wenn man so viel vereinigte Schwierigkeiten übersteigen wolte. Aber es betraf die Sache Gottes, und folglich muste man sie sowohl im Glück als Unglück vertheidigen. Der P. Salva-Tierra, der weit mehr bedacht war diesen ungerechten Verdacht zu entfernen, als seine Ehre zu retten, schickte fünf Briefe vom Schatzmeister zu Guadalaxara und andern vornehmen Personen ein, die den Verlust des Schiffes bestätigten. Sie unterdrückten zwar dadurch die Verläumdung,

aber man war immer noch in Verlegenheit, woher man der Mission die nötige Hülfe verschaffen solte. Man schickte sie an den Sollicitator ein, der nach vielen Verzögerungen die Erlaubniß zu sehen verlangte, Kraft welcher die Väter sich das erstemal nach Californien begeben hatten, und in dem Berichte, den er machte, bemühte er sich zu beweisen, daß sie vermöge ihres Inhalts kein Recht hätten etwas von dem Könige zu verlangen. Diese Schwierigkeit wurde bald gehoben, da man bewies, daß die Umstände n[illegible]hr eben dieselben wären, und ein grosser Unterschied sey, zwischen eine Eroberung [illegible] und sie erhalten. Nach vielen Streitigkeiten wurde endlich beschlossen, die Sache an den Stathalter zu schicken, der allein das Recht sie zu entscheiden hätte. Wegen der dringenden Noth, in der man sich befand, bat man sein möglichstes zu thun; und doch wurde weiter nichts erhalten, als daß man einen Bericht von dieser Sache an den Hof schicken, und von da den Entschluß Seiner Maj. erwarten solte. Was aber das Peruvianische Schiff anbelangt, so sagte man, daß wenn der P. Ugarte das gehörige dafür bezalen wolte, im Fall man die geschehene Cession aufhübe, man es ihm für Californien überlassen wolle, aber ohne dasselbe würde nichts draus. Die Mittel des Missionarii erlaubten dieses nicht, und so wurde weder das Schiff noch die Chalupe ausgeliefert, ja man wolte so gar nicht einmal erlauben, daß man die Galiote des Don Pedro Gil de la Sierpe, der damals gestorben war, befrachtete, um die eingekauften Lebensmittel fortzuschaffen. Die Väter verlangten Zeugnisse wegen ihrer geleisteten Dienste, um sich an den Hof wenden zu können, aber man schlug sie ihnen ab, so daß ihnen kein anderer Trost übrig blieb, als Geduld und christliche Standhaftigkeit.

Der Stathalter hatte im Monat Mai 1698 und im October 1699 an Seine Maj. und dessen Rath der Indischen Angelegenheiten, einen Bericht von der Unternehmung der Jesuiten in Californien abgeschickt. Er wurde sehr wohl aufgenommen, und man versprach die verlangte Hülfe dahin zu senden. Man hatte dieß dem Eifer der Gräfin von Galves, Donna Alvira de Toledo, die Stathalterinn in Mexico gewesen, und für den glücklichen Fortgang dieser Unternehmung sehr besorgt war, zu verdanken. Indessen waren doch der Tod dieser Dame und die Unruhen, die die Krankheit Carls II, der der letzte aus dieser Monarchie war, und vor allen sein Tod,

der den 1 November 1700 erfolgte, am Hofe verursachte, die Ursache, daß man nicht mehr an Californien dachte.

Die Erhebung Philippi V auf den Spanischen Thron stellte die Kraft dieser abnehmenden Monarchie, wieder her; und obgleich der dritte Bericht, den der Statthalter zu schicken versprochen hatte, noch nicht zu Madrid angekommen war, so hatte doch der junge Monarch durch Particularbriefe den schlechten Zustand dieser wichtigen Eroberung erfaren. Er ließ sich daher die zween ersten Berichte in vollem Rathe vorlesen, und fertigte sogleich den 17ten Julius, welches der achte Monat des ersten Jahres seiner Regierung war, drei Befehle wegen Californien aus, die sehr vorteilhaft für die Gesellschaft waren. Sie waren an den Don Juan de Ortega Montanes, Erzbischof zu Mexico, gerichtet, der zur Statthalterschaft, zum Bischofthume zu Guadalaxara und zur Audienz dieser Stadt bestimmt war. Im ersten, der sich auf die zween Berichte gründete, befahl er, diese wichtige Unternemung auf keinerlei Weise zu unterlassen, und ihr durch alle mögliche Mittel zu Hülfe zu kommen, und dankte den Missionarien für die Mühe, die sie auf sich genommen hatten. Er befahl überdieß, daß man jährlich 6000 Piasters an die Mission bezahlen, und sie aus dem Königl. Schatze nehmen solte, und dieß sollte auf das genaueste und ohne Bedenklichkeiten, unter keinerlei Vorwand, geschehen. Er befahl auch eine genaue Kenntniß von dem Lande, von dessen Garnisonen und den Mitteln, die man zu einer solchen Eroberung anwenden müsse, von dessen Gemeinschaft mit Neuspanien, von dem Zustande der Missionen, in Cinaloa, Sonora, und Neubiscaya, und der Hülfe einzuziehen, die sie zu Gründung neuer Missionen leisten könnten. Er trug ihm endlich auf, sein Ansehen anzuwenden, die zwo Missionen nach Californien zu schaffen, die Alonzo Fernandez de la Torre, Einwohner von Compostelle, für Cinaloa und Sonora gestiftet hatte. In den zwo andern, befahl Seine Maj. dem Bischoffe und der Audienz, die Unternemung aufzumuntern und derselben beizustehen, ihm ein Verzeichniß von dem zu schicken, was man ausgerichtet habe, und die zur Veränderung der Missionen nötigen Maasregeln zu ergreifen. Das folgende Jahr schickte Ihre Maj. Maria von Savoyen einen andern mit eigner Hand unterschriebenen Befehl an den Herzog von Albuquerque, Statthalter von Neuspanien, den ich hier einrücken will, nicht sowohl wegen seines Inhalts, als vielmehr als ein Denk-

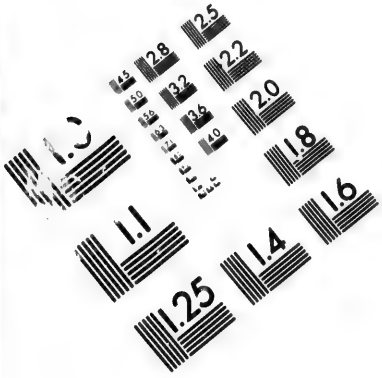
maal der grossen Eigenschaften einer Prinzessin, die ihre Tugenden und seltenen Talente der ganzen Nation liebenswürdig machten.

„Der König und die regierende Königin, an den Herzog d' Albuquerque, meinen Vetter, Cammerherren, meinen Stathalter, Gauverneuer und Generalcapitain „der Provinzen in Neuspanien, und Präsidenten der Königl. Kammer zu Mexico. „Der Provincial von der Gesellschaft der Jesuiten in der Provinz Toledo hat mir vorgestellet, daß seit 5 Jahren einige Missionarien seines Ordens die geistliche und leibliche „Eroberung Californiens übernommen, und daß sie im Monat August vergangenen „Jares 1700 die Indianer in einem Raume von 50 Meilen zu einem beständigen Gehorsam gebracht und zwei Städte erbauet, wo man mehr als 600 Christen, die gröβtentheils noch Kinder sind, und 8000 erwachsene Katechumenen zählet; und daß mitten „in diesem Glücke, das ohne einige Kosten von Seiten des Königl. Schatzes bloß durch „die Bemühung der Geistlichen, und die Beisteuren eifriger Personen erhalten worden, „bis auf die Assignation auf 6000 Piasters, die man ihnen voriges Jahr auf die Schatzkammer zu Mexico übermacht, man dennoch einige Unruhen von Seiten der Wilden „zu besorgen habe, deren Mißvergnügen alle Tage zunimt, man auch alle mögliche „Vorsorge tragen müsse, alles das zu verhindern, was diesem groβen Werke schaden „könte, daher er mich bat, die Mittel, die ich für dienlich halten würde, anzuwenden. „Ob ich nun gleich in meinem Befele vom 17 Julius des besagten Jahres 1700 besondere Befele und Instructionen an die Regierung geschickt habe, betreffend das, was „sich zur Eroberung von Californien und Anlegung nöthiger Etablissements schickte, so habe „ich durch meinen Königl. Befehl vom 11 dieses Monats beschlossen, Euch eben die Instructionen zu erneuren, und Euch zugleich wissend machen wollen, wie angenehm mir diese Berichte sind, wegen der grossen Vortheile, die man von dem brünstigen Eifer der Missionarien der Ehrwürdigen Gesellschaft erwartet, die ich Euch befehle zu unterstützen, und „ihr in allem dem zu dienen, was zu ihrem Wohlseyn, und dem glücklichen Fortgange der frommen Absicht etwas beitragen kan, welche der Enzweck ihrer unermüdeten Arbeiten ist, so wie ich es von Eurem Gehorsam hoffe, den Ihr Gott und „meiner Krone schuldig seid. Ihr werdet auch dafür sorgen, daß alle in Aemtern stehende Personen und andere ihnen bei allen Gelegenheiten helfen, wo sie derselben nöthig haben können, und mir von alle dem, was geschehen ist, Nachricht geben,

„Gege-

„Gegeben zu Madrid, den 11 December 1702. Ich Königin. „Auf Befehl Seiner „Majestät Don Manuel de Apperregui.

Indeß daß man diese Befehle an dem Hofe zu Madrid ausfertigte, so machte man zu Mexico nicht die geringeste Bewegung, die Mission von Seiten Seiner Maj. zu unterstützen. Es ist wahr, daß man auf gewisse Weise durch zwo Eroberungen daran verhindert wurde, die die Regierung zu Mexico mit vieler Hitze unternommen hatte. Die erste war die Eroberung der Besatzung zu Panzacola an dem Mexikanischen Golfo in Florida, an dem Ort, wo es mit Louisiana gränzt, im 69 Gr. westlicher Länge, nach dem Herrn d Anville, vom ersten Meridian der Insel Fer zu rechnen; oder im 291 Gr. östlicher Länge, und 30½ Gr. nordlicher Breite. Die zwote war die Eroberung der Provinz Los-Tezas, nordwärts von Neumexico, im 95 Gr. westlicher Länge, oder dem 265 östlicher Breite, nach eben dem Meridian zu rechnen, und im 38 Gr. nordlicher Breite. Es wurde auf die erstere im Jahr 1700 mehr als eine Million Piasters verwandt, blos damit Panzacola nicht in die Hände anderer Nationen fallen möchte. Von der Eroberung de Los Tezas versprach man sich auch große Vortheile, und man spahrte nichts, darinnen glücklich zu seyn. Diese zwo Eroberungen waren Ursache, daß die Regierung Californien darüber vergaß. Allein die vornemste Ursache dieses Aufschubs war die Eifersucht, und diese hatte auch von Anfange her alle Maasregeln, die die Gesellschaft genommen hatte, zerrissen. Diese böse Neigung, die sich in die von tausend scheinbaren Vorwänden verdorbenen Herzen einschleicht, erstickt die guten Absichten aufrichtiger und wohlmeinender Leute. Die, deren Herz nur an den Gütern dieser Welt klebt, können sich nicht einbilden, daß sich ein Mensch Beschwerden und Gefahren aussetzen könne, ohne einige Belohnung zur Absicht zu haben. Und wenn das ist, wie können dergleichen Leute glauben, daß die Paters durch so viele Beschwerden, Trübsalen und Gefahren ihr Herz gegen alle Freude abhärten sollten, blos in der Absicht, die Ehre Gottes und die Bekehrung der Ungläubigen zu befördern? Die ersten Unternemungen auf Californien hatten, ob sie gleich fruchtloß abliefen, dennoch viele Personen bereichert. Sie hatten ihr Glück entweder durch die Freigebigkeit des Königs, oder durch die Handlung und Perlenfischerei gemacht. Die Jesuiten hatten keinen von diesen Vortheilen. Aber man hatte kaum erfahren, daß sie sich Meister von Californien gemacht hätten, als viele Mexicaner



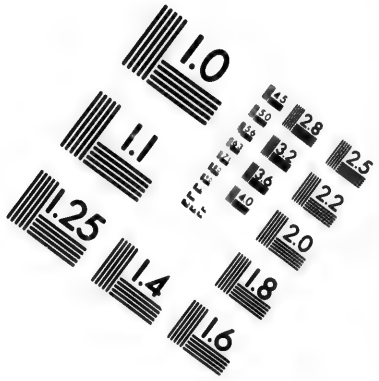
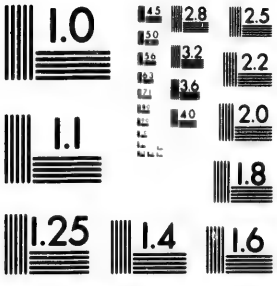
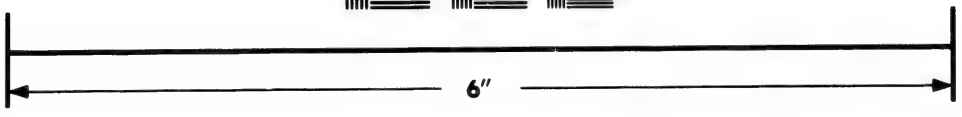
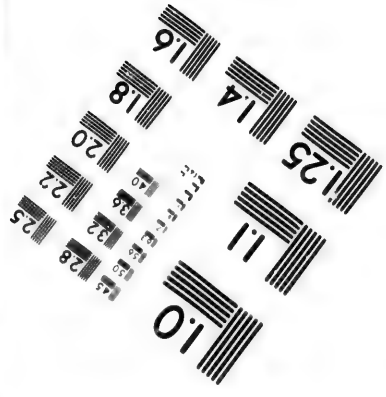
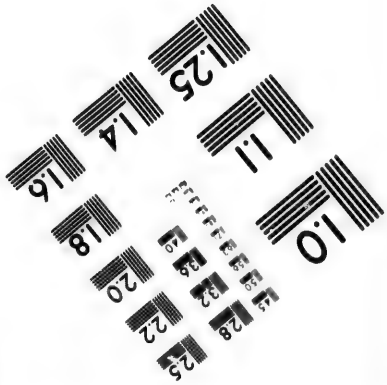


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)









Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

glaubten und auch ausſprengen ließen, ſie hätten daſelbſt unſägliche Reichthümer gefunden. Hierzu komt noch, daß die Beiſteuren der Woltäter, ob ſie gleich nicht zureichend zu den Ausgaben waren, die dieſe Unternemung verlangte, doch vielen Lärm bei denjenigen machten, die keine Beſchwerden und Gefahren, denen ſie ſich ausſezten um das Himmelreich zu verdienen, auszuſtehen vermochten, und ihnen dennoch ihren Wachsthum und zeitliche Ehre misgönneten. Es fehlte indeſſen noch viel, ſie in dem völligen Beſitze dieſer Eroberung zu ſehen; das Elend allein war dafür ihr Erbtheil. Indeſſen trug doch das, was man von den Perlen, die da gefunden würden, bekant gemacht hatte, viel zu Beſtätigung der ungerechten Reden bei, die man auf ihre Rechnung herumgehen ließ, und ſie fanden um ſoviel eher Beifall in dem Geiſte des Pöbels, da man ſie mit der ſcheinbaren Decke des Patriotismus unter dem Eifer für das öffentliche Wohl und den Dienſt Seiner Maj. verhüllete.

Auſſer den ſchon angeführten Urſachen befand ſich noch eine mitten in der Garniſon, nähmlich das Misvergnügen des Capitains Anton Garcie de Mendoza, der ſie commandirte. Ermüdet, die mit ſeinem Amte verbundnen Beſchwerden zu ertragen und unter den Miſſionarien zu ſtehen, die ihm nicht erlaubten die Indianer unter verſchiedenem Vorwande, zu drücken, wie andere vor ihm ſchon zum Unglücke gethan hatten, um ihr Glück auf Koſten vieſes armen Volkes zu machen, ſchrieb er viele Briefe an ſeine Freunde und den Stathalter, die voll von bittern Klagen wieder dieſe Geiſtliche, aber einander ſehr wiederſprechend waren. Zum Beyſpiele in dem Briefe an den Stathalter vom 12 October 1700 nachdem er dem P. Salva-Tierra und Piccolo die gröſten Lobeserhebungen gegeben, die er Heilige, Apoſtel und Cherubim nennet, und ihre Arbeiten, Eifer und Uneigennützigkeit rühmet, beſchimpft er bald drauf ihre Unternehmungen in dem Innern des Landes, die Sorge, die ſie auf die Anlegung der Wege, Gründung der Miſſionen und den Anbau des Landes wandten. Er ſchloß darauf, um uns ſeiner Worte zu bedienen, „Ich ſehe kein ander Mittel, dieſen närriſchen und einfältigen „Unternehmungen Einhalt zu thun, als von ihrem Betragen dem Ehrwürdigen P. „Provincial von ihrer Geſellſchaft Nachricht zu geben, und ihn zu erſuchen, dieſe zween „Geiſtliche wieder zurück zu rufen, und an einen Ort einzuſperren, wo ſie die verdiente Strafe leiden können. Ich vor meine Perſon, bin es zufrieden, daß man „mich in ein Gefängniß ſperre, und mit Ketten anlege, um denjenigen ein Muſter abzuge-

„zugeben, die Lust hätten dergleichen Begebenheiten zuversuchen.“ Obgleich diese Briefe, von denen die Feinde der Mission sogleich Abschriften besorgten, und in Mexico und an andern Orten verbreiteten, von einem eingenommenen Manne herkamen, so machten sie doch einen starken Eindruck auf einige Glieder des Ministerii, wie auch auf alle diejenigen, die die Subordination, die sie von den Soldaten verlangten, als eine Wirkung der Macht und des Ansehens betrachteten, das sie sich anmaßen wolten. Sie sahen eine solche Subordination als eine schimpfliche Sache für alle Truppen an, ob sie gleich von Geldern bezahlt wurden, die liebreiche Personen ihnen geschenket hatten. Allein das Unglück war, daß dieser Streit zu einer Zeit entstand, da der Schatz erschöpft war, und fast alle Personen, die in Aemtern stunden, sich nur das wenige Leben zu Nutz zu machen suchten, das einem schwachen, kranken Könige, der keinen Nachfolger hinterließ, noch übrig war. Diese falschen Gerüchte brachten auch noch eine andere Wirkung hervor, wodurch viele Personen, die bisher großmüthig zu den Kosten der Missionen ihre Beisteuer gegeben hatten, in ihrem Eifer nachließen; und dieß ging so weit, daß man die Garnison zu Loretto, weil man sie nicht unterhalten konte, bis auf zwölf Soldaten herunter setzen muste, die von freien Stücken blieben, und die Paters nicht verlassen wolten. Deswegen machten die Indianer verschiedene Verschwörungen, und man konte weder in dem Lande reisen, noch Etablissements anlegen. Es verging einige Zeit, daß man die Erwachsenen nicht taufen konte, und unsere Leute hatten so viele Beschwerden und Unglücke in Californien auszustehen, daß es sichtbar der Wille der Vorsicht zu seyn schien, daß diese geistliche Eroberung dennoch geschah, der Leiden und Widerwärtigkeiten ohngeachtet, die man erlit, und die man allezeit in allen Unternehmungen, die ihren Dienst betreffen, ausstehen wird. In einem Briefe vom 3 October 1700. schreibt der P. Salva-Tierra, nachdem er seinem Freunde, dem Sollicitator zu Guadalaxara, gesagt hatte, daß er achtzehn Soldaten abgedankt habe: „Ich erwarte nur den letzten Entschluß der Regierung zu Mexico, der ich meine „letzte Protestation geschickt habe, auch die andern abzudanken. Wenn alle Soldaten abgedankt sind, so wollen wir auch an die Mittel denken, unsere Schulden zu „bezahlen, und wenn uns ja aus Mangel an Truppen unsere Kinder die Californier abschicken, Gott von unserer Aufführung Rechenschaft zu geben, so wird unsere „liebe Frau zu Loretto sie gewiß für uns zu bezahlen suchen.“

Da

Da also der P. Ugarte sah, daß man von der Regierung keine Hülfe zu hoffen habe, so brachte er alles Geld zusammen, was er nur auf die Billets, die man ihm geschickt hatte, bekommen konte, und entschloß sich, seine Tage in Californien zu beschließen. Er bat um die Erlaubniß, das unglückliche Schif S. Joseph, das man seit 22 Monaten auf der Küste von Neugallizien bauete und noch nicht fertig war, abschicken zu dürfen. Es brauchte viele Mühe, ehe man darein willigte, und nachdem er die Sorge für die Mission dem P. Alexander Romano übergeben hatte, so reisete er den 31 December, am Tage des heil. Xavier, seines Patrons, von Mexico ab, und begab sich nach Queretaro und Guadalaxara, dem Ozio und dem Sachwalter Miranda von dem Zustande der Angelegenheiten Nachricht zu geben. Er gab zu Cinaloa und Ahome Befehl, den Vorrath auf der langen Barke abzuschicken, und ging vier hundert Meilen bis an den Fluß Hiapui, in der Hofnung, den P. Johan Maria daselbst zu finden; allein dieser war nicht mehr da. Die Ungedult, die er hatte, sich in die neuen Missionen zu begeben und an der Bekehrung der Heiden zu arbeiten, war so groß, daß er, ohne sich Zeit zu nehmen und dieselben zu erwarten, sich auf ein kleines Schif setzte, das er an der Küste fand, glücklich durch den Golfo in drei Tagen setzte, und den 16 Merz am Tage des heil. Joseph, unter dessen Schutz er sich auf dieser gefährlichen Reise begeben hatte, zu Loretto ankam. Er fand den P. Piccolo und die Soldaten in einem erbärmlichen Zustande, und wie konte es anders seyn, da sie keine Nachricht noch Lebensmittel von der Küste seit dem Monat October erhalten hatten. Indessen half doch die Vorsicht etliche Tage drauf durch die Ankunft der langen Barke S. Xavier ihrem Mangel ab; diese brachte ihnen den Vorrath, den der P. Ugarte drei Monate zuvor hatte einschiffen lassen. Aber die widrigen Winde hatten sie die ganze Zeit über auf dem Meere zurück gehalten, so daß der gröste Theil von dem Getraide schon verzehrt war.

Ende des ersten Theils.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Charte von Californien wird in der Michaelmesse 1769 nebst dem Schlusse des ganzen Werkes ausgeliefert werden.